Stw
567

5.
B. 9

GEDANKEN
ÜBER EINIGE
DEM OFFICIER
DER
LEICHTEN CAVALERIE
NOTHWENDIGE KENNTNISSE
DES
KRIEGSDIENSTES UND DER PFERDE

VON

LEVIN FREYHERRN VON BENNIGSEN

SEINER MAJESTÄT DES KAISERS ALLER REUSSEN GENERAL DER CAVALERIE, KRIEGS-GOUVERNEUR UND INSPECTOR DER CAVALERIE UND INFANTERIE VON LITHAUEN, ZUGLEICH CIVIL-BEFEHLSHABER DERER GOUVERNEMENTS VON WILNA UND GRODNO, RITTER DERER ORDEN DES ST. ALEXANDER NEWSKY, DER ST. ANNEN ERSTER, DES ST. GEORG DRITTER CLASSE, UND DES ST. WOLODIMIR ZWEYTEN GRADES GROSSKREUZ

ZWEYTE AUFLAGE

MIT VIII. KUPFERN

WILNA 1805
IN DER AKADEM. BUCHHANDLUNG
LEIPZIG
BEY WILH. REIN ET COMP.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

AN

SEINE MAJESTÄT

DEN

KAISER UND HERRN

ALEXANDER I.

SELBSTHERRSCHERN ALLER REUSSEN

ETC. ETC. ETC.

Allerdurchlauchtigster Kaiser und Herr!

Ein Werk, das vom Kriegsdienste handelt, kann dem erhabenen Monarchen, der den Kriegsdienst so meisterhaft kennet, und so sorgsam cultiviret, nicht gleichgültig seyn. Wenn ein solches Werk Sachen enthält, die auf ein Heer anwendbar sind, das an Muth, Ausharrlichkeit, Geduld, Genügsamkeit und Erschaffung eigener

Hülfsmittel im Kriege das einzige ist — und welches Heer ist diess anders als Russlands Heldenheer? — so kann der Verfasser getrost auf einen herablassenden gnädigen Blick ALEXANDERS hoffen.

Diess ist es, was mich so dreist macht, Eurer Kaiserl. Majestät die zweyte vermehrte Auflage eines Werks allerunterthänigst zu Füssen zu legen, dessen erste Ausgabe des nachsichtsvollen huldreichen Beyfalls von der Unsterblichen Grossen CATHARINA einstens gewürdiget

wurde — ein Werk, das praktische Kriegs-Erfahrungen und historische Bemerkungen über den wichtigen Gegenstand der Pferde-Arten im russischen Reiche und im Ausland enthält, die ich in sechs Kriegen und vier und vierzigjährigem Dienste gesammelt habe.

Finden Eure Kaiserl. Majestät Selbst nur den guten Willen in diesem Werke nützlich zu seyn, so ist der Mann hochbelohnt, der schon zu CATHARINENS unvergesslichen Zeiten sich Russland zum Vaterland

machte, und der unter ALEXANDERS beglückendem Scepter den Ruhm eines guten Unterthanen sich zum grössten Ruhm macht.

ich ersterbe in tiefstem unterthänigsten Respect

Allerdurchlauchtigster Kaiser und Herr

Ew. Kaiserl. Majestät

allerunterthänigster

der Verfasser.

Vorrede

zur zweyten Auflage.

Ich habe in der Vorrede zur ersten Auflage dieses Werkes schon gesagt, dass diese Aufsätze nicht bestimmt waren, dem Drucke übergeben zu werden, sondern dass nur das Verlangen einiger Gönner und Freunde die Veranlassung dazu war.

Da es mein Schicksal wollte, dass ich auf meinem Guthe in Lithauen zwey Jahre einsam leben musste — die einzigen unwillkührlichen Brach-Jahre meines vier und vierzigjährigen Dienstes — so hab' ich bey den glücklichen Freuden des Landlebens immer einige Stunden meiner Lieblingswissenschaft, dem Studium der Kriegskunst,

geweihet. Hier schrieb ich die Bemerkungen nieder, die ich in den Kriegen in Pohlen und in Persien und auf meiner Reise in die kaukasischen Gebirge gemacht habe. Diess, und die günstige Kritik der Göttinger gelehrten Zeitung vom Jahre 1794 im 188sten Stück, sind jetzt die ermunternde Veranlassung zu einer zweyten Auflage.

Ich werde die müssigen Stunden, die ich dieser Arbeit gewidmet habe, nicht für verloren halten, wenn die Erfahrungen eines unter den Waffen grau gewordenen Soldaten, angehenden Kriegern unterrichtend werden können.

Mein jetziges öffentliches sehr beschäftigtes Leben, lässt mich nicht einmal daran denken, das Ganze noch ein Mal zu übersehen, und ich muss es so dem Drucke übergeben, wie ich's dazu Mal hinschrieb.

Vorrede

zur ersten Auflage.

Die Unterweisung meines Sohnes, der in der Russisch-Kaiserlichen Armee bey der leichten Reiterey in Dienste zu treten wünschet, liess mir nachstehende Blätter entwerfen. Eine lange Reihe Dienst-Jahre, indem ich bey dieser Art Kavallerie selbst ein Regiment zu befehligen die Ehre habe, und verschiedene mitgemachte Kriege haben mir, indem sie die Theorie mit der Prak-

tik verbunden, eine Erfahrung in dieser Art des Dienstes zu Wege gebracht, die Bücher allein nicht geben können. Die meinem Kinde schuldige Pflicht war die erste Triebfeder, die mir die Hand ans Werk legen liess. Diese wenigen Bogen waren auch nicht bestimmt, dem Drucke übergeben zu werden; nur das Verlangen einiger Gönner und Freunde, ihnen selbige mitzutheilen, hat mich bewogen, ihren Wünschen meine Einsichten nachzusetzen. In wie weit ich wohl gethan, diesem vielleicht durch Freundschaft erzeugten Rath zu folgen, muss mich die Zeit lehren.

Nie ist es meine Absicht gewesen, ein weitläuftiges, alles, was den Dienst der Reiterey betrift, in sich enthaltendes Werk zu schreiben. Nein, nur allgemeine Grundsätze und Regeln habe ich entwerfen wollen. Grundsätze und Regeln, die entweder schon

überall angenommen sind, oder die mich verschiedene Vorfälle, in denen ich mich befunden, selbst gelehret haben; und da ich mich der Kürze bey jedem Satze habe bedienen wollen, so habe ich mich auch derselben bestmöglichst befleissiget. Ueber manchen Artikel erlaube man mir ein Wort zu sagen.

Was die Reitkunst betrift, so wird nun freylich ein Reiter hier wenig Genugthuung finden. Allein, die leichte Reiterey soll auch nicht aus lauter Stallmeistern und Manègekundigen Soldaten bestehen. Ich bin aber auch überzeugt, dass das Wenige, was ich fordere, schon manchem Officier sogar zu viel scheinen wird.

Bey den verschiedenen Raçen der russischen Pferde habe ich mich am längsten verweilet, besonders da mir bis jetzt noch

keine besondere Beschreibung derselben zu Gesichte gekommen. Dieses erstaunende Reich, welches die Natur mit allem dem versehen, was sie andern Reichen nur einzeln zugetheilt; dessen verschiedene Produkte nicht allein dem Bewohner alles das gewähren, was er zum Leben, sondern auch zum Ueberflusse braucht, und die dennoch eine weitläuftige Handlung mit andern Nationen verstatten; dessen weise Einrichtungen und Gesetze jede Branche des Erwerbes befördern; dieses unter der glorreichen Regierung CATHARINENS zum höchsten Gipfel des Ruhms und des Glückes gestiegne Reich, besitzt auch an Pferden einen unerschöpflichen Reichthum. Man wird in der Folge dieses Werkes finden, dass kein Staat in Europa vermögend ist, eine solche Anzahl in so kurzer Zeit zu liefern, und noch andern Nationen zu überlassen. Dieser Reichthum Russlands verdient die

grösste Aufmerksamkeit, und ich würde es als ein besonderes Glück ansehen, wenn das Wenige, was ich davon in diesem Werke gesagt, Personen von Kenntnissen anreizen würde, sowohl diese Sache weitläuftiger und gründlicher abzuhandeln, als auch mir meine etwanigen eingeschlichnen Irrthümer zu zeigen. Ich bin im Lager erzogen, habe bis jetzt unter dem Geräusche der Waffen gelebt, habe in vier auf einander folgenden Kriegen gedient: dieses, und eine alles überwindende Neigung zu dem Stande, welchen ich von der zartesten Jugend allen andern vorgezogen, haben mich zwar verschiedenes, was zu demselben gehört, deutlich einsehen gelehret, aber auch keine Zeit gelassen, meinen Styl so zu feilen, wie es die jetzige aufgeklärte und verfeinerte Welt gern wünschet. Man vergebe also einem Soldaten dasjenige, was man selbst einem schönen Geiste oft verzeiht.

Das Urtheil der Männer, die Krieger sind, wird, es sey auch, welches es wolle, mir stets angenehm oder belehrend seyn. Und nur — ich gestehe es — ihr Urtheil wird mich rühren, denn nur für sie ist dieses kleine Werk.

DAS ERSTE KAPITEL.

Von den nothwendigen Kenntnissen eines Officiers, der zum Einkauf der Pferde gebraucht wird.

Erstes Kapitel.

Von den nothwendigen Kenntnissen eines Officiers, der zum Einkauf der Pferde gebraucht wird.

Die Kavallerie-Regimenter müssen alle Jahre remontirt werden. So einleuchtend es auf der einen Seite ist, dass von dem Einkauf der Remonte-Pferde, die Güte sowohl als die Schönheit des Regimentes abhängen, eben so einleuchtend ist es auch, dass der zu diesem Einkauf bestimmte Officier gewisse gegründete Kenntnisse nothwendig besitzen muss, die in dieses Fach einschlagen. *) Nicht jeder be-

*) In Russland ist nicht der Gebrauch, wie in vielen andern Ländern, bey der Kavallerie durch Pferdehändler sich die nöthigen Pferde zur Remonte liefern zu lassen. Es werden vielmehr von einem jeden Regimente alle Jahre Officiere commandirt, die die erforderlichen Pferde in den Stutereyen oder auf den Jahrmärkten aufkaufen.

sitzet sie, und es ist leicht möglich, ein sehr guter Kavallerie-Officier zu seyn, ohne deshalb den Einkauf der Remonte so zu verstehen, wie er eigentlich gemacht werden soll, und dies macht, dass man in der Wahl eines solchen Officiers vorsichtig zu Werke gehen muss.

Diese Kenntnisse schränke ich hauptsächlich auf zwey Punkte ein. 1) Der zum Einkauf der Remonte bestimmte Officier muss eine allgemeine Kenntniss der verschiedenen Raçen des Reiches besitzen; und 2) ein gewöhntes scharfes Auge haben, ein Pferd sogleich beurtheilen zu können.

Dieser zweyte Punkt schliesst nun freylich unendlich viel in sich, und um ihn zu einer gewissen Vollkommenheit zu bringen, muss der Officier nicht allein Lust zum Dienste haben, sondern auch ein passionirter Liebhaber von Pferden seyn. Ich sage ein passionirnirter Liebhaber, denn nur eine bis zur Leidenschaft gediehene Liebhaberey der Pferde kann ihm die ersten Grundregeln beybringen, die ein Kenner nothwendig haben muss, und die Zeit und Erfahrung hernach vervollkommnen. Wie weit sich diese Kenntnisse eines

Officiers, den man in oberwähntem Falle brauchen will, ausdehnen, wird man leicht begreifen, da ich dieselbigen etwas genauer zu beleuchten mir vorgenommen.

Ich fange meine Untersuchung mit der Frage an: Was ist ein schönes Pferd? Welches kann hässlich genannt werden?

Zur Beantwortung der ersten Frage soll mir ein Satz des Herrn Stallmeisters *la Guerinière*, den ich aus seinem Werke: *Ecole de la Cavalerie*, ausziehe, dienen. „Die Schönheit eines Pferdes", dies sind die Worte dieses vortreflichen Schriftstellers, „bestehet in einer genauen Uebereinstimmung seiner Theile." Das eben citirte Werk wird jedem, der über diese Materie weitläuftigere Kenntnisse verlanget, hinlänglich Genüge leisten. Hier schränke ich mich nur darauf ein, mit wenigen Worten eine genauere Beschreibung von der Schönheit eines Pferdes zu entwerfen.

Bey einem schönen Pferde muss der Kopf klein und trocken seyn, und vom Halse gerade herunter gehen. Die Ohren müssen gleichfalls klein, schmal und dünne seyn, nicht weit auseinander stehn und nach vorne zu zusammen

gezogen getragen werden; oben müssen die Spitzen näher zusammen stehen als unten, und ihre Bewegungen müssen schnell seyn. Dies ist ein gewisses Merkmahl, dass ein Pferd Feuer habe, da hingegen die Pferde, welche weit auseinander stehende, hängende Ohren haben, pflegmatisch und zum Reiten untüchtig sind.

Die Stirn sey nicht breit, denn sonst verunstaltet sie den Kopf.

Das Auge muss nicht klein, etwas erhaben, heiter, klar und voll Feuer seyn, und die Augengruben müssen keine merklichen Vertiefungen haben.

Die Kanaschen oder Backenknochen müssen nicht dick, nicht nach dem Halse zu ausstehend, und nicht weit von einander stehen. Der Herr *la Guerinière* behauptet, dass sie nicht zu enge zusammen gehn müssen, weil sie sonst dem Pferde das Athemholen erschweren; doch ist dieser Fehler selten zu finden.

Ein breites Maul, dessen Unterlippe über die obere hervorraget, verunstaltet den ganzen Kopf.

Die Nasenlöcher dürfen nicht klein scheinen und müssen offen stehn. Man hat nur zwey

Arten von Köpfen, die man schön nennen kann; den ganz geraden und den Ramskopf. Ersterer muss aber so gerade seyn, dass man vom Obertheil der Stirn bis ans Ende des Nasenbeins, nicht die geringste Ein-noch Ausbugt gewahr werden könne; diesen Kopf findet man bey den meisten Arabischen Pferden. Im zweyten Kapitel bey der Beschreibung des Arabischen Pferdes wird man es deutlicher finden. Der zweyte ist der Ramskopf, aber nicht der Schafkopf, mit welchem viele jenen verwechseln, da sie doch beyde sehr von einander verschieden sind. Zu einem schönen Ramskopf gehöret, dass die Ausbugt gleich da, wo der Haarschopf aufhöret, folglich unter der Spitze des Hinterhauptbeines anfange, und einem egalen Bogen gleich, bis ans Ende des Nasenbeins laufe. Die Kanaschen müssen bey einem solchen Kopfe besonders fein seyn, um dem Auge zu gefallen; da man dieses aber selten findet, und gewöhnlich bey einem Ramskopf die Nasenlöcher klein sind, und nicht offen stehn, so sind die schönen Ramsköpfe auch sehr selten.

Bey dem Schafkopf fängt der Bogen in der Mitte der Stirn an, und gehet von da

gebogen, bis unter das Nasenbein. Den Schafkopf muss man also in die Zahl der hässlichen Köpfe setzen.

Der so genannte Schwanenhals ist der schönste, nur muss er die proportionirte Länge, Breite so wie den proportionirten Bogen haben. Den eingebogenen Hals oder Rehhals zählet man mit unter die hässlichsten, doch ist mir dieser zum Reiten lieber als der gar zu breite und kurze. Die Pferde, die die letzte Art des Halses haben, sind nie gewandt, und liegen gewöhnlich auf der Stange.

Ein zu hoher und breiter Widerrost hat sehr viele Inconvenienzen, besonders sind die, mit diesem Fehler begabten Kavallerie-Pferde der Gefahr ausgesetzt, oft gedruckt zu werden. Dieser schwer zu heilende Schaden macht das Pferd lange unbrauchbar, und selten ist ein solches recht gewandt.

Der Theil des Rückens vom Widerrost, bis zum Anfang des Hintertheils oder Kreuzes, muss nicht zu lang noch zu kurz seyn. Die zu langrückigen Pferde sind schwach im Kreuze, und obgleich diejenigen, die einen zu kurzen Rücken haben, stärker sind, so sind

sie doch unförmig, gehen unbequem und taugen nicht in der Kavallerie zum Packen.

Das Kreuz oder die Kruppe kann in zwey Arten betrachtet werden. Die längliche Kruppe ist von beyden die schönste. Die Rübe liegt hoch, und der Schweif geht gerade aus dem Rückgrate. Bey der runden Kruppe sitzt der Schweif niedriger, welches denn verursacht, dass das Pferd denselben gemeiniglich einziehet und nicht schön trägt. Diese letzte Art von Kruppe übertrift meistens die erstere an Kräften; doch müssen die Hüften dabey voll seyn, denn, stehn die Hüftknochen heraus, und die Rübe ist dabey niedrig, so ist das Kreuz schwach.

Der Schweif muss reich an Haaren seyn und bis an die Knöchel herunter reichen.

Die Brust muss die beste Proportion haben. Ist sie zu breit, so sind gewöhnlich die Schulterknochen auch sehr stark, und dann ist das Pferd nur zum Ziehen gut. Ist die Brust zu enge, und stehn besonders die Schulterknochen dabey vorne heraus, so ist das Pferd auf den Vordertheilen schwach. Es giebt Pferde, bey denen die Distance zwischen den Beinen brei-

ter ist, als die Brust. Diese taugen nun zu gar nichts, und man wird bemerken, dass bey jedem Tritt, den ein solches Pferd thut, der ganze Vordertheil sich dahin wirft.

Die Beine eines Pferdes sind derjenige wichtige Theil, auf welchen die ganze Aufmerksamkeit des Auges gerichtet seyn muss. Das schönste, das proportionirteste Pferd, mit schwachen oder fehlerhaften Beinen, ist zu allem untauglich, und ein Fehler an diesen Theilen des Körpers verdunkelt alle übrige Vollkommenheiten. Die Knochen des Beines müssen im Ganzen nicht zu dick, sondern nach der Grösse des Thieres proportionirt seyn. Der starke und fleischige Vorarm muss nach dem Knie zu allmählich abnehmen; das letzte muss platt und trocken, das Bein aber, welches kürzer als der Arm ist, fein von Knochen, nicht fleischig seyn. Die Köthe darf nicht dick seyn und muss sich, mit langen Haaren bewachsen, dem Auge darstellen. Von vorne betrachtet muss sie viel feiner als von der Seite scheinen.

Die kurze und gerade Fessel zeigt Stärke der Beine an. Die lang gefesselten Pferde drücken

dieselben beym Treten nach der Erde zu, und haben folglich nicht die gehörige Kraft. Der Huf muss erhaben und länglich seyn. Der kurze und dabey zu breite oder zu platte Huf beschwert das Bein, ist vielen Schäden unterworfen und missfällt überdies dem Auge.

Die Knie der Hinterbeine müssen proportionirt auseinander stehn; denn sind sie zu nahe, so fällt das Pferd in den Fehler, den man kuhhessig nennt und hat keine Kraft in den Hinterbeinen.

Dies wäre nun mit wenigem die Beschreibung von der Gestalt eines schönen Pferdes, welches, wenn man nur das Gegentheil alles Vorhergesagten nimmt, die vollkommene Hässlichkeit desselben darstellt und mich also einer weitläuftigen Beschreibung überhebet.

Ein zum Einkauf der Remonte bestimmter Officier würde einen unverzeihlichen Fehler begehen, lauter schöne Pferde zu suchen. Seine Pflicht erheischt nur, auf die Bravour und dahin zu sehen, dass dieselben fehlerfrey sind. Hat er sich aber die gehörige Proportion eines Pferdes wohl imprimirt, so wird er gewiss weniger irren, weniger betrogen werden, weil

ihm die etwanigen Mängel geschwinder in die Augen fallen. Aus der Proportion der Gliedmassen folget auch eine egale Bewegung der Glieder in dem Gange des Pferdes. Bey Fehlern, die in der Proportion der Gliedmassen liegen, kann der Gang nur unegal seyn. Nachdem der Officier also die Gliedmassen eines Pferdes im Stehen genau besehen hat, so muss er es führen oder reiten lassen, anfänglich im Schritt, und nachher im Trabe, wobey er sich erstlich dem Pferde gegen über stellet, und es gerade auf sich zuführen lässt. Hierauf stellet er sich hinter das Pferd, um die Bewegungen der Kruppe und der Hinterbeine ebenfalls im Gehen zu beobachten. Hat das Pferd alsdann einen Fehler an den Knochen, den man im Stehen nicht hat gewahr werden können, so wird er sich bey dieser Untersuchung sehr bald zeigen. Wer mehrere Kenntnisse davon zu haben wünscht, als bloss dem Officier, der für ein Regiment Pferde aufkaufet, durchaus nöthtig sind, der lese, was der Freyherr *von Sind* in seinem Werke unter dem Artikel von der Proportion des Pferdes überhaupt und seiner Theile insbesondere, darüber kurz und sehr

deutlich geschrieben hat. Da schwere Pferde zum Dienste der leichten Kavallerie untauglich sind, so muss sein scharfer Blick dieselben gleich unterscheiden können. Der Unterschied beyder Arten ist gar sehr merklich, und die Brustknochen, die Beine und der Huf, geben die untrüglichsten Merkmahle dieses Unterschiedes. Sichtbare Mängel eines Pferdes muss ein solcher Officier genau kennen, Z. B. Beulen, Verhärtungen, Steifigkeit und Geschwülste an den Gelenken, die von Verrenkungen herrühren, denen nicht zur rechten Zeit geholfen wurde, ferner Lähmungen, Beinauswüchse, Schäden in den Schulterblättern, Hüften und Beinen, zu welchen letztern man den Spat-Hahnentritt, die unterschiedenen Arten Gallen-Kron- und Hufschäden rechnet; damit er diejenigen zu unterscheiden wisse, welche man kuriren oder nicht kuriren könne; ferner die Merkmahle innerlicher Schäden, die Augenkrankheiten, die verschiedenen Arten Drüsen u. s. w. Von diesen beyden letzten Uebeln will ich hier ein paar Worte sagen, und mich nachher etwas länger bey dem Huf aufhalten. Die meisten Augenschäden sind

durch Röthe, Flecken, Felle auf den Augen; oder Feuchtigkeit sichtbar; bey dem schwarzen Staare aber sieht das Auge ganz gesund, ganz klar, und so gut aus, dass man dabey leicht betrogen werden kann. Man hat aber doch ein Mittel, dieses zu erkennen, und zwar an dem Stern im Auge. Bey einem gesunden Pferde verkleinert sich dieser Stern im Hellen, und erweitert sich im Dunkeln. Bey einem mit dem Staare behafteten Pferde aber bleibt dieser einerley. Um dies zu beobachten führe man nur den Gaul aus dem Dunkeln ins Helle, und man wird sogleich sehen, ob er den Staar hat. Man wird überall bey einer jeden Untersuchung der Augen wohl thun, das Pferd in Schatten zu führen, da alsdann, wenn es einen Fehler auf einem derselben hat, die Röthe in den Weissen des Auges sichtbarer seyn wird.

Mehrere Kenntnisse hievon finden Liebhaber in den anatomischen Beschreibungen des Herrn Professors *Wollstein*.

Um zur Kenntniss der verschiednen Drüsen zu gelangen muss der Officier dem Pferde wohl unter dem Halse, oder besser zu sagen, an der Gurgel die Glandeln zwischen den Kanaschen

untersuchen. Findet er selbige bey einem jungen Pferde, welches nicht älter als drey, vier Jahr ist, höchstens ins fünfte geht, zwar angeschwollen, aber dennoch weich und dem Pferde bey dem Druck unempfindlich; so zeigt dies eine gutartige Druse an, die zum Aufbruch steht. Findet er die Glandeln angeschwollen, hart und kalt, und das Pferd bey dem Drucke ebenfalls unempfindlich, so zeigt dies auch eine gutartige Druse an, welche in ihrem Anfange stehet. Beyde sind leicht zu kuriren, und müssen ihn nicht abhalten, ein solches Pferd, wenn es übrigens gut und tüchtig ist, zu erstehen. Sind die Glandeln aber sehr angelaufen und dabey hart, ist das Pferd bey dem Druck derselben empfindlich, sind besonders die Knoten an den Kinnbacken angewachsen, so ist dies ein Zeichen einer bösartigen Druse. Die Druse, welche ein Pferd nach seinem sechsten Jahre bekömmt, kann von keiner guten Art seyn; wenn einem solchen Pferde dabey die Haare in die Höhe stehn und es sehr mager ist, so kann man sicher seyn, dass die böse Materie sich schon auf innere Theile geworfen hat, und wenn dem Pferde dabey Blut

aus der Nase läuft, so kann man ebenfalls den Schluss machen, dass die böse Materie sich auf die Lunge geworfen und selbige angefressen hat, und ein Officier muss ein solches Pferd durchaus nicht kaufen, da diese Krankheit schon ohnedies häufig in den leichten Kavallerie-Regimentern zu finden ist.

Die Ursache davon liesse sich, meiner Meynung nach, leicht finden. Ich will selbige hier anführen.

Am gewöhnlichsten trift dieses Uebel die jungen Pferde im Frühjahr und zu Anfang des Sommers; es ist dieses aber keine allgemeine Regel. Einige bekommen diese Krankheit auch im Herbste.

Wenn ein junges Pferd nun dabey auf die Weide geht, bis Schnee fällt, oder dieselbe sogar im Winter nicht verlässt, (ich verweise den Leser auf das Kapitel, wo von den verschiednen Raçen der Pferde des russischen Reichs gehandelt wird,) so kann es wohl schwerlich recht auskröpfen, die Materie kommt nicht rein heraus, sie fliesst dem Pferde nicht mehr aus der Nase und geht ihm vielmehr ins Blut über; aber die Knoten bleiben, obgleich

sie abnehmen, und oft so wenig davon zurück bleibt, dass man selbige nur mit Mühe fühlen kann, und diese verhärten sich immer mehr und mehr. Weitläuftiger diese Materie zu behandeln, gehört nicht zu meinem Zweck. Da aber diese Krankheit häufig bey den Pferden herrscht, die in ihrer Jugend den ganzen Winter auf der Weide geblieben, und von welchen unsere leichte Reiterey so viele kauft; so muss sich der Officier Mühe geben, genau kennen zu lernen, worin diese Krankheit bestehe, damit er im Stande ist, die bösartige Druse von der gewöhnlichen zu unterscheiden.

Ich kann indessen nicht umhin, noch dieses anzuführen, dass ich nach der Vorschrift des Herrn Professors *Kersting*, in seiner Erfahrung über die Heilung des Rotzes der Pferde, den Versuch mit der Belladonna mit dem grössten und erwünschtesten Erfolg gemacht habe. Es that mir nur leid, da ich fand, dass dieser Mann, der so gründliche und ausgebreitete Kenntnisse von Pferden besass, die Krankheit, die er beschrieben und kurirt hat, den wahren Rotz nennet. Denn der wahre Rotz ist bey den Pferden so ansteckend und hinreissend, als die

grosse Pest bey den Menschen. Ich weiss, dass Kavallerie-Regimenter, die dieses Unglück getroffen hatte, von 1000 Pferden kaum 200 gerettet haben, obgleich das ganze Uebel nicht über zwey Monathe gedauert hatte. Es ist ferner bekannt, dass ganze Gegenden ihre Pferde durch den wahren Rotz verloren haben. Dieses Uebel hat sich sogar durch die Luft, wenn der Wind aus solchen angesteckten Orten gekommen, weiter verbreitet. Es braucht nur jemand mit einem tuchenen Kleide in einen solchen Stall zu gehen, so trägt er gewiss das Uebel weiter, wenn er bald darauf zwischen gesunde Pferde gehn würde.

Es ist also unmöglich, dass eben dieselbe Krankheit zu einer Zeit im höchsten Grade ansteckend und hinreissend, und zu einer andern wiederum sich Jahre lang, bloss in einem Stalle halten könne, ohne ihr Gift weiter zu verbreiten, welches bey der Krankheit nach der Beschreibung des seel. Herrn *Kersting* doch der Fall gewesen wäre.

So viele äusserliche Aehnlichkeit die bösartige Druse mit dem wahren Rotze hat, so muss die Materie beyder Krankheiten doch

sehr unterschieden seyn, da erstere Krankheit, wenn sie auch im höchten Grade sich äussert, bey weitem nicht so ansteckend noch so hinreissend, als die letztere ist. Sehr oft habe ich gesehen, dies kann ich versichern, dass Pferde von verschiedenem Alter mit der bösartigen Druse, denen eine hässliche Materie aus der Nase floss, mit gesunden Pferden auf die Weide giengen, ohne dass diese Gemeinschaft böse Folgen nach sich gezogen hätte. Dasselbe habe ich bey solchen Pferden gesehen, die mit andern gesunden lange in einem Stalle gestanden haben, ohne dass diese davon angesteckt wurden. Weit entfernt bin ich aber, diese nicht zu verzeihende Unbehutsamkeit zu billigen, oder zu glauben, dass sie nicht von bösen Folgen seyn könnte. Denn wenn solche kranke Pferde auf die Weide gehen, und die böse Drusenmaterie, welche auf das Gras fällt, von gesunden Pferden verschluckt wird, so können diese wohl davon angesteckt werden, und andere den Pferden nachtheilige Folgen daraus entstehn.

Ich habe zu Zeiten 20 bis 30 Pferde, die an der bösartigen Druse krank waren, im Regiments-Pferde-Lazareth gehabt, aber nur we-

nige sind davon krepiret; ein solches Pferd krepiret überhaupt nie an den Knoten unter der Gurgel, oder an den Wunden in der Nase, wie sich einige fälschlich einbilden. Die böse Materie wirft sich vielmehr zuletzt auf innere Theile, wodurch das Pferd umkommt, und man wird gwöhnlich sehn, dass sie am Ende dasselbe ganz auszehret. Bey dem wahren Rotz hat es aber diese Bewandniss nicht, denn es stürzen viele Pferde an dieser Pest, noch bey gutem Luder.

Ich bin übrigens sehr überzeuget, dass beyde Krankheiten von verdorbenem Geblüte herrühren, und folglich ihren Sitz im Blute haben; aber nicht in dem Gehirne oder in der Nase, oder auch in der Lunge, wie einige es haben behaupten wollen.

Ich glaube ferner, dass ein Pferd, wenn es auch in der Jugend reine ausgekröpft hat, dennoch durch verdorbene Säfte, z. B. durch Verhitzungen, durch schlechtes Futter, durch einen dumpfigen Stall, eine bösartige Druse bekommen kann. Eben so wie ein Pferd ebenfalls durch schlechtes Futter, und besonders durch entzündetes Gras, ferner durch grenzenlose Ader-

lässe u. s. w. den Rotz bekommen kann; dass aber die Materie dieser beyden Krankheiten von einander sehr unterschieden ist, da ein Pferd an dem wahren Rotz krepiret, weil ein solches nicht selten drey oder vier Tage nach der Anstekkung schon fällt, dahingegen ein Pferd nicht so wohl an der bösartigen Druse selbst, sondern an den Folgen derselben stürzt, indem sich die Materie auf innere Theile wirft. Ich habe nicht wenig Pferde gesehen, die sich vier und fünf Jahre damit gequälet haben, denen die Knoten unter der Gurgel nie vergangen sind, denen alle Frühjahre von neuem Materie aus der Nase geflossen ist, und denen es, nachdem sie einige Zeit auf der Weide geblieben, wieder vergangen.

Solche Pferde, wenn die bösartige Druse schon in einem hohen Grade da ist, bekommen zuweilen schreckliche Wunden in der Nase, aus welchen eine stinkende Materie läuft, welches diejenigen in ihrer Meynung noch mehr bestärket, die da behaupten, dass diese Krankheit daselbst ihren Sitz habe. Es ist dieses aber kein anderes Zeichen, als dass das Blut bey einem solchen Pferde noch mehr verdor-

ben, und die Materie dadurch noch schärfer geworden sey.

Auch denen, die da glauben, dass der wahre Rotz seinen Sitz in der Rücken-Ader habe, weil sie in selbiger Materie gefunden, will ich dreist versichern, dass sie sich zwar in der Entdeckung der Materie nicht geirret haben; dass sie aber, wenn sie ihre Untersuchungen weiter fortgesetzt hätten, nicht nur in dieser, sondern in allen, und besonders in den grossen Adern, nach dem Tode des Pferdes, eine dicke Materie würden gefunden haben. Bey dem wahren Rotz löset sich das Blut bey einem Pferde erst auf, und geht nachher, wenn es dem Tode näher kommt, in eine gänzliche Materie über.

Ich will noch diese Anmerkung machen, die sich auf meine vieljährige Erfahrung gründet; dass nähmlich, von welcher Art die Druse auch seyn mag, die Weide und alles Grasfutter äusserst schädlich ist. Alle grüne Fütterung purgirt mehr oder weniger die Pferde, und wenn selbige drey und vier Monathe auf der Weide gewesen, wird man finden, dass der Mist, der von ihnen geht, lange Zeit

hernach noch dünne oder flüssig bleibt. Diese Fütterung giebt solchen kranken Pferden folglich die Kräfte nicht, die die Natur erfordert, diese Materie aus dem Körper auf die äussern Theile zu bringen, wohin sie sich gewöhnlich wirft. Jungen Pferden, die an den Drüsen leiden, ist die Weide besonders schädlich, so lange das Geschwür noch nicht aufgebrochen ist. Die Folgen davon sind begreiflich: Die böse Materie tritt zurück und verbreitet sich immer mehr in dem Blute, in welchem sie nur eine Zeit lang versteckt bleibt, und hierauf mit bösen Zufällen wieder zum Vorschein kommt. Bey der bösartigen Druse ist die Weide zu allen Zeiten schädlich. Ich habe alle Frühjahre wahrgenommen, dass, nachdem solche Pferde nur 14 Tage auf der Weide gewesen waren, das Laufen der Materie aus der Nase viel geringer wurde, und bey vielen ganz aufhörte; die Krankheit kam aber nachher stärker, wie zuvor, zum Vorschein, wann diese Pferde in den Stall genommen, und wiederum mit Heu und Hafer gefüttert wurden.

Der Huf macht einen so wichtigen Theil

des Pferdes aus, dass nicht allein der Officier, der zum Pferde Einkauf gebraucht wird, sondern ein jeder Officier, der in der Kavallerie dienet, dessen Bestandtheile kennen sollte, ingleichen wie man selbigen, sowohl bey beschlagenen als unbeschlagenen Pferden, behandeln muss, wovon dessen Erhaltung allein abhänget.

Auf folgendes muss ich einen jeden Officier, dem diese Blätter etwa in die Hände fallen könnten, aufmerksam machen.

In unsern leichten Kavallerie-Regimentern werden die Pferde der Weide wegen, auf welche sie einen Theil des Jahres gehen müssen, und wegen des weichen Bodens der Gegenden, auf welchen wir gewöhnlich agiren, nicht anders, als in der grössten Noth beschlagen, das heisst, äusserst selten; dabey ist es eben so selten in unsern Regimentern, (in welchen an dem Huf der Pferde am wenigsten gekünstelt wird,) eines von den Frontpferden mit Hufschäden zu finden, nähmlich Platthufige, Vollhufige, oder Pferde mit Hornspalten, und findet man auch von diesen letz-

ten einige, so werden selbige doch sehr unbedeutend seyn; dahingegen untersuche man alle übrige Pferde, die in eben diesen Regimentern beständig beschlagen werden, die Reitpferde der Officiere sowohl als die Zugpferde u. s. w., so wird man gewiss viele davon mit verschiedenen Arten von Hufschäden und Steingallen finden. Die natürliche Ursache davon liegt also unstreitig wohl 1) in der falschen Art des Beschlages, das heisst, in dem Eisen selbst, welches entweder zu lang oder zu kurz, zu breit, zu enge, zu schwer, zu schwach, zu sehr ein- oder ausgebogen, oder auch mit zu hohen Stollen gemacht wird; von einem jeden dieser Fehler an einem Eisen kann ein Pferd schon einen Schaden an dem Huf bekommen; 2) in dem überflüssigen Raspeln und Auswirken bey dem Beschlage, wobey meistens die Sohle und der Strahl bis auf das Leben ausgewirket werden, wovon abermals so viele Hufschäden und Steingallen herrühren. Wenn nun bey einem Pferde, welches beständig beschlagen geht, diese zweyte unbehutsame Behandlung auch so viel schadet, was muss selbige denn nicht bey Pfer-

den, die bald beschlagen, bald unbeschlagen gehen, für böse Folgen haben?

Bey dem Beschlag der Pferde in unsern leichten Regimentern muss man also hauptsächlich Rücksicht darauf nehmen, dass die Pferde nach einiger Zeit wiederum auf dem blossen Huf ohne Eisen gehen müssen, man muss also noch viel behutsamer dabey zu Werke gehen, als mit den Pferden, die beständig beschlagen werden. Man gebe sich nur die Mühe, und betrachte den Strahl und die Sohle, bevor etwas davon abgenommen, und dann wiederum, wenn der Huf, wie gewöhnlich, zum Beschlage ausgewirket worden ist; wer würde alsdann wohl einem Pferde zumuthen wollen, ohne Eisen darauf zu gehen? Viele werden darauf antworten, dass dem Pferde der Huf in der Zeit, da es das Eisen trägt, wieder wächst; dieses ist aber ganz falsch geurtheilt, denn der Huf, der ihm in dieser Zeit wieder wächst, hat nicht die Existenz dessen, der ihm genommen worden, wohl zu verstehen, von der Sohle und vom Strahle. Wenn das Pferd also darauf wieder ohne Eisen gehen muss,

und diese Theile weicher sind, als sie von Natur seyn sollen, so müssen sie bey dem Auftreten nachgeben; die äussern Theile des Hufes werden alsdann auseinander getrieben, und das Pferd ist auf dem Wege zum Platthufe.

Vom Beschlage der Pferde, die wieder ohne Eisen gehen sollen, will ich nur dieses sagen, dass man von der Sohle, vom Strahle und von der Ferse wo möglich nichts abnehmen muss, es sey denn, dass man todtes Horn daran fände, in welchem Falle dieses aber auch nur allein ausgeschnitten werden darf. Der Einwendung, dass man doch den Strahl auswirken muss, wenn er sich über dem Eisen zeiget, will ich gleich dadurch zuvorkommen, dass man nur nichts überflüssiges von den Wänden abschneiden soll, und man hat dies bey den vortreflichen Hufen unserer Pferde wahrlich nicht zu befürchten. Der innere Rand der Zähe und der Wände muss nur gleich geschnitten werden, damit das Eisen egal darauf zu liegen komme.

Zu den Hufeisen gehören besonders in

unsern Regimentern gute Schmiede, und das beste Eisen, welches man nur haben kann. Denn auf feine Hufe, und Hufe, die bald wieder ohne Beschlag gehen sollen, gehören durchaus leichte Hufeisen und dünne Nägel, und diese müssen gut gemacht seyn, damit die Eisen, ungeachtet ihrer Leichtigkeit, sich nicht biegen können, wodurch der Huf sehr leiden würde, und wodurch natürlich Steingallen entstehen müssten. Die Eisen dürfen um die Zähen herum nicht dicker als zwey Strich seyn, *) nahe an den Stollen aber müssen sie drey Strich halten. An den Zähen kann das Eisen neun Strich Breite haben, von da muss es allmählich abnehmen, damit es an den Stollen nicht mehr als sechs Strich breit sey. Wenn das Eisen daselbst zu breit ist, so bekommt es für kleine Hufe, deren wir uns besonders in unsern leichten Regimentern rühmen können, zu viel Schwere, und zweytens setzen sich nur leichter kleine Steine und dergleichen mehr dazwischen und beschädigen den Huf. Die Stollen müssen

*) Eine Arschin hat 16 Werschock. Der Werschock hat 16 Strich. Ein Werschock hält 1 Zoll und 6 Strich.

nicht höher als 4 Strich seyn, und die einwendige Bugt des Eisens um die Zähe herum muss kaum zu bemerken seyn. Die Rönne zu den Nägeln muss tief genug seyn, damit, wenn selbige eingeschlagen, sie mit dem Eisen egal seyn. Die englischen Nägel sind fast durchgängig als die vorzüglichsten angenommen, sie haben platte Köpfe, sind stärker und halten die Eisen besser auf, als alle übrige Arten von Hufnägeln. Mit dieser Vorsicht bey dem Beschlage, wird man dem Huf eines Pferdes, welches nach einiger Zeit wiederum ohne Eisen gehen soll, weniger schaden; denn ein jeder Beschlag, so behutsam man auch dabey zu Werke gehet, schadet dem Huf. Der Huf eines Pferdes, das beständig ohne Eisen gehet, wird immer stärker; wenn man zwey solche Hufe zusammen hält, einen, der nie beschlagen, und einen, der beständig beschlagen gewesen, so siehet man gewiss ersteren mit Vergnügen, letzteren aber mit Jammer an. Bey jenem siehet man ganz deutlich Stärke in den Trachten, Wänden und dem Strahle, und die natürliche Hölung des Hufes im mindesten nicht abgenommen; bey letzerem aber das Entgegengesetzte von allem diesen, einen weniger

oder mehr auseinander getriebenen Huf, folglich weniger Stärke in den Trachten und Wänden, dünnes Horn auf dem Strahl, und weiches Horn auf der Sohle, wodurch ein jeder harter Körper, als Stein, Holz u. s. w., der beym Treten des Pferdes diese Theile berührt, ihm Schmerzen verursacht, und je älter ein solches Pferd wird, oder je öfterer es beschlagen worden, je mehr ist ein solcher Huf auseinander getrieben, und je weniger Hölung findet man in demselben. Welch ein Unterschied aber auch im Treten zweyer solcher Pferde! Ersteres tritt dreist, denn nichts schmerzt ihm, worauf es auch tritt oder stösset; letzteres aber, welches die Schmerzen schon kennet, die ihm ein jeder harter Körper an diesem Theile verursacht, tritt mit einer sichtbaren Furcht und Behutsamkeit.

Wer weitläuftigere Kenntnisse vom Beschlag der Pferde, von den verschiedenen Hufschäden und von ihrer Heilung zu haben wünschet, dem empfehle ich besonders des Herrn *von Wallmerode* Unterricht für die Schmiede, ferner des Herrn Professors *Kersting* Unterricht, Pferde zu beschlagen, ingleichen das Werk des Freyherrn *von Sind*.

Bey dem Behauen oder Auswirken unserer Pferde, wenn sie ohne Eisen gehen sollen, muss sich der Officier zwey Fragen thun, erstlich, warum muss der Huf behauen oder ausgewirket werden? und zweytens, was muss vom Hufe abgehauen und ausgewirket werden? Zur Beantwortung der ersten Frage dienet dies: damit dem Huf seine natürliche Gestalt wieder gegeben werde, die er durch das ausgewachsene, oder auch durch das ganz todte Horn verloren hat. Wenn man also zu viel davon abhauet oder auswirket, so giebt man ihm keinesweges seine natürliche Gestalt wieder, man macht ihn vielmehr ganz unförmlich, und schadet natürlicher Weise dem Hufe.

Auf die zweyte Frage aber, was abgehauen und ausgewirket werden muss, antworte ich: Dasjenige, welches dem Pferde schädlich ist und ihm einen unbequemen Gang verursacht. Nach diesen beyden Sätzen muss der Officier also sein Augenmerk darauf richten, dass den Pferden an den Hufen nichts weiter abgenommen werde, als das Horn, welches an den Zähen zu lang geworden, und dieses muss gerade von oben herunter abgehauen

werden, denn wenn dieses schräge geschiehet, so würde der Rand zu dünn, wodurch sich der Huf leicht spaltet, besonders bey trockenem Wetter und harter Erde; von den Seiten aber darf nichts abgenommen werden, als was todt ist, oder sich gespalten hat, um das weitere Aufspalten zu verhüten. Von den Fersen und der Sohle aber, so wie auch vom Strahle, darf durchaus nichts abgenommen werden, es sey denn, dass sich todtes Horn daran losgeschelfert hätte, alsdann aber muss man nur dies allein ausschneiden lassen. Raspeln darf man um den Huf herum gar nicht leiden, weil dadurch die Glasur verloren geht und die äussere Bedeckung austrocknet, worauf natürlicher Weise Spalten folgen müssen.

Den Huf eines Pferdes, welches ohne Beschlag gehen soll, auf diese Art behandelt, dass nähmlich nichts daran gekünstelt noch unnützer Weise gesundes Horn davon abgenommen werde, wird selbiger immer gut bleiben, und gewiss nicht anders als durch Zufälle oder ungesunde Säfte Schaden bekommen, auch kann ein solches Pferd alsdann lange ohne Beschlag auf hartem, ja sogar auf steinigem Boden geritten

werden, ohne den Huf zu verderben, welches wir gleich sehen werden.

Ueberhaupt muss man alles gesunde Horn am Hufe, so zu sagen, als eine Mauer ansehen, welche der Schöpfer weislich den Pferden gegeben, um ihnen die innerlichen weichen Theile an diesen Orten zu schützen.

Zu mehrerer Ueberzeugung dessen, was ich eben gesagt, folget hiebey die Zeichnung eines Hufes, welche nach dem Leben von einem Kalmuckenpferde abgenommen ist. S. Tab. 2. und 3. Es war dieses Pferd sieben Jahre alt, hatte zwey Jahre in der Fronte gedienet, und da die Zeichnung, die ausserordentlich getroffen ist, gemacht ward, war eben die Campagne von 1792 gegen die Pohlen geendiget, bey welcher Gelegenheit ich mit meinem Regimente in einer Zeit von 5½ Monath 185 littauische Meilen marschiret war, zwey Monath beständig in steinigen Gegenden agiret hatte, wobey dieses Pferd nie aus der Fronte gekommen war. Nie hatte selbiges ein Eisen auf gehabt, aber auch nie war das geringste von dem Horn dieses Hufes weder ausgewirket noch abgehauen worden. Kein Instrument hatte je die-

sen Huf berühret, und schwerlich wird man einen bessern, gesundern und vollkommneren sehen können. Schade, dass man das Hohle an den Sohlen, wie auch die Stärke der Wände, nicht genug hat ausdrücken können. Man glaube ja nicht, dass dieses Pferd express dazu ausgesucht worden. Ich liess mir aus verschiedenen Escadronen Pferde vorführen, deren Hufe ich alle in dem nähmlichen guten Zustande fand. Nur dieses ward zum Zeichnen gewählet, weil es während der Arbeit am ruhigsten stand. Dieser Beweis ist überzeugend genug, dass man einem Pferde eine Wohlthat erzeiget, wenn man ihm nie gesundes Horn nimmt.

Innerliche Fehler haben bey Pferden gleichfalls ihre Merkmahle. Die Zunge zeiget bey ihnen, so wie beym Menschen, von dem Gesundheitszustande.

Ist sie rein und von röthlicher Farbe, so ist das Pferd gesund, im entgegengesetzten Falle ist sie weisslich und mit einem dicken Schleime bedeckt. Diese Farbe erstreckt sich sodann bis auf das Zahnfleisch.

Die Merkmahle des Alters eines Pferdes

gehören unumgänglich zu den Kenntnissen eines Officiers. Dieser wichtige Punkt verdient einige Erläuterung.

Ein Füllen bringt 24 Zähne mit auf die Welt, die nie wechseln. Dieses sind die Backenzähne, sie sitzen in den Kinnladen, und ihrer sind 12 auf jeder Seite, 6 oben und 6 unten. Vom ersten bis zum sechsten Monath bekommt ein Füllen noch 12 Zähne, nähmlich die Vorderzähne, 6 oben und 6 unten, die den Namen Milchzähne führen. Diese, welche sehr weiss sind, behält ein Füllen bis in das dritte Jahr, da es alsdann viere aus der Mitte, nähmlich zwey von den obern und zwey von den untern verwirft, (siehe Tab. IV a. a.) und an deren Stelle die ersten vier Pferdezähne bekommt. Diese haben eine dunklere Farbe, sind ganz anders gebauet, und haben oben in der Fläche eine schwärzliche Höhlung, die man den Kern nennt, und an diesem kann man weiterhin eine Zeitlang ziemlich bestimmt das Alter eines Pferdes erkennen. Im vierten Jahre wechselt das Pferd wieder auf dieselbe Art zwey Zähne oben und zwey unten, (siehe Tab. IV bb.) und zwar die nächsten an denen, die es im dritten

Jahre verworfen. Wenn das Pferd nun 4 Jahre bekommt, so bekommt es auch die zwey untersten Hakenzähne, nähmlich auf jeder Seite einen (s. Tab. IV. c. c.) Im fünften Jahre wechselt das Pferd die 4 letzten Milchzähne gegen 4 Pferdezähne, 2 oben 2 unten (siehe Tab. IV. d. d.) und in diesem Jahre bekommt das Pferd die letzten zwey obern Hakenzähne.

In allen bekommt also ein Hengst oder Wallach 40 Zähne, nähmlich 24 Backenzähne 12 Vorderzähne und 4 Hakenzähne.

Die Stuten bekommen die 4 Hakenzähne gewöhnlich nicht, man zählet bey ihnen also nur 36 Zähne; jedoch, obgleich selten, findet man zu Zeiten einige, die sie auch haben.

Nach dem fünften Jahre erkennet man das Pferd nur an den Kernen, die allmählich ausgehen, oder, um mich noch deutlicher auszudrükken, sich immer mehr und mehr ausschleifen. Die Zähne, die zuerst geschoben oder gewechselt haben, machen den Anfang. Wenn das Pferd also sieben Jahre alt ist, sind keine Gruben mehr in den Unterzähnen, die das Pferd im dritten Jahre bekommen, und diese zwey Zähne sind alsdann ganz gleich.

Wenn das Pferd acht Jahr alt ist, gehen die Kerne der untern Zähne aus, welche das Pferd im vierten Jahre geschoben, und die dritten zwey der untern Zähne, welche es im fünften gewechselt, gehen aus, wenn das Pferd neun Jahre alt ist. Alsdann hat das Pferd keine Höhlen mehr in den untern Vorderzähnen.

So lange man noch Höhlen hinter den Unterhaken spüret, ist das Pferd noch nicht zwölf Jahre alt. Dieses ist ein Zeichen, welches ich einem jeden Officier anrathe, sich besonders bekannt zu machen; denn nicht selten leiden die Merkmahle des Alters an den Kernen Ausnahme; es giebt Pferde, die selbige einige Jahre länger als gewöhnlich conserviren. Wenn jemand also die Lauge oder die Farbe der Zähne verdächtig finden sollte, so wende er sich nur an die Unterhaken; dieses findet auch am besten bey der Betrügerey Statt, wenn einem Pferde die Kerne gemacht sind. Je näher ein Pferd an das 12te Jahr kommt, jemehr gehen die Höhlen aus, welche die Pferde hinten an den Unterhaken haben, und desto stumpfer werden an denselben die Schärfen, die anfänglich an den Seiten dieser Zähne sind. Sobald man an diesen

keine Höhlen noch Schärfen mehr findet, so kann man sicher seyn, dass das Pferd 12 Jahre zurück gelegt hat; je weiter es über diese 12 Jahre kommt, je stumpfer oben, je runder und je kleiner werden diese beyden untern Hakenzähne.

Nach dem 12ten Jahre fangen auch die Kerne in den obern Vorderzähnen an auszugehen, man findet aber noch Spuren davon bis in das 18te, 19te und 20ste Jahr. Je älter das Pferd wird, je länger, gelber und stumpfer werden auch seine Zähne.

Derjenige, der da wünschet, eine genaue Kenntniss von den innerlichen und äusserlichen Theilen der Pferde zu bekommen, kann nicht besser thun, als sich das Werk *Cours d'Hippiatrique* des Herrn *la Fosse* anzuschaffen; ein Besseres und Gründlicheres existiret bis jetzt nicht. Wer sich aber bloss auf die äusseren Kenntnisse der Pferde einschränken will, dem empfehle ich unter andern gründlichen Werken besonders das des Herrn *J. C. Ploen*, Stallmeisters der Königlichen Ritterakademie zu Berlin, unter dem Titel: Anleitung zur äussern Pferde-Kenntniss. Wenn sich der Officier mit sol-

chen Werken bekannt macht, und dabey die gehöhrige Aufmerksamkeit in der Praktik anwendet, so wird er am Ende ein so scharfes Auge bekommen, dass er sowohl die Mängel als die Schönheiten eines Pferdes sogleich wird beurtheilen können. Wer da weiss, auf welche Art der Officier von der leichten Kavallerie oft Pferde behandelt, der wird es auch leicht einsehen können, dass ihm ein solcher Grad von dieser Wissenschaft nöthig ist. Nicht selten kauft er 40 bis 50 Pferde aus einer Heerde, die er nur vor sich vorbey treiben lassen kann, weil sich keines davon ankommen lässt. Zu Zeiten behandelt er nur 20 bis 30 in einer Heerde von einigen hunderten, die er Stückweise anzeiget, um sie ausfangen zu lassen.

Es gehöret also zur Pflicht eines jeden Kavallerie-Officiers, dass er sich alle Mühe gebe, gegründete Erkenntniss sowohl von dem Bau als von den Gebrechen und Krankheiten der Pferde zu bekommen; und so kann ein Officier durch seinen Fleiss und seine Bemühung in einer Armee der ganzen Kavallerie sehr oft Vortheile schaffen, welches ihm jederzeit zu einer besondern Ehre gereichet. Ich will hierbey einen

Fall anführen, aus welchem man zugleich sehen wird, wie vielen Arten von besondern Krankheiten die Pferde unterworfen sind.

Es fand sich am Ende der Campagne von Bender 1789 eine solche Krankheit in unsern Kavallerie-Regimentern ein, die den ganzen Winter bis zum Frühjahre, wo man die Pferde mit frischem Grase füttern konnte, dauerte. Mein Regiment war eines von denen, welches dieses Uebel am härtesten traf, da ich durch diese Krankheit abermahls über 200 Pferde verlor, und aller angewandten Mittel und Versuche ungeachtet, habe ich doch nur wenige von denen retten können, die damit behaftet waren.

Den Pferden vergieng gleich die Lust zum Fressen. Der Kopf ward ihnen schwer, sie liessen ihn so weit herunter hängen, als sie nur konnten, oder wo möglich, drückten sie selbigen an eine Wand, oder wenn sie los kommen konnten, liefen sie gerade auf einen Menschen, oder worauf sie konnten, zu; dabey wurden ihnen gleich beym Anfange der Krankheit die Augen trübe, und das Weisse in denselben, so wie auch die Zunge und das ganze Maul gelb. In diesem Zustande blieben die Pferde gewöhnlich drey

Tage, und alsdann stürzten sie. Ich liess verschiedene öfnen, und fand bey allen, dass sich diese gelbe Farbe durch den ganzen Hals bis in den Magen und in der Lunge und Leber verbreitet hatte. Da diese Krankheit in allen Regimentern, die diese Campagne mitgemacht hatten, herrschte, so wurden in selbigen auch verschiedene Mittel und Versuche angewandt, aber alle ohne Hülfe; bis endlich ein Kürassier-Officier einen Versuch machte, der auch glückte. Er liess einen Haufen Heu, der den Herbst hindurch in freyer Luft gestanden, verbrennen. Zwischen der Asche findet man eine zusammen gezogene Materie, die dem verbrannten Eisen gleichet: diese ward zu Pulver gestossen, und etwas davon den Pferden bey jedem Futter, unter den Hafer gemischt, eingegeben. In allen Regimentern, wo dieses Mittel versucht ward, hörte die Krankheit den Augenblick auf. Ich erfuhr dasselbe, da ich schon zwey hundert Pferde verloren, und die Krankheit in meinem Regimente aufgehört hatte, folglich zu spät. Ich habe mich aber genau nach der Wirkung dieses Mittels erkundiget. Der Mist, der von den Pferden gegangen, war

dunkler als gewöhnlich, und etwas dünn oder flüssig, dabey schwitzten die Pferde ziemlich stark, und dieser Schweis gab in den Ställen einen starken Geruch. Dieses Mittel muss also zugleich abführend und schweistreibend seyn.

Alle Pferdeärzte, die ich bey diesem Uebel zu Rathe zog, kannten diese Krankheit nicht, und da man die Ursache derselben nicht recht ergründen konnte, so konnte man bey ihrer Heilung auch mit nichts gewissem zu Werke gehen, und nur Versuche machen, um dem Uebel Einhalt zu thun.

Ich liess einigen zur Ader, andern wurde nicht zur Ader gelassen, keines von beyden machte die geringste Veränderung. Das Blut war jedoch sehr schwarz und gieng bald in Materie über.

Ich begnügte mich also, nach allen fruchtlos angestellten Versuchen, allen Pferden als ein Preservatif $\frac{1}{3}$ Lt. Schwefel, $\frac{1}{3}$ Lt. Antimonium und $\frac{1}{3}$ Lt. Salpeter, einige Tage hindurch, unter genässtem Hafer, eingeben zu lassen. Da, wie ich schon gesagt, dieses Uebel alle Regimenter traf, die in der Gegend von Bender gewesen waren, so kann man meiner

Meynung nach, die Ursache nur dem dasigen Grase oder dem schlechten Wasser zuschreiben, und dieses um so viel mehr, da in dem vorhergehenden Kriege, in der Campagne von 1770, wo der Graf *Panin* Bender nahm, die Regimenter an eben diesem Orte, durch dieselbe Krankheit, einen noch grössern Verlust an Pferden erlitten haben. Ich schreibe jedoch diese Krankheit am meisten der Tränke in dem Bugfluss zu, da die Ufer an diesem Flusse fast durchgängig morastig sind.

Die meiste Hülfe bey diesem Uebel, habe ich vom ersten Grase erhalten; in den letzten Tagen des Märzmonaths, da nur eben das Gras aus der Erde zu schiessen anfing, liess ich die Regimentspferde, bey schönen Tagen von zehn Uhr früh bis des Nachmittags um vier Uhr, auf Brachfelder, oder auch in die Steppe treiben, wobey sie ihr gewöhnliches Futter im Stalle bekamen. Von diesem Augenblick an hörte die Krankheit allmählich auf.

Mehr, wie ein Mal, bin ich von der vortreflichen Wirkung des ganz jungen Grases, überzeugt worden; wohl zu verstehen, auf trocknen Oertern, als Brachfelder und Step-

pen, aber nicht auf Wiesen, die gewöhnlich niedrig liegen, und folglich zu einer solchen Zeit noch zu viel Feuchtigkeit in sich haben.

Im Jahr 1798 wurden verschiedene Gegenden Russlands, mit unterschiedlichen Pferde-Krankheiten zugleich heimgesucht, von welchen einige ansteckend waren, und woran viele Pferde fielen. Unter diesen Gegenden war auch die, in welcher ich mit meinem Regimente stand. Am stärksten wüthete die wahre Bräune. Es waren Dörfer, die bis 50 Pferde an dieser Krankheit verloren. Eines von diesen Dörfern war nur 30 Werste von meinem Standquartier. Ich wäre gern dahin gereiset, um ein Pferd, das an dieser Krankheit gefallen war, in meiner Gegenwart öfnen zu lassen; allein die Umstände erlaubten es mir nicht. Das Twersche Gouvernement hatte indessen unter andern guten Einrichtungen auch diese getroffen, solche angesteckte Oerter zu sperren, damit dieses Uebel nicht weiter um sich greife. Ich habe mich aber bey verschiedenen Edelleuten, die durch diese Seuche viele Pferde verloren, nach dieser Krankheit erkundiget. Sie fieng mit einer

Entzündung im Halse an, die so heftig zunahm, dass die Pferde gewöhnlich den 4ten oder 5ten Tag fielen. Eine äusserliche Geschwulst hinter den Kinnbacken nahm dabey eben so geschwind über Hand. Die Augen wurden roth und die Entzündung erstreckte sich bis ins Maul, das roth und mit einem dikken Schleime belegt wurde, worauf convulsivische Zufälle eintraten und sodann der Tod erfolgte. Besonders war es jedoch, dass sich bey vielen Pferden zugleich mit der Geschwulst hinter den Kinnbacken, eine ziemlich ansehnliche Geschwulst am Unterleibe zeigte, und diese crepirten gewöhnlich nach 12, 18, und nicht später als 24 Stunden; der Leib war sehr stark aufgedunsten. Schade, dass sich keine Sachkundige dabey fanden und einige dieser Pferde öfnen liessen, um die durch diese Krankheit angegriffenen inneren Theile genau zu untersuchen. — Ein Edelmann hatte auf seinem Gute den Versuch gemacht, gleich in dem ersten Augenblick dieser Krankheit, nach einem starken Aderlass am Halse dem Pferde $\frac{2}{3}$ Lt. Ant. crud. und 10 Gran merc. dulc. einige Tage hintereinander einzugeben, und in dem

Wasser zum Getränke liess er Salpeter und gemeines Salz auflösen. Dieser Edelmann versicherte mich, dass über 50 Pferde in seinem Dorfe von dieser Krankheit angesteckt gewesen wären, bey denen er dieses Mittel gebraucht hätte und von welchen nur Drey crepirt wären. Inzwischen würde dieses Mittel doch nie als ein allgemeines Mittel bey der Bräune anzurathen seyn, da bey dieser Krankheit meistens die Lunge auch entzündet ist, und in diesem Fall könnte der Mercur nur schädlich seyn. Diese epidemische Krankheit hatte den Anfang bey den Bauern-Pferden gemacht, und hatte sich in vielen Gegenden verbreitet. Der Winter hatte sich ungewöhnlich früh geendiget, wobey denn der Bauer, wie gewöhnlich in diesem Lande, um das harte Futter zu ersparen, seine Pferde auf der Weide gelassen hatte, so bald die Erde nur vom Schnee entblösst war. Es waren aber hierauf noch häufige und ansehnliche Nachtfröste, und im Frühjahr fiel oft Mehlthau. Der Sommer war ausserordentlich trocken, und die Hitze gross, so dass alle Moräste austrockneten, aus welchen die Hitze der Sonne die bösen Ausdün-

stungen in die Höhe zog und die Luft damit anfüllten, nicht weniger wurde die Luft noch durch die vielen, durch die ausgetrockneten Moräste umgekommenen, Insekten vergiftet. Diese bösen Ausdünstungen athmeten die Pferde ganz frisch ein, die oft auf solchen ausgetrockneten Stellen weideten; die Folge einer epidemischen Krankheit war also ganz natürlich. In den letzten Tagen des July Monaths bekam ich einen Rapport von einer Escadron meines Regiments, dass auf einmal 12 Dienst-Pferde krank geworden, und zwey davon kurz darauf gefallen wären. Ich begab mich sofort dahin, eben bey meiner Ankunft fiel das vierte Pferd, und die Anzahl der Kranken war schon auf 27 gestiegen. Ich liess in meiner Gegenwart das letztgefallene Pferd öfnen und fand nicht die geringsten Merkmahle der vorhin beschriebenen Krankheit, aber eine nicht sehr starke Entzündung in den äussern Theilen der Nieren, und in den Nierenbecken eine etwas dicke weisse Materie; ich liess die Nieren an verschiedenen Stellen durchschneiden, fand aber in dem Nieren-Fleische selbst so wenig Entzündung als Eiter. Alle Theile

über dem Brust-Felle waren völlig gesund und obgleich dieses Pferd schon vor sechs Stunden crepirt war, so fand ich doch noch in allen Adern ein flüssiges und nicht sehr entzündetes Blut. Die Gedärme waren ebenfalls gesund, der Boden des Magens aber war in eine starke Entzündung gerathen, die einen grossen Theil der gekräuselten Haut schon verzehrt hatte, ferner bemerkte ich in demselben einige zwanzig rothe Magen-Würmer, die sich in einem Umkreise von ohngefähr 10 Zoll in der Magenhaut eingesaugt hatten, und da ich selbige heraus reissen liess, so fand ich die Löcher schon meistens durchgefressen. Nach einigen Tagen war die Anzahl kranker Pferde in dieser Escadron schon auf 40 gestiegen.

Bey diesem zergliederten Pferde, war es mir noch schwer zu bestimmen, ob die Ursache des Todes in der Entzündung der Nieren, oder in der des Magens zu suchen sey. Gleich bey Anfang der Krankheit liess ich den Pferden eine starke Portion Blut aus der Hals-Ader abzapfen und allen Pferden, die nicht schwer krank waren, nach der Vorschrift

des seligen Herrn *Kersting* gegen die Würmer des Morgens früh nüchtern ½ ℔ Leinöhl eingeben, und 4 Stunden darauf bekamen diese, so wie alle schwer kranke folgendes Pulver ein: — Gereinigt. Salp. 4 Quent. Cremortart. 1½ Quent. und Camph. ½ Quent. und in dem Wasser zum Getränke wurde noch gereinigter Salpeter aufgelös't. Nach Verlauf von einigen Tagen musste der Gebrauch des Oehls ausgesetzt werden, da es nicht die geringste Veränderung hervorbrachte, und bey vielen Pferden die Hitze sich vermehrte, die man nur dem Oehle zuschreiben konnte. Es fiel hierauf ein Pferd, welches neun Tage krank gewesen, viel Blut urinirt hatte, und dabey äusserst mager geworden war. Ich liess dieses wieder in meiner Gegenwart öfnen, und nach dieser Zergliederung, blieb mir kein Zweifel über die Haupt-Ursache der Krankheit der Pferde, die nähmlich in einer Nieren-Entzündung (Nephritis) bestand, und dass die Würmer und die Entzündung in dem Magen als ein Neben-Zufall anzusehen seyen. Bey diesem Pferd waren die Folgen dieser Krankheit aufs äusserste ge-

stiegen. Die Nieren waren übernatürlich aufgedunset, und so mürbe, dass man selbige mit geringer Mühe, mit dem Finger durchstossen konnte, und in solchen Oefnungen häufte sich auch sofort der Eiter an. Bey diesen Umständen konnten die Blutgefässe in den Nieren durch die starke Entzündung und durch den Eiter nicht anders als angegriffen oder durch eine Erstokkung des Blutes, in diesen Theilen ausgedehnt und erschlafft werden, wodurch das Blut aus der Puls-Ader einen unregelmässigen Gang bekommen, und durch den Urin-Canal der Nieren sich in die Urinblase ergossen hatte, welches das Blut-Uriniren verursachte. Auch fand ich die Urinblase theils mit Blut, theils mit harten Stücken geronnenen Blutes angefüllt, die von dem Pferde nicht hatten abgehen können. Bey weiterer Untersuchung ergab sich, dass der in die Nieren übergegangene Eiter sich in dem Blute aufgelös't hatte, und die Krankheit folglich in ein Faul-Fieber übergegangen war; denn in allen Adern war das Blut von der Lymphe völlig abgesondert, so dass man beyde Theile wie

zwey besondere Massen von einander theilen konnte. Ich habe gesagt, dass es die Lymphe war, die sich von dem Blute abgesondert hatte, denn sie war nach der Erkaltung zähe und faserig geworden, dahingegen das *Serum* des Blutes in der Kälte so wenig hart als faserig wird.

Nach der Zergliederung dieses Pferdes trug ich kein Bedenken, in meinem ersten Berichte über diesen Vorfall die Versicherung hinzuzufügen, dass, so heftig diese Krankheit auch in diesem Augenblick ausgebrochen, sie dennoch nicht ansteckend sey, und nachdem ich die wahre Beschaffenheit dieser Krankheit entdeckt hätte, ich mir die gewisse Hoffnung machte, allen weiteren übeln Folgen vorbeugen zu können.

Jetzt erforderte die Krankheit dieser Pferde noch mehrere Aufmerksamkeit, um in ihrer Heilung mit Behutsamkeit zu Werke zu gehen, denn die oben angeführten Pulver hätten diesen letzten Pferden, nachdem die Krankheit in ein Faul-Fieber übergegangen war, nur

schädlich seyn können, da deren Bestandtheile sowohl, als der wiederholte Aderlass, die Auflösung des Blutes befördert hatten.

Die ersten Zufälle bey den kranken Pferden waren trübe Augen, Trägheit und eine sichtbare Schwäche im Kreuze, die Ohren wurden abwechselnd kalt und heiss, und man verspürte oft Schaudern. Der Puls war voll und geschwind, und nach einigen Tagen fing das Haar an empor zu stehen, worauf die Augen zu fliessen anfingen, und das kranke Pferd sie fast beständig zuhielt. Es frass wenig, trank aber mit Begierde. Die Zunge war trocken und sehr unrein, den Kopf liess das kranke Pferd oft herunter hängen. Der Urin floss bey wenigem und oft, war sehr trübe, und man bemerkte, dass das Uriniren mit Schmerzen geschah. Wann die Krankheit zunahm, bekamen die Pferde oft Zittern, wurden sehr unruhig, und warfen sich oft nieder, worauf krämpfige Zufälle eintraten; der Hals ward ausgestreckt, das Maul, aus welchem die Zunge hervorragte, geöfnet, die

Augen wurden krampfhaft verdreht, und unter diesen Zufällen erfolgte der Tod.

Unter den schwer kranken waren noch einige befindlich, die Blut urinirten, und nach genauer Untersuchung fand sich bey diesen der Puls geschwind, klein und weich, und die Begierde zum Trinken war vergangen, welches denn befürchten liess, dass auch bey diesen die Krankheit in ein Faul-Fieber übergegangen sey; ich liess desfalls diese von den übrigen absondern, und ihnen wurde folgendes Pulver drey Mal des Tages eingegeben. China 2 Drach. Serpentarium. Virg. 1 Drach. Camph. $\frac{1}{3}$ Quent. und zum Getränke ward in einen Eimer Wasser ein Spitzglas voll Vitriolsäure gegossen.

In dieser Behandlung liess ich keine Veränderung machen, und nach sechs Wochen war kein krankes Pferd mehr in der Escadron. Vierzig Pferde waren an dieser Krankheit gefallen, und einige 60, die mit der nähmlichen Krankheit meistens schwer befallen waren, wurden gerettet.

In Lief- und Ehstland hatte zu der nähmlichen Zeit unter den Pferden und auch dem Horn-Vieh eine andere Art epidemischer Krankheit gewüthet. Die kranken Pferde bekamen grössten Theils Pest-Beulen, die in eine Geschwulst übergingen, und mit diesen Beulen crepirten die meisten in kurzer Zeit. Die wahre Beschaffenheit dieser Krankheit in jener Gegend, kann ich nicht bestimmt angeben; ich theile nur bloss hier ein Hülfsmittel mit, welches gegen diese Krankheit daselbst mit ausserordentlichem Nutzen, sowohl bey Pferden als Horn-Vieh gebraucht und in der Dorpatschen Zeitung durch den Herrn Hofrath *Frisch* in Marienhoff bekannt gemacht worden: zu 1 ℔ gemeinen Toback giesst man 9 Stof Bier und lässt solches so lange kochen, bis 6 Stof nachbleiben. Wann dieses Decoct durch ein Tuch gepresst und geseihet worden, so löset man 4 Lt. Salp. 1 Lt. Caph. und eine kleine Handvoll fein Salz, und zuletzt einen guten Löffel voll Theer in demselben auf, und giesst davon, wenn es kalt geworden, einem kranken Pferde ein kleines Bier-

glas voll, etwa $\frac{1}{5}$ Stof, in den Hals, wobey der Kopf in der Höhe gehalten wird, bis das Thier es herunter geschluckt hat. Darauf muss es 2 bis 3 Stunden ohne Futter und ungetränkt stehn, bis es ausgeschwitzt hat. Dies muss bey dem kranken Pferde jeden Tag wiederholt werden.

Als Preservativ giebt man den Pferden alle Wochen ein Mal ein Bierglas voll ein. Bey dem Horn-Vieh ist dieses Mittel in derselben Art zu gebrauchen und eben so heilsam. Wann sich Beulen zeigten, die in eine Geschwulst übergingen, so wurden selbige aufgeschnitten, spanisches Fliegenpulver eingerieben und mit spanischem Fliegenpflaster verbunden. Mit dieser Behandlung sind viele Pferde und vieles Horn-Vieh gerettet worden.

Auf Tab. I. ist ein vollständiges Pferd, mit den Benennungen der äussern Theile, die der Cavallerieofficier, nach den einmahl angenommenen Terminis durchaus kennen muss.

Aus eben der Ursache habe ich auch diesem Werke ein Skelett beygefügt, (S. Tab. V.)

so wenig es übrigens auch hierher gehört. Denn meiner Meynung nach ist es unverzeihlich, wenn ein Cavallerieoffiicier, die Knochen eines Pferdes entweder falsch nennet, oder selbige gar nicht zu nennen weiss. Ich habe das Skelett aus der deutschen Uebersetzung des *La Fosse* durch den Herrn Professor *Knoblauch* dazu gewählet.

DAS ZWEYTE KAPITEL.

Von den Stutereyen des russischen Reiches und der angrenzenden Länder.

Zweytes Kapitel.

Von den Stutereyen des russischen Reiches und der angrenzenden Länder.

Die verschiedenen Raçen und Stutereyen des russischen Reiches, verdienen zu viel Aufmerksamkeit, um sie mit Stillschweigen zu übergehen.

Ich wende mich also zur Betrachtung dieses Punktes, der mit dem vorigen Kapitel in so genauer Verbindung stehet, und will mit wenigen Worten, die ich zur Kenntniss der russischen Stutereyen hinlänglich glaube, derselben hier Erwähnung thun.

Eine langjährige Erfahrung hat mich mit den verschiedenen Racen der russischen Pferde sowohl, als auch mit denen der angrenzenden Länder, genugsam bekannt gemacht.

So wie England, Spanien, Dännemark, Ara-

bien, Persien und andere Länder, ihre eigene Race Pferde haben, die man so zu sagen eine indigene nennen kann; eben so hat auch das weitläuftige russische Reich, seine ihm nur zuständige Race, deren Haupttraits sich dem Auge eines Kenners, in allen durch Vermischung entstandenen Branchen darstellen.

Der Sitz und der Ursprung dieser Race muss in Gross-Russland gesucht werden.

Die Statur dieser indigenen russichen Pferde ist nicht die schönste, der Schlag ist ein Mittelschlag zwischen gross und klein. Der Kopf ist etwas stark, die Stirn platt, das Auge phlegmatisch, der Hals kurz und breit, die Brust ebenfalls breit, das Kreuz sehr stark, die Beine sind knochenreich ohne übermässig dick zu seyn, und sind mit Haaren sehr bewachsen, der Huf ist mehr flach als erhaben, der Schweif und die Mähnen sind lang, so dass auch die letzteren bisweilen bis über die Knie herunter reichen. So wenig das, was ich eben gesagt, die Schönheit des russischen Pferdes anpreist, so sehr muss ich dessen Charakter loben. Es ist fromm, folgsam, gelehrig, nicht zu träge und nicht zu feurig.

Ein jeder Reisende wird dieses mit Vergnügen bemerken. Die Fuhrleute oder Postillons spannen beständig an der Deichsel vier Pferde in einer Reihe (Russ. pripresch.), die ein Mensch vom Bocke regiert, und die steilsten Berge herunter fährt, wobey er durch Worte und Zurufen die gewöhnten Pferde aufhält, und der Reisende sich ganz auf die Geschicklichkeit seines Fuhrmanns, auf die Folgsamkeit, den Gehorsam der Pferde und auf ihre Kräfte, den Wagen aufzuhalten, verlassen kann. Man wird gleich den Unterschied alles dessen erfahren, wenn man in die an Gross-Russland grenzenden Provinzen kommt. Bergauf fährt der Gross-Russländer gewöhnlich in der grössten Carriere, und wenn der Berg auch sehr hoch ist, so wird er doch einen Theil davon mit verhängtem Zügel herauf fahren.

Von der Dauer dieser Pferde will ich noch dieses anführen, dass der Reisende oft, wann er eine Station von 30 und mehrern Wersten zurückgelegt hat, der Postillon um die Erlaubniss bittet, noch eine zweyte machen zu dürfen, die vielleicht eben so weit ist; er

wird alsdann die Pferde höchstens eine halbe Stunde und oft gar nicht ausruhen lassen, und das Ziel der zweyten Station eben so schnell als das der ersten erreichen, das heisst, nicht weniger als 10 oder 12 Werste in einer Stunde. Dieses wird in Russland noch nicht als schnell gefahren gerechnet, denn es ist bekannt, dass z. B. von St. Petersburg bis Moskau eine Entfernung von 729 Wersten ist, und doch endigen die Courier diese Reise in einer Zeit von 48 bis 50 Stunden, folglich machen sie in einer Stunde 15 Werste, wozu man den Aufenthalt beym Umspannen noch rechnen muss.

Zum Reiten aber ist das russische Pferd nicht sonderlich, und für die leichte Reiterey ganz untauglich. Seine breite Brust, sein Kreuz und seine Knochen, welche alle besonders stark sind, machen es zum Ziehen, (wozu es auch meistens gebraucht wird), vorzüglich geschickt. Ich werde mich hier nicht bey den Stutereyen der grossen Herren und reichen Edelleute aufhalten; die Einen sowohl als die Andern sind im ganzen russischen Reiche gekünstelt. Die Besitzer sparen keine Kosten, um sich ausländische Hengste zu ver-

schaffen und besonders englische. Man achtet kein Geld, um einen Beschäler zu bekommen. Man begehet aber meistens den Fehler dabey, sich nicht genugsam nach der Race, aus welcher der Hengst herstammet, zu erkundigen, wodurch der Besitzer sehr oft um sein Geld kommt, ohne Füllen zu ziehen, die dem schönen und theuern Hengste ähnlich sind, welches gewöhnlich der Fall bey einem schönen Hengste ist, den ein Ungefähr in einer schlechten Stuterey hat fallen machen, und besonders wenn man diesen Fehler nicht durch schöne Stuten von reiner und einer schon gut etablirten Race ersetzet. Die Wahl der Stuten zu einem solchen Hengste erfordert die grösste Aufmerksamkeit, auch ist es unumgänglich nöthig, ihm gehörig schöne Stuten zu geben, da zur Erzeugung eines schönen Füllen die Stute eben so viel und oft noch mehr beyträgt, als der Hengst, und besonders bekommt das Füllen mehr den Wachsthum der Stute als des Hengstes.

Ein Fehler, den noch viele grosse Stutereyen begehen, bestehet darin, dass sie ohne Unterschied der Gegend, alle trächtige Stuten

den ganzen Sommer auf die Weide gehen lassen. In fetten und morastigen Gegenden ist diese Maxime für die Stuten, welche rare und theure Hengste belegt haben, und deren Frucht wiederum zur Zucht dienen soll, eben so falsch als die darin gesuchte Oekonomie. Man sollte in einer fettigen oder morastigen Gegend nur mit Zwey Stuten, die von einem solchen Hengste belegt sind, den Versuch machen, und die Eine davon den ganzen Sommer auf die Weide gehen lassen, die Andere aber mit Hafer und Heu füttern, und das Heu dazu auf hohen und trocknen Gegenden schlagen lassen; man würde sehen, wie weit das Füllen dieser letzten Stute das der Ersten übertreffen würde. Am meisten aber würde man diesen Unterschied gewahr werden, wenn diese Füllen in das Pferdejahr kommen würden.

Etwas Mehreres von dem Einfluss der Gegenden auf die Racen, werde ich bey Gelegenheit der zaporogischen Pferde sagen.

Dabey vernachlässiget man auch viel die Zucht und Wartung der Füllen, und hierdurch artet die Race des schönsten Hengstes leicht und in kurzer Zeit gänzlich aus. Die Füllen erfor-

dern in den Ställen, in welchen sie gehalten werden, eben so viel Reinlichkeit und frische Luft als die Pferde. Auch sollte man die Füllen nicht länger als acht Monath säugen lassen.

Ich sage nicht länger, weil in vielen grossen Stutereyen die Füllen so lange säugen, als die Mutter-Stuten es erlauben wollen; sonst sind auch sechs Monath hinreichend.

Zu diesem gesellet sich noch eine Gewohnheit, die den Racen eben so verderblich ist, nähmlich, dass man nur die Hengste von sehr grossem Werthe, im Stalle hält, und aus der Hand bespringen lässt, dahingegen alle Uebrige mit den Stuten auf die Weide gehen. Diese tägliche Gemeinschaft reizt leicht den Hengst und entkräftet ihn zuletzt. Dabey wird er gebissen, geschlagen, verdorben, und da man in andern Ländern vierzig, funfzig, ja in einigen Gegenden bis sechzig Stuten auf einen Hengst rechnet, so kann man hier demselben nicht mehr als zehn zugestehen. Doch ist diese Art, die Hengste mit den Stuten beständig auf einer Weide zu halten, in denen Stutereyen, in welchen man die Stuten bey Hunderten, ja bis in die Tausende zählet, eine Nothwendigkeit, da

es fast nicht möglich ist, so viele Hengste auf dem Stalle zu halten, und damit eine so grosse Anzahl Stuten aus der Hand bespringen zu lassen. Es bleibt aber immer eine unglückliche Nothwendigkeit, da sie den Racen nachtheilig ist. In vielen Stutereyen habe ich noch mit Bedauern gesehen, dass man sehr schöne und kostbare Hengste, die aber noch nicht älter als vier Jahre waren, schon zum Beschälen brauchte; diese Gewohnheit ist ebenfalls äusserst verderblich. Ein Hengst sollte nie gebraucht werden, bevor er nicht sein sechstes Jahr zurück gelegt hat. Der Hengst würde alsdann viel mehr Kräfte bekommen, und viel länger dienen können, dahingegen wenn der Hengst zu früh zum Beschälen gebraucht wird, er nicht seinen völligen Wachsthum, noch seine völlige schöne Gestalt bekommt, wobey er vor der Zeit in den Gliedern geschwächt wird. Dabey muss man den Hengsten, die im Stalle gehalten werden, ausser der Beschälzeit, öftere und starke Bewegungen machen lassen. Denn ein jedes Pferd, dem es an Bewegungen fehlet, und das dabey beständig im Stalle gehalten wird, wird böses Blut und verdorbene Säfte bekommen, und von einem sol-

chen Hengste können nur ungesunde Füllen fallen.

In der Beschälzeit muss man dem Hengst das harte Futter an Hafer oder Gerste vermehren, aber kein überflüssiges Heu reichen.

Was Hengste im Beschälen prästiren können, wenn sie nur gesund und bey Kräften erhalten werden, wird man aus der am Ende dieses Kapitels beygefügten Liste einiger Hengste von dem hannöverschen Landgestüte, einsehen können. Da sie aus dem Portocoll gezogen ist, so kann ich für ihre Aechtheit stehen. Man wird darauf bemerken, dass viele Stuten unbelegt geblieben, wenn man aber bedenket, dass der Bauer seine Stuten von dem Augenblick an, da sie belegt worden, gleich wieder zur schweren Arbeit gebraucht, so kann man leicht ermessen, dass viele davon verwerfen müssen.

Diese Liste habe ich noch besonders um deswillen diesem Kapitel beygefügt, weil ich verschiedentlich in Russland Personen habe behaupten gehört: es sey unmöglich, dass ein Hengst eine so grosse Anzahl von Stuten bedecken könne.

In Pohlen habe ich in verschiedenen Stutereyen der Edelleute gesehen, dass, nachdem sie ihre Stuten aus der Hand hatten bespringen lassen, sie einige Hengste, auf welche sie schon nicht viel mehr rechneten, mit Stuten, die nicht empfangen hatten und die sie doch noch belegt haben wollten, auf die Weide gehen liessen. In grossen Stutereyen, aus welchen man Revenüen ziehen will, ist diese Art nicht zu verwerfen.

Was ich vorhin von den russischen Stutereyen überhaupt gesagt, betrift nur den grössten Haufen, von dem man jedoch Ausnahmen machen muss. So giebt es besonders in Gross- und Kleinrussland sowohl, als in der Ukraine, vornehme Herren und reiche Edelleute, die ihre Stutereyen im besten Stande halten. Verschiedene meiner Bekannten lassen nicht allein mit grossen Kosten Hengste, sondern auch Stuten von den besten Racen, aus fremden Ländern kommen. Die bey ihnen erzogenen Pferde sind äusserst schön, und ich habe in oben erwähnten Provinzen Hengste gefunden, die beym Verkaufe mit tausend und zwey tausend Rubeln bezahlt wurden.

Livland und Ehstland bringen eine Race von Pferden hervor, denen sie daselbst den Namen Doppelklepper gegeben haben. Ein Mittelschlag, nicht gross und nicht klein, eine flache Stirn, ziemlich fein von Kanaschen, etwas breitem Hals, einer starken Brust, einem gedrungenen Körper, nicht sehr gestreckt, einem runden Kreuze, fein von Beinknochen, der Huf mehr flach als erhoben. Diese Pferde sind sehr dauerhaft, und sowohl zum Reiten als zum *Ziehen* tauglich.

Grosse Stutereyen findet man daselbst gar nicht; ausser einigen wenigen der reichsten Edelleute, wird man selten bey einem mehr als zehn oder zwölf Stuten finden.

Der Bauer ist daselbst in vielen Gegenden gut bespannt, da er dieselbe Race von Pferden zieht. Diese Race ist sehr fromm und folgsam, sehr selten wird man eines finden, das tückisch wäre.

Die Insel Oesel hat denselben Schlag von Pferden, nur mit dem Unterschiede, dass selbige viel kleiner sind.

In dem archangelschen Gouvernement, findet sich eine Race von Pferden, die man *Me-*

sensky nennet. Diese Pferde sind von kleinem Wachsthum, gedrungen, etwas breitem Halse, runder Kruppe, ziemlich fein von Knochen und von guter Dauer. Eine zweyte Race findet man noch in demselben Gouvernement, die *Oneschky* genannt wird, und diesen Namen von dem Ort Onega am weissen Meere führet; die Pferde dieser zweyten Race sind denen der ersten am Bau völlig gleich, nur sind sie viel grösser. An dem ganzen Bau beyder Racen, besonders aber an ihren langen Mähnen und ihrem starken Schweife, wird man gleich gewahr, dass sie von den Gross-Russländischen abstammen, und ob sie gleich etwas leichter, wie diese sind, so sind sie doch ebenfalls zum Ziehen noch vorzüglicher als zum Reiten. Unter diesen Pferden findet man schon gute Traber, von welchen ich weiterhin ein Wort mehr sagen werde. Ansehnliche Stutereyen giebt es in diesen Gouvernement ebenfalls nicht.

In dem Wiaetkischen, welches an der Wolga liegt, und an das Casanische, Ufimische, Permische und Kostramasche grenzet, trift man einen Schlag Pferde, der jedoch gänz-

lich von denen, die Gross-Russland zeugt, abweichet.

Diese sind nicht so stark von Knochen, der Kopf ist proportionirter, die Stirn platt, die Ohren klein, der Hals besser aufgesetzt, obgleich mehr breit, wie dünn, der Körper gedrungen, das Kreuz rund, die Mähnen nicht so lang, der Huf mehr flach als erhoben, etwas haarig an den Fesseln, und mehr tauglich zum Reiten als die Gross-Russländischen.

Man findet unter ihnen viele Traber, die man sehr hoch schätzet, und im ganzen Reiche theuer bezahlt; da mit ihnen, besonders im Winter, in Schlitten, Wettrennen angestellt werden, die den in England gewöhnlichen, auf gewisse Art ähnlich sind.

Diese Wiaetkische Race gleicht sehr derjenigen, die in Livland erzeugt wird und allda den Namen Doppelklepper führet. Man glaubt, dass auf Befehl des Czaaren *Alexei Michailowitzsch*, livländische Hengste hierher gebracht, und diese Race durch sie fundiret worden sey.

Es giebt aber auch viele, die behaupten, dass diese Pferde schon vor der Zeit

der Regierung des ersten russischen Zaars *Iwan Wasiliowitzsch* in dieser Gegend gehalten wurden, der in der Hälfte des 16ten Jahrhunderts eine Reihe von Jahren regierte. In den Kriegen, die er gegen Schweden führte, und nachdem er Narva belagert hatte, und die Hoffnung, es einzunehmen, aufgeben musste, begnügte er sich auf der andern Seite des Narva-Flusses, dieser Stadt gegenüber, die Festung Iwangorod zu erbauen, und bey seinem Rückzuge in seine Grenzen ganze Dörfer mit ihren Pferden und ihrem übrigen Viehe aus Ehst- und Jngermannland, nach Russland schleppen zu lassen, so wie es jetzt noch der Gebrauch fast aller asiatischen Völker ist, wenn sie aus einem feindlichen Lande zurückziehen. Diese Bauern wurden in verschiedenen Gegenden Russlands, besonders in dem jetzigen Wiaetkischen Gouvernement etablirt, und auf solche Art sollen besagte Pferde in diese Gegend gekommen seyn, von welchen die Race noch jetzt fortwähret. Diese letzte Vermuthung ist die wahrscheinlichste; auch giebt es im Twerschen Gouvernement noch einige dieser Dörfer, deren

Einwohner durchgängig Karellen genannt werden. Sie sind zwar zur russischen Religion übergetreten, haben aber ihre vormalige Landes-Sprache beybehalten, das heisst, ein verdorbenes Finnisch; in den Gegenden, die sie bewohnen, werden sie für vorzüglich gute Wirthe gehalten.

Wenig nur kenne ich die Stutereyen in Siberien; ich weiss aber, dass die Pferde daher, wenn sie unter fünf Jahre sind und nicht ausgekröpfet haben, die Veränderung des Klima nicht leicht ertragen.

Im koliwanischen Gouvernement, welches einen Theil von Siberien ausmacht, findet man bey den Tartaren, welche besonders an dem Fluss Tom und Ob wohnen, eine Race von Pferden, die man die Kusenetzkischen nennet; diese gleichen sehr den Baschkirischen Pferden, die ich weiterhin beschreiben werde. Sie sind nicht grösser, doch etwas besser gebauet, aber ebenfalls tüchtiger zum Ziehen als zum Reiten. Auch diese Race liefert den Liebhabern gute und starke Traber. Ehedem wohnten diese Tartaren in den altaischen Gebirgen, und waren unter der Bothmässigkeit

der Soongaren, einem mongolischen Völker-Stamme. Im Jahre 1616 machten sie sich von der Knechtschaft der Kalmucken los, und schwuren in der Folge Russland Treue. Sie wohnten alle, so wie jetzt noch die Kalmucken, Kirgisen etc. in Horden, und ihr einziger Reichthum bestand ebenfalls in ihrer grossen Viehzucht. Seitdem aber ein grosser Theil von ihnen sich angebauet, und sich mehr auf den Ackerbau gelegt hat, hat ihre Pferdezucht, in Ansehung der Menge, etwas abgenommen.

Noch findet man daselbst im irkutskischen Gouvernement viele Pferde bey den Tungusen, am meisten aber bey den Bureten, welche letztere auch Bratskytartaren genannt werden, und um den See Baikal und in den darum liegenden Gebirgen wohnen.

Diese Pferde sind schön gebaut, fein von Kopf, ziemlich gut aufgesetzt, fein von Beinknochen und schönen Hufen, nur etwas kleiner Statur. Die Gegend ist trocken und sehr bergig; man versichert, dass die dasigen Pferde mit einer unglaublichen Leichtigkeit auch die steilsten Berge ersteigen. Die Bewohner die-

ser Gegend, namentlich von Udinsky, Nertschinsky, Bargusin, Silinsky etc. haben einen besondern Gebrauch mit ihren Pferden; wenn sie mit ihnen eine gewisse Entfernung gefahren oder geritten sind, so lassen sie selbige, je nachdem der Weg weit gewesen, funfzehn, achtzehn, auch vier und zwanzig Stunden stehen, ohne ihnen zu fressen oder zu saufen zu geben. Sie behaupten, dass, wenn sie diese Regel nicht beobachteten, die Pferde beym häufigen Gebrauche umkommen.

Besonders sind die Tartaren der dasigen Gegend so streng in Beobachtung dieser Regel, dass, aus Furcht, ein solches Pferd möchte etwas weniges Fressen von der Erde aufnehmen, sie selbigen den Kopf so hoch anbinden, dass es ihn nicht herunter lassen kann. Auch binden sie solches in der freyen Luft an ein ausgespanntes Seil, durch welches ein Ring gezogen wird, woran der Halfter-Riemen befestiget ist, so kann das Pferd längst dem Seile mit seinem in die Höhe gebundenen Kopfe hin und her gehn.

Ingleichen findet man noch in diesem Gouvernement, bey den sageischen Tartaren,

welche noch weiter nach der chinesischen Grenze zu wohnen, Pferde, welche schön gebauet, fein von Kopf und proportionirten Knochen, und dabey ebenfalls sehr leicht und äusserst dauerhaft sind, indess auch nur von kleinem Wachsthum. Besonders ist es, dass diese Race ausserordentlich viel getigerte Pferde hervorbringt; man wird aber keine schwarzgefleckten, sondern nur von andern Farben, und meistens schweisfuchsgetigerte finden. Die Flecken sind nicht gross, sondern gleichen den Tropfen, und was noch seltener bey getigerten Pferden angetroffen wird, und wodurch diese sich besonders auszeichnen, ist, dass sie starke Schweife und Mähnen haben.

Dass die meisten Pferde in den dasigen Gegenden, nur zu einem mittlern Wachsthum gelangen, daran muss das kalte Klima Schuld seyn; dahingegen sind die Pferde dieser Racen, besonders die in den Gebirgen erzogen werden, fast durchgängig leicht und dauerhaft, und folglich gut und tüchtig für die leichte Kavallerie. Man muss sie nur nicht vor dem fünften Jahre brauchen, besonders wenn man sie vor dieser Zeit in ein anderes Klima bringt.

Die Jakuten, bey welchen man zwar auch Rennthiere findet, machen doch meistens Gebrauch von den Pferden, und zwar zum Reiten und Packen, weil von Jakutsk nach Ochotsk, Udskoi-ostrog Wilui und andern nördlichen Oertern mit Fuhrwerken nicht durchzukommen ist, im Winter, wegen des tiefen Schnees und im Sommer wegen der sehr hohen Gebirge und vielen Moräste. Weiter hin auf der Halbinsel Kamtschatka fahren die Kamtschadalen, wie bekannt, mit Hunden. Pferde kennen die Einwohner daselbst nicht. Inzwischen trift man doch auch einige wenige Pferde dort an, zwar nicht bey den Kamtschadalen, deren bis jetzt kein Einziger ein Pferd besitzt, wohl aber bey den dortigen russischen Beamten. Auch findet man in dem Werke der freyen Oeconomischen Gesellschaft in St. Petersburg, dass auf Veranstaltung der Krone verschiedentlich Pferde dahin geschickt worden, und dass diese Anzahl im Jahr 1781 sich in Kamtschatka auf 158 Stück belief, die der Herr Major *von Behm* grössten Theils von den Jakuten kaufen und nach Kamtschatka führen liess. Diese Pferde

wurden sämmtlich den russischen Bauern abgegeben, die in Werchnoi- und Nischnoi-Kamtschatka wohnen, und die vor vielen Jahren schon aus den Dörfern am Lina-Flusse dahin versetzt worden sind.

Der Herr Major *v. Behm* hatte selbst bey Werchnoi-Kamtschatka ein Vorwerk, welches die beste Gegend zum Ackerbau daselbst ist, zu deren Urbarmachung er ausgehobene Rekruten aus dem Irkutskschen Gouvernement brauchte, und es gelang ihm, daselbst das siebente Korn von Gerste- und Sommer-Rocken einzuernten. Sein Nachfolger, der Hr. Hofrath *Reinicken*, hat nächstdem ebenfalls noch einige Pferde aus Jakutsk nach Kamtschatka kommen lassen, die ebenfalls den dasigen russischen Kolonisten abgegeben wurden.

Die Leute, die man daselbst Kosaken nennt, stammen zuverlässig von den Kosaken her, die zur Zeit der Eroberung dieser Halbinsel aus Jakutsk zur Besatzung dahin commandirt wurden. Sie dienen jetzt noch zur Besatzung in Bolscheretsk, Werchnoi- und Nischnoi-Kamtschatka, Tigel und in dem Peter-Paulschen Hafen; sie werden zu gar keinem andern Dienst

gebraucht, nicht einmal auf den Posten, wie angegeben wird; auch besitzt kein Einziger von ihnen ein Pferd, sie bedienen sich, gleich der Kamtschadalen, im Winter der Hunde, im Sommer aber, wenn auch einige von ihnen verschickt werden, gehen sie alle durchgängig zu Fusse. Diese Kosaken, von welchen viele sich mit Kamtschadalinnen verheirathet haben, sind so sehr ausgeartet, dass sie fast gar nicht mehr von den Kamtschadalen zu unterscheiden sind. Die Anzahl der Pferde hat sich in der Folge bey den Kolonisten, oder dasigen russischen Bauern wiederum sehr verringert, besonders da auch diese Leute daselbst sehr schlecht leben, und es mit ihnen dieselbe Bewandniss als mit den dasigen Kosaken hat. Wenige von ihnen haben Ställe angebaut, wodurch der grösste Theil ihres wenigen Viehes im Winter durch Hunde, Wölfe und Bären gefressen wird, durch erstere sogar im Sommer. Die Kamtschadalen brauchen, wie bekannt, ihre Hunde in grosser Anzahl des Winters zur Schlittenfahrt, wenn diese aufhört, und der Frühling anfängt, lassen sie die Hunde laufen, um sich ihre Nahrung selbst zu suchen, die dann, da sie nicht so schüch-

tern, als die wilden Thiere sind, nahe bey den Wohnungen alles Vieh, was sie überwältigen können, verzehren. Gegen den Winter kommen diese Hunde wieder zu Hause, und der Wirth füttert sie mit Fischknochen, die im Sommer zu diesem Gebrauch gesammelt werden.

Durch den sel. Herrn *Kraschenínikow*, Professor bey der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, der im Jahr 1743 von da zurück kam, weiss man, dass schon vor langer Zeit, auf Befehl der höchst sel. Kaiserinn *Elisabeth*, einige Familien Bauern mit Pferden und Horn - Vieh nach Kamtschatka geschickt worden. »Es ist kein Zweifel,« sagt der Hr. Professor, »dass diese Thiere »wegen des guten Futters, das dort wächst, »sich nicht bald vermehren sollten.« An einer andern Stelle äussert er wieder: »In ganz »Kamtschatka wächst das Gras so hoch und saf-»tig, dass man dergleichen schwerlich irgendwo »in Russland finden wird. Bey Flüssen und Seen »ist es oft viel höher als ein Mensch; und »wächst so geschwind, dass man zum wenig-»sten drey Mal im Sommer es mähen kann; »folglich kann man zur Viehzucht keinen

»bessern Platz verlangen, und wenn man »schon wegen der Dicke und Höhe des Gra- »ses glauben sollte, dass das Heu hievon nicht »gut seyn könnte, so zeigt doch die ausser- »ordentliche Grösse und Fettigkeit des Viehes »vom Gegentheil. — « Nach allem diesem finden sich doch nach einer langen Reihe von Jahren, bey den Eingebornen selbst, so wenig Pferde als Horn - Vieh und bey den dasigen russischen Bauern nur äusserst wenig. Noch an einer andern Stelle sagt der H. Krascheninikow. »Dass man mit Pferden in Kamtschatka nicht fahren könne — im Winter wegen des tiefen Schnees, und im Sommer wegen »der vielen kleinen Bäche, welche von den »Bergen rieseln und die Wege selbst für Fuss- »gänger sehr beschwerlich machen.« Der Hr. Hofrath Kobek, der so gütig gewesen ist, mir verschiedene Nachrichten über Kamtschatka mitzutheilen — und achtzehn Jahre daselbst gewohnt hat, sagt unter andern: »Die Hunde, »die eine besondere Race machen, sind mit »spitzigen Schnauzen und zugespitzten Ohren: »sie werden durchgängig castrirt, und ihre »Schweife ganz kurz abgehauen, letzteres die-

»net bey ihnen zur Zierde. Sie werden noch »immer auf den Stationen im Winter durchgän»gig, auch zu andern Diensten, als zum Holz »und Heu fahren gebraucht, weil der Schnee »besonders tief fällt, und nicht selten stür»misch Wetter eintritt, welches die Wege »gänzlich verwehet, und aus dieser Ursache »mit Pferden sehr schwer durchzukommen ist.«

Uebrigens, glaube ich, wird man die Kamtschadalen wohl nicht leicht dazu bringen, Pferde zu halten: 1) da sie mit niemanden Handel treiben, ihren Tribut in Pelzwerk zahlen, welches sie nach einer der nächsten Festungen entweder zu Fuss selbst tragen oder im Winter mit Hunden dahin führen. 2) da sie kein Brod kennen, ihre einzige Nahrung in Fischen bestehet, die sie häufig und leicht fangen. Sie geniessen selbige roh, in der Luft getrocknet, gesotten, oder über Kohlen geröstet, auch stossen sie getrocknete Fische zu Pulver, aus welchem sie einen Teich knäten,den sie statt Brod essen, folglich kennen sie gar keinen Ackerbau, daher würden ihnen Pferde nur zur Last seyn, ohne dass sie wirklich Gebrauch davon machen könnten. Die Kamtschadalen sind über-

diess äusserst träge, zu nichts aufgelegt, wobey ihr Denkvermögen noch von Natur sehr stumpf ist. Sie bekennen sich jetzt durchgängig zur griechischen Religion, so dass man von ihrem ehemaligen heidnischen Glauben bey ihnen gar keine Spur mehr findet.

Die kirgisischen Pferde sind von einer besondern Hässlichkeit. Ihre Unterscheidungszeichen sind ein Schafkopf, starke Kanaschen, der Hals eines Hirsches, das Kreuz eines Schweines, die Brust mehr schmal als breit, von Beinen und Huf aber sehr proportionirt, und dabey von einem kleinen Wachsthum. Wer den Unterschied zwischen einem Ramskopf und Schafkopf nicht kennet, der kann denselben bey dieser Race, an einem jeden Pferde ganz deutlich gewahr werden. Diese Pferde sind nicht die stärksten, und aus ihrer Beschreibung kann man schon urtheilen, dass sie zum Ziehen gar nicht tauglich sind: doch versichert man, dass, wenn sie in den Gegenden, und folglich bey dem Futter, bey welchem sie erzogen sind, bleiben, sie sehr alt werden können. In dieser Race steckt gar keine Mischung von der Gross-Russländischen, welches man schon aus

ihrer Beschreibung einsehen kann; man weiss aber auch, dass sie nie von daher Pferde genommen.

Die Kirgisen, die in die grosse und kleine Horde getheilt werden, sind nicht als Unterthanen von Russland anzusehn. Nur die kleine Horde begab sich An: 1734 unter russischen Schutz, von der sich auch immer einige Angesehene als Geiseln oder Pfandmänner in Orenburg befinden. Inzwischen wird die russische Grenze von dieser Seite doch oft von diesem Volke beunruhiget, weshalb auch ein starker Cordon daselbst gezogen ist.

Der Kirgise wohnt in Horden, wie der Kalmucke. In den von ihm bewohnten Steppen, findet man nicht tief in der Erde Steinsalz. Die mit Theilen dieses Salzes geschwängerten Kräuter, die das Vieh frisst, machen dasselbe ausserordentlich fett, daher denn auch ihre Pferde beständig dick und sehr stark bey Luder sind. Sie verkaufen besonders viel Vieh auf den grossen Jahrmärkten von Orenburg. Dieser Ort liegt hart an dem Jaikfluss. Ienseit des Ufers, wo

schon die kirgisischen Steppen angehen, sind grosse steinerne Gebäude aufgeführet, in welchen lauter Abtheilungen zu Buden für Kaufleute gemacht sind, und wohin sich auch zu diesen Jahrmärkten, viele russische Kaufleute mit Tuch, Leinewand, Zwirn, kleinen Spiegeln, Messern und andern Waaren mehr, die den Kirgisen nöthig sind, hinbegeben. Man siehet alsdann hinter diesen Gebäuden, in den Steppen, die das Auge nicht absehen kann, eine unglaubliche Menge von Pferden und Schaafen.

Es ist noch nicht lange, dass man von den Kirgisen nur für Waaren Vieh erstehen konnte, aber für klingende Münze, die sie nicht kannten, gar nicht; selbst Officiere, die dort Pferde von ihnen kaufen wollten, bedienten sich jenes Ausweges, und führten die Verkäufer in die vorerwähnten Buden, allwo sie sich für ihre Pferde, verschiedene Waaren aussuchten, und auf diese Art den Handel schlossen. Jetzt aber fangen sie schon an, die Münzen zu kennen, und nehmen recht gern Silbergeld.

Wie gross die Viehzucht der Kirgisen ist,

kann man daraus abnehmen, dass man bey vielen Wohlhabenden unter ihnen, drey, vier, ja fünhundert Köpfe in ihren Stutereyen zählen kann.

Eben so ansehnlich sind auch ihre Schäfereyen. Zu den Jahrmärkten von Orenburg schlachten sie eine grosse Anzahl von Schaafen, bloss um den Talg davon zu verkaufen; den grössten Theil des Fleisches aber, das sie nicht los werden können, werfen sie weg. Wie fett diese Schaafe auf ihren Weiden werden, kann man sich nicht vorstellen. Der Schwanz, der bey denselben ausserordentlich lang und breit ist, und fast in lauter Fett bestehet, wird ihnen zuweilen so schwer, dass er sie im Gehen hindert.

Die Baschkiren bewohnen den südlichen Theil der Uralschen Gebirge, grenzen an die westliche Seite der Provinz Ufa, erstrecken sich zwischen den Flüssen Kuma, Wolga und Ural, und stehn unter der Regierung von Orenburg. Ihre Pferde sind von den vorhergehenden wieder in vielem unterschieden. Ihr Kopf ist gerade dem Schweine-Kopfe ähnlich, die Kanaschen sind stark, der Hals et-

was breit und kurz, die Brust ziemlich breit, und das Kreuz und die Beinknochen sind ebenfalls sehr stark, so wie auch der Schweif und die Mähnen. Zum Ziehen ist dieser Schlag von Pferden besser als zum Reiten. In dieser Race bemerkt des Kenners Auge sogleich eine Vermischung russischer Pferde. Sie sind ebenfalls stark und dauerhaft, welches jedoch zu bewundern ist, da sie selbige den ganzen Winter, der oft sehr lang und streng bey ihnen anhält, auf der Weide lassen, auf welcher sie gegen das Frühjahr so sehr herunter kommen, dass sie einem Skelete ähnlich werden, denn bey tiefem Schnee sind diese armen Thiere gezwungen, selbigen mit den Füssen von der Erde abzukratzen; um mit dem gefrorenen Grase, das sie unter diesem Schnee finden, sich das Leben zu erhalten. Auf einer guten Weide oder bey hartem Futter erholen sie sich jedoch so geschwind, dass sie nach einigen Wochen schon wieder bey gutem Luder und bey Stärke sind. Ich habe ein Regiment von diesen Baschkiren unter meinem Commando gehabt, welches mit sehr mageren Pferden zu mir stiess; nachdem sie aber einige Wochen angehalten

wurden, ihre Pferde gehörig zu füttern, waren selbige wieder in recht gutem Stande. Ihre Regimenter gehören mit zu den irregulären leichten Truppen. Sie lassen selbige nur ausrücken, wann sie von der Regierung gefordert werden, und sobald ein solches Regiment zurückkommt, gehen die Leute wieder auseinander. Die Baschkiren sind brav, und werden gewöhnlich gebraucht, die Kirgisen für ihre Raubereyen zu züchtigen, die sich nicht wenig vor ihnen fürchten. Ehedem führten die Baschkiren alle ein wanderndes Nomaden-Leben, seit einiger Zeit aber hat sich der grösste Theil von ihnen angebaut. In der Stärke ihres Körpers und in ihren Gesichtszügen haben sie viel Aehnliches mit den Bulgaren, aus welchen sie wohl herstammen, nach anderer Meinung von den Nogaier-Tartaren.

Zwischen Kislar und Astrakan an der Mündung des Kumaflusses, und am Peketé (einem Arm des Tereks,) wohnen die Truchmenschen-Tartaren, ausgewanderte Turkomanen, welche viele Pferde erziehen. Der Schlag davon ist nicht gross, aber gut gebauet, ziemlich fein von Kopf, mit einem etwas kurzen Halse,

breiter Brust, rundem Kreuze, feinen Knochen und schönen Hufen; nur scheinet es, dass diese Pferde in keiner andern Gegend bestehen können, und weder zum Reiten noch zu einem andern Gebrauch genutzt werden können, da sie mehrentheils krepiren. Man kann hievon keine andere Ursache angeben, als dass sie zu sehr an das Salz gewöhnt sind, welches man dort in der Erde findet, um bey süsserem Futter erhalten werden zu können.

Zwischen dem Strich Landes, den die Truchmenschen-Tartaren bewohnen, und dem Caspischen Meere, wohnen Nogaier Tartaren. Man findet bei einigen unter ihnen ansehnliche Stutereyen, in welchen tüchtige Pferde fallen. Es ist ein Mittelschlag, gestreckt und leicht, fein von Kanaschen, mit feinen Beinknochen und Hufen. Ich ziehe sie den krimmischen Pferden vor, aus welchen diese Race wohl herstammen mag, da die Tartarn wahrscheinlich bey ihrer Auswanderung einige von dorther mitgenommen haben; vermuthlich mischten sich diese Pferde in der Folge mit Czerkessischen, wodurch sich diese Race so verbessert hat. Die Truchmenschen-Tartarn selbst leben, wie die

Kalmucken und alle übrige nomadische Völker. Wenn ihr Vieh an einem Orte, auf welchem sich ein Dorf (Aoul) eine Zeitlang aufgehalten, das Gras abgefressen hat, so verändern sie den Platz, und man sieht alsdann ein wanderndes Dorf mit seinen Häusern, die, so wie bey den Kalmucken, von dickem Filz gemacht sind, nur mit dem Unterschiede, dass sie sich nicht, wie bey diesen, auf der Wanderung auseinander nehmen lassen. Diese Wohnungen werden so ganz, wie sie gestanden haben, auf Karren mit zwey hohen Rädern gesetzt, die mit in diese Häuser gehn, da die Häuser viel breiter wie die Karren selbst sind. In diesen fahrbaren Häusern sitzen Frau und Kinder, auch gewöhnlich der Fuhrmann, der aus der Thüre die Pferde regiert. Man sollte glauben, dass ein solches Fuhrwerk leicht umschlagen müsste, und doch geschieht dieses sehr selten. Ihre Pferde, so wie ihr übriges Vieh, treiben sie auf die Seiten oder hinten nach. Bey einer solchen Gelegenheit bekommt man noch eine ganz besondere Musik zu hören; denn diese Nogaier, wie alle übrigen Tartarn, die ich kenne, schmieren nie die Räder ihrer Karren, woher denn,

wenn viele beysammen sind, ein so viel töniger Laut entsteht, als Räder sind. Selbst die Mursen oder Fürsten lassen die Räder, wenn sie fahren, nicht schmieren. Viele von diesen haben auf die Frage nach der Ursach dieses Gebrauchs geantwortet, dass das Schmieren der Räder gut für Diebe sey, deren Ankunft man nicht hören solle.

Die an den Ufern der Wolga, von Sarepta bis an die Steppen von Astrakan, und von dem Don bis an den Fluss Manitsch, in einer Länge von ohngefähr vierhundert Wersten, wohnenden Kalmucken, deren ganzer Reichthum in ihrer grossen Viehzucht bestehet, liefern uns die meisten Pferde (Tab. III.). Im Frühjahr treiben sie diese, der Weide wegen, näher nach dem Don zu, wo man denn zum Pferde-Kauf hinreiset. Unabsehbare Gegenden sind, so zu sagen, mit ihnen bedeckt, und es ist gar nicht schwer, in einem Tage Tausende von Pferden kaufen zu können. Hier erstanden ehedem die Oestreicher und Preussen eine grosse Anzahl für ihre leichte Reiterey.

Viele donsche Kosaken treiben einen Handel mit diesen Pferden. Es gibt deren sogar,

welche Stutereyen halten, diesen Pferden ihre Stutereyzeichen auflegen und sie für donische Pferde verkaufen.

Von dem Ursprung oder der Mischung dieser Raçe etwas zu sagen, würde zu gewagt seyn, und ist auch nicht gut möglich; man müsste denn die Pferde in Thibet an der chinesischen Grenze und die der anstossenden Gegenden kennen; denn, wie bekannt, kamen diese Kalmucken, als ein mongolischer Völker-Stamm, von daher, und setzten sich, nach des Herrn *von Plestscheiow* Beschreibung des russischen Reiches, Anno 1723 an der Wolga nieder; sie brachten, so wie alle wandernde Völker, ihre Pferde und ihr übriges Vieh mit sich.

Schade, dass eine so grosse Anzahl dieser Kalmucken, unzufrieden über einige Veränderungen, die man bey ihnen vornahm, zurückging. Man rechnet bis 16000 Kibitken oder Familien, die während des ersten Türken-Krieges, unter der Regierung *Catharine der Zweyten*, ruhig wieder nach China wanderten; da auf ihrem Wege sich keine Truppen-Corps befanden, die sie von ihrem Vorhaben hätten abhalten können. Bey ihrer Aukunft in China

hatten sie jedoch Ursach, diesen Schritt zu bereuen; denn die Chinesen, noch aufgebracht über ihre Auswanderung nach Russland, liessen die Häupter dieser Kalmucken aufhängen, und die übrigen wurden im ganzen Reiche zerstreut.

Mit keiner einzigen Raçe von Pferden des russischen Reiches, noch derer, die daran grenzen, und in diesem Werke beschrieben sind, haben sie die geringste Gleichheit. Einige glauben, dass sie in Verwandtschaft mit den kirgisischen Pferden stehen; dieses ist aber unmöglich, denn ich kenne wenig Raçen, die so sehr von einander verschieden sind, als diese beyden. Der Kopf, die Beinknochen, und besonders der Huf, an dem man am leichtesten die Raçen erkennen kann, haben gar nichts Gleiches mit einander.

Uebrigens ist diese Raçe ganz vortrefflich für die leichte Reiterey. Der Schlag ist nicht sehr gross und von einer besondern Leichtigkeit, sie werden äusserst gut, wenn man sie das fünfte Jahr erreichen lässt, ehe man sie reitet. Die Ursache dessen, was ich hier sage, ist einleuchtend; man bedenke nur, dass diese

Pferde, Winter und Sommer hindurch, die Weide in den Steppen nicht verlassen, und dass die Kalmucken die Stuten melken, um verschiedene Getränke aus der Milch zu brauen. Hieraus folgt natürlich, dass ein solches Pferd sich später formiret, im vierten Jahre noch nicht ausgewachsen ist, und folglich auch noch nicht seine völligen Kräfte besitzet. Hierzu kommt noch ihre unbeschreibliche Wildheit, Scheuigkeit, Bosheit und Furcht vor Menschen, welche Fehler ihnen wirklich von Natur eigen sind, und von welchen man sie nur durch viele Mühe und nach einer gewissen Zeit befreyen kann. Diese Fehler sind ihnen in der That angeboren, denn da die Kalmucken, wie ich bereits angeführt habe, ihre Stuten melken, so fehlt es den Füllen keinesweges an Gelegenheit, sich an die Menschen zu gewöhnen, und doch geschieht diess nicht.

Solche Pferde gleich anzustrengen, heisst einen grossen Theil davon verlieren und aufopfern wollen. Die Wahrheit dieses Satzes hat mich meine eigene Erfahrung, im Jahr 1789 nach der Campagne von Otschakow, gelehret und ich kann mich nicht enthalten, hier ein

Beyspiel anzuführen, welches das, was ich von dem zu frühen Gebrauch dieser Pferde gesagt, durch einen Gegensatz deutlich beweiset.

Ein anderes Regiment leichter Reiter, welches auch die Otschakowsche Campagne mit gemacht, und im folgenden Frühlinge ebenfalls viele dieser Kalmuckenpferde erstanden hatte, wurde den darauf folgenden Feldzug zu einem Corps vertheilet, das gar nicht agirte. Der Oberste dieses Regiments liess diese neu gekauften Kalmuckenpferde deshalb auch nicht brauchen Das folgende Jahr hatte ich Gelegenheit, selbige zu sehen. Welch ein Unterschied fand sich da zwischen diesen und den von mir erkauften! Die Hälfte der letztern war schon crepiret, und die nachgebliebenen waren in ihrem Wachsthum gehindert und aufgehalten, auch zum Theil ganz ruiniret worden, da hingegen die des oberwähnten Regiments grösser gewachsen, sich ausgelegt hatten, und zum Dienste tüchtige Pferde geworden waren. Im fünften Kapitel werde ich diesen Punkt noch ein Mal berühren, und man wird sehen, dass aller Precaution und aller angewandten Mühe

ungeachtet, diese Pferde bloss durch den zu frühen Gebrauch umkamen. Ich wiederhole hier also bloss, dass diese kalmuckischen Pferde für die leichte Kavallerie dann vortreflich sind und gut einschlagen, wenn ein Regiment nur vierjährige Pferde dieser Race kauft, und diese, ohne sie zu brauchen, ein ganzes Jahr halten kann. Dieser Zeitraum giebt ihnen ihr völliges Wachsthum, sie legen sich aus, welches oben erwähnte Ursachen bis dahin gehindert, sie verlieren ihre Wildheit, die unbeschreiblich ist, man gewöhnt ihnen ihre Scheuigkeit ab, und lehret sie hartes Futter fressen, welches denn auch nicht ohne Mühe geschieht, da sie den Hafer weder kennen noch fressen wollen.

Diese Raçe hat gewöhnlich eine etwas erhabene Stirn. Auch Ramsköpfe findet man nicht selten unter ihnen. Sie haben proportionirte Ohren, die sich zugleich gut tragen, Rehhälse, nicht das beste Kreuz, ein wenig heraus stehende Hüften, aber sehr schöne und feine Beine, kurze und mit wenig Haaren behangene Fesseln, einen schönen Huf, klein, oder um ihn noch deutlicher zu be-

schreiben, niedrig und runder Form. Rappen findet man am wenigsten unter ihnen, dahingegen desto mehr Schimmel, Braune, Hellfüchse und Schecken.

Vielleicht hat der Herr Graf *von Büffon* diese Stutereyen gemeint, wenn er in seiner vortreflichen Naturgeschichte von den russischen wilden Stutereyen spricht. Denn viele haben den Gebrauch, die Stutereyen, welche Winter und Sommer die Weide nicht verlassen, wilde Stutereyen zu nennen. Dieser Ausdruck ist aber in einem Lande, in welchem es wirklich wilde Pferde giebt, falsch angebracht.

Die Kalmucken haben in Ansehung ihrer Pferde einen besondern religiösen Gebrauch. Sie schenken bisweilen aus ihren Stutereyen ihrem Gotte ein Pferd, und weihen es ihm oft nur bloss als ein Gelübde, oft aber auch als eine Art Opfer, um ihn zu bewegen, ihre Viehzucht zu segnen. Diess geweihete Pferd bleibt alsdann in ihren Stutereyen, und wird für kein Geld jemals verkauft. Da sie stets die schönsten zu diesen Geweiheten aussuchen, so kann man es leicht von den übri-

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

gen unterscheiden. Krepiret ein solches Pferd, so zerlegen sie es, und schicken Stücke davon an ihre Verwandte und Freunde, als ein heiliges Fleisch, die es alsdann mit dem grössten Appetite verzehren.

Wenn man einem Kalmucken zwischen dem Fleische von geschlachtetem oder krepirten Viehe, es sey von Pferden, Ochsen oder Schafen, die Wahl lassen wird, so wird er das von krepirtem vorziehen, denn er behauptet, dass es besser sey, Fleisch von Vieh zu essen, welches nicht Menschen sondern Gott selbst getödtet habe.

In vielen Stutereyen findet man solche Pferde, die sie dem heiligen *Nicolaus* geweihet haben, gegen welchen diese Götzendiener eine ganz besondere Ehrfurcht haben, da sie vorgeben, dass er ein naher Verwandter des *Czek-Czimené* (ein kalmuckischer Heiliger und Wunderthäter) sey.

Am Don ist gleichfalls eine starke Pferdezucht. Fast jeder dort wohnende Kosake hat nach Verhältniss seines Vermögens, auch eine Stuterey. Die Reichen unter ihnen haben deren sehr grosse, und ein gewisser

Jefremow, der Attaman des Dons war, hinterliess bey seinem Tode zwanzig tausend Stück Pferde. Diess wird manchem Ausländer unglaublich scheinen, und doch kann ich vergewissern, dass dieses nichts Uebertriebenes, sondern eine klare Wahrheit ist, die ganz Russland weiss.

Von diesen ansehnlichen Stutereyen wurden sonst viele der reichen Kosaken, ausserhalb des Dons, in der kubanischen Steppe gehalten.

In den Stutereyen dieser reichen Kosaken, findet man sehr gute, starke und dauerhafte Pferde, deren Köpfe etwas geramst und deren Kanaschen ein wenig stark sind. Sie sind auch gut aufgesetzt, ziemlich gestreckt, haben eine proportionirte Brust und eine besonders schöne Kruppe. Bey den meisten liegt die Rübe hoch, die Beinknochen sind etwas stark und der Huf ist mehr erhaben wie flach. Ihr Wachsthum ist nicht klein. Diese Pferde haben von Natur wenig Hebung, im Schritt stossen sie oft an, jedoch hat man dieses im Trabe und Galoppe nicht zu befürchten.

Man entdecket bey ihnen Spuren von der

Raçe der Czerkessen. Bedenket man nun den Ursprung der den Don bewohnenden Kosaken, welche von verlaufenen russischen Bauern und Soldaten, die sich an den Ufern des Donflusses niedergelassen, herstammen; so kann man leicht einsehen, dass sie keine eigne Urraçe gehabt haben können.

Bey den ärmern Kosaken findet man jedoch fast durchgängig schlechte und zum Dienste der regulären Kavallerie untaugliche Pferde, und dieses rühret daher, weil sie äusserst schlecht bey ihnen gehalten und doch viel gebraucht werden. Die trächtigen Stuten gehen den ganzen Winter auf der Weide, und werden noch zum Reiten und Ziehen gebraucht; fällt zu viel Schnee, dass sie gezwungen sind, die Pferde in die Ställe zu nehmen, so werden doch wenige seyn, die ihnen Hafer geben. Diese Behandlung muss natürlich die Race immer mehr herunterbringen, daher wird selten ein Kosak aus dieser Klasse zum Dienst ausrücken, der ein bey ihm erzogenes Pferd reitet, der grösste Theil ist gewiss bey Reicheren gekauft. Die Race, von der ich vorhin gesprochen, ist

folglich nur bey den Wohlhabenden zu finden, und die Zahl dieser ist gross; diese möchte ich nun aber wieder in zwey Klassen theilen, in die zweyte dieser Klassen gehörten die mittelmässig wohlhabenden, und bey diesen dann findet man auch die alte, reine gute dauerhafte Raçe donischer Pferde. Zu der ersten Klasse rechne ich die Pferde der reichsten Kosaken *). Bey diesen haben sich die Raçen seit einiger Zeit sehr verändert, sie haben sie durch Hengste verschiedener Nationen, Länder und Gegenden Europens, ohne Rücksicht, ob selbige für ihr Land und Klima passend sind, dermassen gemischt, wobey sie zugleich die Wahl der Stuten vernachlässiget haben, dass man jetzt in ihren Stutereyen ei-

*) Man kann die donischen Kosaken nicht anders klassificiren, als nach ihrem Vermögen; denn ihrem Gebrauch nach sind und bleiben sie immer gleich. Denn obgleich in den neuern Zeiten viele von ihnen durch ihre Dienste in den verschiedenen Kriegen sich Militair-Charakters erworben und bis zu Stabs-Officieren, ja zu Generalen es gebracht haben, so werden ihre Kinder doch wieder zu der Klasse der gemeinen Kosaken gerechnet, so lange bis sie sich ebenfalls Militär-Charakter erworben haben.

nen Mischmasch Pferde von so verschiedener Gattung antrift, dass auch der grösste Kenner dabey irre werden muss, und seine Betrachtung nur mit dem Bedauern endigen kann, dass die Besitzer dieser Stutereyen sich nicht bloss an orientalische Hengste halten, die sie mit wenigen Kosten in der Nähe haben können, wodurch sie ihre Stutereyen verbessern und eine zuverlässige, dauerhafte Raçe bey sich befestigen würden.

Die Ukraine besitzet viele Stutereyen. Die dasigen Pferde sind schön, leicht und gross. Von allen Raçen, die Russland besitzet, und die zur leichten Kavallerie tauglich sind, sind diese Pferde die grössten. Selbst Karabinier- und Kürassierpferde kann man dort finden; dennoch ist der grösste Theil dieser ukrainischen Pferde mehr gebaut, um bey der leichten Reiterey gebraucht zu werden; daher remontiren sich auch die Regimenter der leichten ukrainischen Kavallerie grössten Theils aus den dasigen Pferden. Sie haben schöne Köpfe, sind besser aufgesetzt, und im Ganzen proportionirter als alle Pferde vorerwähnter Raçen. Der Hals, den sie fast durchgängig proportio-

nirt lang und gebogen haben, giebt ihnen ein distinctives Unterscheidungszeichen. Alles dieses erhöhet auch ihren Preis um so viel mehr, da der schon strengere Winter nicht gestattet, sie das ganze Jahr durch auf der Weide zu halten, und man sie auch nach zurückgelegtem vierten Jahre, im Fall der Noth, schon gebrauchen kann. Die meisten russischen Kürassier- und Karabinier-Regimenter, holen ihre Pferde aus Klein-Russland. Ich muss aber hierbey bemerken, dass es noch mehrere Gegenden giebt, z. B. die von Tambow und Woronisch, allwo man viele Kürassier-Pferde findet.

Es giebt reiche Edelleute in Klein-Russland, welche schöne und so grosse Stutereyen besitzen, dass sich ganze Regimenter jährlich aus einer einzigen remontiren, obgleich ein jedes Regiment über hundert Pferde jährlich nöthig hat, welches wieder manchen Ausländer befremden wird. Die meisten Hengste dieser Stutereyen sind aus der Fremde, besonders aus England. Die Stuten vorzüglich, die gross sind, werden in den Stutereyen selbst erzogen.

Auch Klein-Russland hat keine Urraçe. Man findet keinen allgemeinen Schlag von Pferden

daselbst. Die kleinen Edelleute kaufen ihre Beschäler meistens aus den Stutereyen der Reichen. Ich kenne daselbst Stutereyen, deren Pferde so unterschieden sind, dass man nicht glauben sollte, dass sie in eben der nähmlichen Gegend gefallen sind, dieses ist sehr begreiflich, da einige sich meistens an asiatische, und andre wiederum an englische, dänische u. s. w. Beschäler halten.

Klein-Russland hat viele fette und morastige Gegenden, daher der Schlag von Pferden, der für die Kürassier und Karabinier erforderlich ist, daselbst immer besser fortkommen wird, als die Pferde, welche die leichte Reiterey braucht. Die Pferde, die bey den Bauern fallen, sind zu nichts zu gebrauchen, denn sie sind zu klein und zu schwach.

Wie viel Einfluss die Gegend auf die Stutereyen hat, sieht man in dem Unterschiede derer, in Gross-und Klein-Russland gefallenen Bauerpferde. Die Erstern sind bey einer magern Weide (nähmlich mit der andern verglichen) von mittelmässigem Schlage, stark und dauerhaft. Die klein-russischen hingegen, die eine fette Weide haben, sind klein und schwach.

Sie verlassen den grössten Theil des Winters dieselbe nicht, da die andern schon früh im Herbste aufgenommen und in Ställen mit Hafer gefüttert werden, welches deutlich beweiset, dass der Hafer den jungen Pferden Stärke und Dauer giebt.

Im catarinoslawschen Gouvernement, und zwar besonders in dem Distrikte zwischen dem Dnepr und Bug nach der ehemaligen Setsch zu, existiret eine Raçe Pferde, die man die zaporogische nennet. Diess sind nicht allein die ersten und besten Pferde in Russland, sondern auch vielleicht in ganz Europa, um zum Dienste der leichten Reiterey gebraucht zu werden.

Der Schlag ist ganz orientalisch. Die Pferde, von denen hier die Rede ist, sind nicht sehr gross, fein von Kopf, schön tragenden Ohren, gut aufgesetzt, mit einer proportionirten Brust, schönem Kreuze, äusserst feinen Beinen, und einem ganz morgenländischen Huf. Das gelinde Klima erlaubt ihnen, beständig zu weiden. Die catarinoslawsche leichte Reiterey hat grössten Theils ihre Remonte hier erstanden. Am Ende einer jeden Campagne hat man die Güte dieser Pferde eingesehen, und wenn die der ukrainschen leichten Reiter schon ganz

herunter gekommen waren, so waren diese hier noch im guten Stande.

Dem Kenner muss es nahe gehen, wenn er wahrnimmt, dass diese schöne und kostbare Race auszugehen anfängt, und vielleicht allmählich ganz auslöschen wird. Wodurch sie sich verlieret, gehört nicht hieher. Von dem Ursprung dieser Raçe lässt sich mit Gewissheit nicht gut etwas sagen, muthmasslich aber will ich meine Meinung hier angeben. Die ersten Zaporoger machten die Wache der damaligen Hettmanne von Klein-Russland aus; diese wurden nachher vermehret und an die Grenzen der krimmschen Tartaren geschickt, um sich den Streifereyen dieses Volks zu widersetzen. Da es Kavallerie war, die von den Hettmannen beritten wurde, so ist es zu vermuthen, dass sie schöne Pferde dahin gebracht, unter welchen manche schöne Stute und mancher schöne Hengst gewesen seyn mag.

Diese Zaporoger etablirten sich daselbst, und es wurde aus ihren Besitzungen, wie bekannt, ein Raubnest, von wo aus sie Einfälle in Pohlen und in das türkische Gebiet thaten, wobey sie gewiss keine Gelegenheit vorbey ge-

lassen haben, die schönsten Pferde mitzunehmen. Die vortrefliche Gegend hat denn auch das ihrige beygetragen, diese kostbare Race daselbst zu fondiren.

Die Gegend oberwähnter Stutereyen bringt das herrlichste Heu hervor, und ich erinnere mich ganz gut, dass zu einer Zeit im Winter, wo man für kein Geld Hafer kaufen konnte, die Pferde durch dieses Heu in dem besten Zustande erhalten wurden.

Dieser Strich Landes ist so beschaffen, als man sich eine Gegend nur wünschen kann, um gute, dauerhafte und starke Pferde zu ziehen. Das Erdreich ist trocken und hart, man braucht nicht tief in die Erde zu graben um Steine zu finden. Berge sieht man zwar daselbst nicht, hingegen viele tiefe und steile Ravins, durch welche gewöhnlich Bäche fliessen, die einen grandigen und steinigen Grund haben, und folglich gutes und den Pferden gesundes Wasser besitzen. Moräste sind selten, wohl aber hin und wieder stehende Wässer, deren Gründe und Ufer hart sind, aus welchen die Stutereyen, der vielen Bäche wegen, gar nicht nöthig haben, die Pferde zu

tränken. Denn so klar ein stehendes Wasser auch immer seyn mag, so ist ein fliessendes doch immer vorzuziehen. Man weiss, dass solche Gegenden, wo das Gras nicht so fett ist, leichte, starke, mit schönen Bein-Knochen und starken Hufen versehene Pferde hervorbringen; dahingegen fette Weiden und morastige Gegenden, schwere Pferde, dicke Knochen und grosse schwere Hufe zeugen, und dass hier Kunst und Fleiss nicht bewirken können, was dort die liebe Natur hervorbringt, wenn man nur nicht selbst durch Unwissenheit die Raçen verdirbt.

Es ist jedoch Hoffnung, dass diese für die russische leichte Kavallerie, kostbaren Pferde, die Zaporogischen, es sey auch unter einem andern Namen, und in einer andern Gegend wieder blühen werden. Es ist bekannt, dass Katharina, die Zweyte, gleich nach dem ersten Türken-Kriege, im Jahre 1774., die Zaporoger, um die Streifereyen derselben gegen ihre Nachbarn zu verhindern, in ihrem ziemlich bevölkerten Hauptorte, der so genannten *Setsche*, wo nur streitbare Männer, aber keine Frauens-Personen wohnen durf-

ten *), durch ein ansehnliches Corps, unter Commando des seligen *Tekelli*, Generals von der Kavallerie, ganz unvermuthet umzingeln liess. Der General liess hierauf ihren Kuschewoi (Titel des Oberhaupts) zu sich ins Lager nöthigen, der sich auch nach einigen Weigerungen stellte. Hier wurde ihm angekündiget, dass es ihm nicht erlaubt sey, zurück zu kehren, und den Zaporogern wurde der Wille der Monarchinn bekannt gemacht: nähmlich, dass ihre bisherige Verfassung aufgehoben sey, und dass ihnen zu ihrem beständigen Aufenthalte der Theil der Kubanischen Steppe angewiesen werden würde, welcher zwischen dem Kuban-Flusse und dessen Ausfluss ins schwarze Meer, und der Grenze der donischen Kosaken liegt. Es wurde ihnen jedoch erlaubt, dass diejenigen, die in den Dörfern wohnten,

*) Am Tage, und besonders an den Markt-Tagen, war es den Frauensleuten aus den Dörfern erlaubt, nach der *Setsche* zu kommen; sie wurden aber mit der schwersten Strafe belegt, wenn sich eine erdreistete, in diesem Orte zu übernachten, und wenn ein Zaporoger sich verheirathete, konnte er nicht in der *Setsche* bleiben, sondern musste in einem ihnen zugehörigen Dorfe wohnen.

auch diejenigen, die sich noch in selbigen häuslich niederlassen wollten, bleiben könnten.

In den Dörfern blieben viele von den Verheiratheten, allein die in der Setsche wohnenden — meistens Abentheurer und Gesindel vieler Nationen, — waren zu sehr an ein ungebundenes, herumschweifendes Leben gewöhnt, als dass sie nicht lieber in die Veränderung ihrer Wohnungen hätten willigen sollen. Sie verloren zugleich den Namen Zaporoger, und mussten sich Tschernamorzi nennen, welcher Name sich nicht gut anders übersetzen lässt, als Bewohner des schwarzen Meer-Ufers *).

Man konnte jedoch nicht verhüten, dass ein Theil von ihnen zu den Türken überging; da sie aber in Bessarabien blieben, so stiessen sie in dem letzten Türken-Kriege, der sich im Jahr 1791 endigte, wiederum zu ihren Cameraden, die diese Campagnen mitmachten. Sie sind in ihren neuen Distrikten schon zahlreich und gut angebaut, und jetzt den unruhigen Czerkessen, und besonders den grossen

*) Sie bewohnen mehr die Ufer und Gegenden des Asowschen Meeres, welches einen Busen des schwarzen Meeres ausmacht.

Abasinern zu keiner geringen Geisel, die schon bey einigen Gelegenheiten von ihnen mit ansehnlichem Verluste geschlagen worden. Die jetzigen Tschernamorzy haben aus ihren vorigen Besitzungen, so viel es ihnen möglich war, Vieh und besonders Pferde mitgenommen, wovon sie ansehnliche Stutereyen angelegt haben. Auf meiner Reise durch die Kubanischen Steppen im Jahr 1797, bin ich auf ohngefähr 30 Werste, bey einigen ihrer neuen Dörfer vorbey gefahren, und erfuhr von verschiedenen glaubwürdigen Personen, dass sie sich die Pferde-Zucht äusserst angelegen seyn lassen, und dass sie noch schöne und dauerhafte Pferde haben; dass es aber jetzt noch schwer halte, welche bey ihnen zu kaufen, indem sie ihre Stutereyen noch zu vergrössern suchen, um ihre ehemaligen Revenuen aus selbigen wieder ziehen zu können. Es thut mir leid, dass ich mich nicht aufhalten und über einige ihrer Besitzungen reisen konnte; daher konnte ich auch keines ihrer jetzigen Pferde zu sehn bekommen, um zu erfahren, ob die Veränderung des Landes und des Klima keine Veränderung in der Statur der

Pferde hervorgebracht habe. Diess lässt sich jedoch nicht vermuthen, denn das Klima ist daselbst gut, obgleich viel wärmer als da, wo sie vorher gewohnt haben. Ihre Weiden sind vortreflich; viel harte Erde, wenig Moräste und hinlängliche Flüsse, mit reinem und klarem Wasser versehn.

In eben diesem Gouvernement findet man in den Steppen hinter Bachmuth noch die wahre Raçe wilder Pferde, die es allen andern an Hässlichkeit zuvor thun. Sie sind nie von einer andern Farbe als mausefahl, wenigstens ist es eine Seltenheit, eines von einer andern Farbe unter ihnen zu finden.

Sie sind klein, mit dicken Köpfen, äusserst starken Kanaschen, hässlichen langen auseinander stehenden Ohren, unter diesen an den Backen herunter rauh von Haaren, vorn viel niedriger als hinten, mit einer engen Brust, einem spitzigen Kreuze, einem dünnen Schweife, oben an der Rübe gewöhnlich kahl, lang geköthet, und mit einem engen und langen Hufe. Sie laufen entsetzlich schnell. Die Hengste dieser wilden Raçe machen oft Jagd auf die aus den Stutereyen weidenden Stuten, und

wenn sie deren welche zu sich gelockt, so treiben sie dieselben so tief in die Steppe, dass es sehr schwer hält, sie wieder zu bekommen. So gar einzelne Menschen werden leicht von ihnen attakiret, obgleich sie, im Ganzen genommen, vor mehrern sehr scheu sind, und sobald sie deren etliche versammelt erblicken, sogleich Reissaus nehmen. Man hat verschiedentlich welche aufgefangen, aber es ist sehr schwer, sie zahm zu machen, und auch mit denen es etwa gelungen, ist doch nichts anzufangen. Ihre enge Brust und ihre vorn so niedrige Statur macht sie, ihrer Schwäche wegen, zum Ziehen untüchtig.

In der uralschen Steppe, welche in dem orenburgischen Gebiete liegt, ingleichen in der kubanischen Steppe, findet man auch noch von diesen wilden Pferden, doch werden sie in allen diesen Gegenden, die immer mehr bevölkert werden, schon seltener.

In der kubanischen Steppe, die ohngefähr 400 Werste lang und noch mehrere breit ist, findet man sie noch am häufigsten. Auf meiner schon angeführten Reise habe ich verschiedene Kosaken-Officiere, die auf dem grossen Wege durch diese Steppe, von der kaukasi-

schen Linie nach Czerkaske auf den Posten commandirt sind, gesprochen, von welchen verschiedene mir erzählten, dass sie oft Jagd auf diese wilden Pferde gemacht hätten, dass es aber sehr schwer sey, nahe an selbige zu kommen, da beständig verschiedene Hengste auf eine gewisse Entfernung gleichsam wie Schildwachten ausstehn, besonders wenn Heerden in Niedrigungen weiden, so fände man gewiss die nächsten Anhöhen von ihnen besetzt, dass man nur eine Art hätte, an selbige kommen zu können, nähmlich wenn man bemerkte, bey welchem Wasser sie gewöhnlich zur Tränke gingen. Vor Tages Anbruch oder gegen Abend werden sie nähmlich von diesem Orte durch einige Leute zu Pferde abgeschnitten, während dass andere von weitem folgen, und wenn sodann die Jagd anginge, so suchten sie einige von der Heerde zu entfernen und abzutreiben, um alsdann solche mit Schlingen an einem Seile, die ihnen von jemanden zu Pferde während des Jagens um den Hals geworfen werden, zu fangen. Ein Kosaken-Officier versicherte mich zugleich, dass sie oft zu 50 Mann zu Pferde solche Jagden angestellt und oft halbe Tage ihre Pferde

vergebens müde gejagt hätten. Noch ein besonderer Umstand, den ich bey dieser Gelegenheit erfahren, ist, dass so oft die Hengste dieser wilden Pferde, zahme Stuten zu sich getrieben haben, diese sich dennoch nie an sie gewöhnen, sondern bey der ersten Gelegenheit diese wilden Pferde wieder verlassen. In derselben Steppe hält sich noch eine Raçe von Pferden auf, die sich vielleicht schon länger als ein Jahrhundert durch entlaufene Hengste und Stuten aus den Stutereyen fortgepflanzt hat, vermuthlich meistens aus Donischen. Man wird sich erinnern, dass ich bey Gelegenheit der Pferde dieser Nation sagte, dass von vielen der reichsten Kosaken ansehnliche Stutereyen, ausserhalb des Dons in der kubanischen Steppe gehalten würden. Obgleich es auch nicht leicht ist, einige von diesen Pferden zu fangen, theils wegen der ungeheuer grossen Steppe, auf welcher sie so weit um sich sehen können, wo es also schwer ist, sich an sie zu schleichen, und dann auch noch wegen ihrer entsetzlichen Wildheit und Furcht vor Menschen; so ist es den Kosaken doch gelungen, schon verschiedene Pferde dieser Raçe zu fangen. Ich

habe zwey Officier gesprochen, die einige von diesen Pferden besassen. Sie sollen recht gut gebaut und besonders feiner von Beinkochen und Hufen seyn, als die donischen Kosaken-Pferde. Man findet unter ihnen allerley Farben, nur selten einen Rappen. Diese Officiere versicherten mich, dass, so wild sie anfänglich gewesen, sie doch nach einiger Zeit sehr zahm geworden wären, dass sie viel Feuer behalten hätten, und sehr dauerhaft geblieben wären. Ihr Wachsthum soll von einem guten Mittelschlage seyn. Man hätte verschiedene Heerden wahrgenommen, von welchen sich die eine dem Anblick nach auf 150 Stück belaufen. Diese Pferde könnte man dann füglich Pferde aus einer wilden Stuterey nennen, da selbige niemanden zugehören, kein Mensch an sie kommt, und sie übrigens Winter und Sommer gänzlich wie wilde Thiere sich überlassen sind. Die Hengste der wirklich wilden Pferde, die ich vorhin erwähnt habe, haben nicht selten auch von diesen Stuten in ihre Heerde gejagt, und man hat sie einige Zeit unter ihnen gesehn, allein nur nicht lange, denn sobald es ihnen nur möglich gewesen, haben sie sich wie-

der von diesen wirklich wilden Thieren entfernet.

In der Krimm giebt es Pferde, die nicht gross, aber dabey sehr leicht sind: der Kopf ist so, wie die Knochen, fein, und der Huf schön; im übrigen bemerket man gleich, dass sie aus dem Türkischen und Czerkessischen entsprungen sind. Ansehnliche Stutereyen findet man jetzt daselbst gar nicht mehr.

Dieses sind die Hauptraçen des russischen Reiches, denen an Güte zum Dienste der leichten Reiterey nichts gleich gestellt werden kann. Uebrigens können sich nur die einen Begriff davon machen, die den ganzen Reichthum, den dieser mächtige Staat auch in diesem Stücke hat, mit eignen Augen gesehen haben, und ich kann versichern, dass, wenn die russische Kavallerie, bekanntlich die stärkste in Europa, noch einmal so stark wäre, sie dennoch hinreichend Pferde haben würde, um sich in allen Fällen reichlich remontiren zu können. Und welches Land ist von dieser Seite so glücklich als Russland? Der Kürassier, der Karabinier, der leichte Reiter, jeder von ihnen weiss die Gegend, wo er gewiss die zu sei-

nem Dienst nöthigen Pferde sogleich finden kann.

Eine Kenntniss von diesen verschiedenen Raçen, muss sich ein jeder Officier, der in der Kavallerie dienet, zu erlangen angelegen seyn lassen. Dem Regiments-Commandeur selbst ist diese Kenntniss unentbehrlich, da er dem zum Einkauf der Pferde commandirten Officier die nöthigen Instructiones geben muss; denn bey dem Mangel an diesen Kenntnissen könnte es sich leicht treffen, dass der Kürassier oder der Karabinier nach dem Don zu den Kalmucken, Kirgisen, und in andere solche Gegenden mehr hingeschickt würde, um daselbst Pferde zu erstehen, der leichte Reiter im Gegentheil zum Pferde-Kauf nach Gross- und Kleinrussland.

Um aber Russlands Reichthum an Pferden einiger Massen nur zu beweisen, will ich die Campagne von Otschakow anführen.

Die meisten Kavallerie-Regimenter, die diese Campagne mitgemacht, hatten zu drey- ja zu vier hundert Pferden verloren, die Kosaken die ihrigen grössten Theils eingebüsset, von den Trainpferden der Artillerie sowohl, als von

der Infanterie, war ein grosser Theil krepirt und der auf diesen Feldzug folgende Winter so streng, dass in vielen Stutereyen selbst eine ansehnliche Menge Pferde verloren ging.

Viele Ausländer, die als Volontaire bey der Amee gedienet hatten, und von diesem Verluste Augenzeugen gewesen waren, die grossen Hülfsmittel Russlands aber auch von dieser Seite nicht kannten, hatten auf ihrer Heimreise, sowohl in Warschau als andern Orten versichert, die Armee würde das folgende Jahr von Pferden entblösst seyn.

Wie sehr sie sich indess in ihrer Meinung geirret, zeigte der nächste Feldzug von 1789. Die Regimenter waren nicht nur völlig complet, sondern auch viele Kaufleute, die auf Speculation Pferde erstanden, konnten dieselben nicht einmal an Mann bringen. Der Preis war freylich etwas gestiegen, aber bey weitem nicht so, als man es nach einem solchen Verluste zu vermuthen Ursach gehabt hätte.

Ich glaube, dem Leser nicht zu missfallen, wenn ich hier mit wenig Worten, den Grund dieses grossen Verlustes an Pferden, in der Campagne 1788, die sich mit der Eroberung

von Otschakow, welches den 6. December alt. St. mit Sturm eingenommen wurde, endigte, anführe.

Dieser Verlust scheint um so viel sonderbarer, da die Kavallerie keinen besondern Fatiguen und Gefahren ausgesetzt gewesen. Allgemein schreibt man denselben dem Mangel an Futter zu. Freylich gebe ich zu, dass dieses eine der Ursachen gewesen seyn kann, die aber auch nur am Ende der Campagne, da schon viel Schnee die Erde deckte, Statt gefunden. Allein woher kam es denn, dass die Regimenter zu hundert und zwey hundert Pferden verloren, da doch Futter und Grasung genug noch vorhanden waren? Daher muss man, meiner Meinung nach, die wahre Ursache des häufigen Fallens der Pferde in dem Futter selbst suchen, und man wird sie gewiss auch darin finden.

Nach ohngefähr acht Tagen, als wir vor die Stadt gerückt waren, mussten wir schon das Gras zwanzig Werste weit vom Lager suchen. Diese Entfernung nahm täglich zu, so, dass wir am Ende des Septembers, hundert ja hundert und zwanzig Werste weit nach Futter schicken mussten. Die Transporte blieben fünf bis

sechs Tage unterweges, das gemähete, theils feuchte, theils ganz nasse Gras, wurde gleich auf Wagen geworfen, und so gepackt blieb es die ganze Zeit des Transportes, bis zu seiner Ankunft im Lager. Nun ist es bekannt, dass das Gras, lässt man es nicht recht austrocknen, sich leicht entzündet und in Gährung geräth. Sollte jemand an dieser Wahrheit zweifeln, so greife er nur in einen solchen nassen Haufen, und die Wärme desselben wird ihn von dem, was ich jetzt gesagt, vollkommen überzeugen. Dieses entzündete Gras ist ein wahres Gift, und ein Pferd, das keine andere Nahrung als dieses hat, muss nothwendig umkommen.

Noch erlaube man mir einen andern ganz sprechenden Beweis für die Schädlichkeit dieses Grases anzuführen.

Wir hielten anfänglich nur achtzig Pferde von der Escadron in der Linie, und liessen die übrigen weiden. Diese Anzahl von achtzig ward immer verringert, je weiter man fouragiren musste. Ich erlaubte den Rittmeistern meines Regiments, die mager gewordenen Pferde zu verwechseln und auf die Weide zu lassen.

Nur der Fürst *Ivan Dawidowitsch Rateow*, welcher als Rittmeister die erste Escadron commandirte, wechselte nie seine Pferde, und behielt beständig eben die, die er zu Anfang in der Linie gehalten, auch bis ans Ende im Lager. Deswegen hatte er auch weniger Pferde, die vom fouragirten Grase gefressen, als die andern, und er verlor deren nur zwanzig, dahingegen in den andern Escadronen funfzig bis neunzig Pferde stürzten.

Nachdem ich nun die vornehmsten Raçen russischer Pferde durchgegangen, so erlaube man mir, einen Blick auf die Länder zu werfen, aus welchen sich Russland Hengste zu seinen Stutereyen verschaft, und die alle die Grenzen dieser grossen Manarchie umschliessen. Stutereyen, deren Zweck es ist, gute und schöne Reitpferde zu erziehen, können sich keine bessern und schönern Beschäler zulegen, als die türkischen; unter diesen begreife ich nicht nur die Pferde, die aus der eigentlichen von den Geographen so genannten Türkey, sondern aus allen dem Grossherrn unterwürfigen Ländern kommen. Die ersten und vorzüglichsten Hengste unter den türkischen,

sind sonder Zweifel die arabischen und egyptischen. Die ersten führen den Namen *Quelan* und die letzten heissen *Missir*. Diese beyden Raçen sind aber sehr leicht zu unterscheiden.

Der Kopf der ersten ist so gerade, dass wenn man ein Linial auf denselben legen wollte, man nirgends durchsehen könnte. Die Nasenlöcher sind gross und offen, der Hals ist etwas breiter, der Kopf im Ganzen genommen etwas grösser, das Kreuz runder, und die Knochen stärker als die der egyptischen Raçe.

Diese letzte aber ist viel feiner gebaut, hat einen kleinern, trocknern und etwas weniges gebognen Kopf, einen dünnern und längern Hals, feinere Beine, die Kruppe länglicher, und die Rübe höher.

In dem nördlichen Theile von Egypten giebt es Pferde, die an Gebäude und Feinheit, den Barben vollkommen ähnlich und gleich sind. Gegen Nubien zu an dem Nilfluss, wird diese Raçe bey derselben Schönheit immer grösser. Von dieser Race habe ich bey dem letzten Chan der Krimm zwey Hengste gesehen, unter welchen sich besonders ein Hellfuchs durch seine ausserordentliche Schönheit, und eine Propor-

tion in allen seinen Theilen, wie ich sie noch nie bey einem Pferde gefunden, auszeichnete.

Der Herr Chevalier *Bruce*, in seiner Reisebeschreibung nach Nubien und Abyssinien, sagt, dass bey Dungola am Nilfluss, Pferde von ausserordentlicher Grösse und Schönheit sind, die die dasigen Besitzer dieserRaçe, von den fünf Hengsten, welche Mahomet und seine fünf Nachfolger, zu der Zeit ihrer Flucht von Mecca nach Medina, geritten haben, abstammen lassen, und die der Autor noch edler nennet, als die der Araber.

Schade, dass der Herr Chevalier *Bruce*, in seinem schönen und interessanten Werke nicht mehr von dem Unterschiede im Gebäude jener vortreflichen Raçen gesagt hat. Es würde eine Wohlthat für alle Liebhaber, die diese Pferde nur einzeln kennen, gewesen seyn. Am Euphrat, von Palmira bis in die Gegend von Bassora zu, findet man in Arabien noch eine Raçe, die von allen arabischen Pferden sich unterscheidet. Sie sind ungleich grösser. Ich selbst habe deren von zwey Arschinen und drey Werschock gesehen, die ausserordentlich schön von Kopf, Hals und Kreuze waren. Da man

aber bey ihnen an ihrem ganzen Gebäude gleich eine Mischung von Persianern erblickt, so kann man diese Pferde zu keiner Urraçe zählen.

Liebhabern, die von einem arabischen Pferde Gebrauch zum Reiten machen wollen, würde ich immer zu dieser Raçe rathen; dahingegen diejenigen, die einen arabischen Hengst zu ihren Stutereyen brauchen wollen, besser thun werden, ihre Zuflucht zu den vorbeschriebenen Raçen der Egypter und Araber bey Medina und von da nach dem rothem Meere zu, zu nehmen. Diese Pferde sind daselbst zwar kleiner und daher nicht ganz so ansehnlich, aber diese Raçen sind uralt, sich ganz eigen und daher die Hengste derselben vorzüglich in Stutereyen zu gebrauchen. Im Betref der kleinern Statur lehrt die Erfahrung in England, wo man ebenfalls und zwar noch kleinere und feinere Barben gebraucht, dass man doch grosse Pferde davon zieht, wenn man ihnen nur grosse und tüchtige Stuten giebt.

Ein Fohlen von einem solchen Hengste, mit einer schönen ausländischen Stute von Race, kann nicht anders als schön ausfallen, nur Schade, dass die Nachkommen von solchen

Fohlen in der Fremde sobald wieder ausarten. Die Araber tragen grosse Sorgfalt, ihre besten Racen mit keiner fremden zu mischen, und die Eigenthümer solcher Stutereyen sind stolz auf die Genealogie ihrer Pferde, und geben beym Verkauf derselben genealogische Atte-state mit Unterschrift ihrer Aeltesten. Ein solches, aus einer reinen und ungemischten Race ist immer in höherm Preise und viel theurer, wenn es auch nicht vollkommen schön ist, als das schönste Pferd aus einer Stuterey, die mit fremden Hengsten oder Stuten gemischt worden.

In keinem Lande sind die schönen Stuten von Race in solchen hohen Preisen als in Arabien, und der Eigenthümer wird sich selten durch eine ansehnliche Summe verblenden lassen, eine schöne Stute zu verkaufen.

Ein wahrer Liebhaber wird sich gewiss nie an einem schönen und wahren Araber und Egypter satt sehen können, und ich kann mir unmöglich das Vergnügen der Beschreibung dieses edeln Thieres hier versagen.

Der Kopf ist schön, klein und trocken, die Kanaschen fein, die Ohren, die sein Feuer

ihm beständig gespitzt zusammen halten lässt, klein und proportionirt, die Augen etwas erhaben, und ein Feuer im Auge, an dem man den Araber schon allein erkennen kann. An den Backen kann jede Ader gesehen werden. Die Nasenlöcher rund und offen, bey vielen wird man das Rothe in der Nase gewahr, die Brust und das Kreuz von der schönsten Proportion, die Beinknochen so fein, als sie nur existiren können, an denen abermals die Adern zu zählen sind, das Knie platt und trocken, ein Huf, der ihm ein vorzügliches Unterscheidungszeichen von allen möglichen Pferden giebt, erhaben und schmal ohne enghüfig zu seyn, leicht für das Bein, von einer harten Consistenz, gewöhnlich schwärzlicher Farbe, äusserst schöner Glasur, und so eben, dass, wenn man mit dem Finger darauf herunter fähret, man glauben sollte, man berühre einen Spiegel. Wie leicht und schön sind diese Hufe zu beschlagen! und ob gleich die Beine der persischen Pferde schön und proportionirt sind, so können sie doch nicht mit denen der Araber verglichen werden, welchen man die Beine keiner einzigen Raçe entgegen setzen kann;

die Haut ist so fein und weich anzufühlen, dass Sammet nichts dagegen ist, und bey dieser vorzüglichen Feinheit der Beine, tritt doch kein Pferd in der Welt dreister und sicherer, als der Araber, und keines stösst weniger an als dieses, welches die Stärke seiner Knochen, Muskeln und Nerven beweist. Zu diesen ausserordentlichen Eigenschaften der arabischen Pferde gesellet sich ihre Hebung, womit sie die Natur vorzüglich beschenket hat.

Die Beinknochen dieser Raçe sind in verschiedenen Ländern, mit den Beinknochen anderer Raçen, zusammen verglichen worden, und haben sich, wie die Knochen eines Kindes, gegen die eines alten Mannes verhalten, und da man die einen und die andern durchgesäget, so hat man die Markröhre des Arabers kleiner, und die Consistenz ihrer Knochen weit härter, als alle übrigen gefunden, und ich bin überzeugt, dass wenn man diese Knochen wiegen würde, sie die Knochen aller Raçen an Schwere übertreffen würden.

Die Araber sind nicht gross, allein die Erfahrung hat uns gelehrt, dass man, legt man den Hengsten dieser Raçe nur mittelmässig grosse Stuten

bey, grosse Pferde von ihnen erziehen kann. Um alles von ihnen kurz zu fassen, so muss man die vollkommene Schönheit eines Pferdes nur bey ihnen suchen.

In allen übrigen türkischen Raçen entdekket man Spuren von ihnen, allein wie weit stehen sie alle den ächten Arabern nach! Unter den übrigen türkischen Raçen, als denen aus Bulgarien, Romanien und Anatolien, behaupten diese letzten den ersten Platz. Sie zeichnen sich besonders durch ihre Grösse aus; die meisten von diesen Raçen haben auch schöne Knochen und Hufe, nur muss man sie nicht mit dem Könige aller Pferde, dem Araber, zusammen stellen.

Die Moldau und Wallachey erziehen auch leichte Pferde, die aber aus einer Mischung von Türken, Siebenbürgen und Ungarn entstanden sind, und ihren Ursprung leicht verrathen.

Aus Pohlen haben besonders die Klein Russländer auch manchen schönen Hengst für ihre Stutereyen gezogen.

Der Schlag der Pferde in der pohlnischen Ukraine ist leicht, fein von Kopf und Knochen, gut aufgesetzt und besonders schön von Huf. Die dasigen Stutereyen haben sich seit langen Jahren an asiatische Hengste gehalten, welches man an ihrem ganzen Gebäude, besonders aber an dem Kopf, an den Beinen und am Huf sehen kann. Die Pferde aus Gross-Pohlen und Litthauen, sind von diesen sehr untertchieden. Sie sind im Ganzen genommen grösser, stärker von Kopf und Knochen, haben nicht so schöne Hufe und sind ungleich schwerer. In den Stutereyen der reichen Edelleute, findet man so schöne Pferde, als man in wenigen Ländern antrift. Dabey sind die Pohlen nicht allein Liebhaber, sondern auch wirklich Kenner von Pferden. Pohlen hat übrigens keine eigne Urraçe, die Pferde, welche man wahre pohlnische Pferde nennt, stammen von asiatischen Hengsten ab. Ein überzeugender Beweis davon ist, dass diese Raçe von Pferden jetzt in Pohlen selbst selten zu finden ist; mit vieler Mühe habe ich nur einige davon können zu sehen bekommen, und diese Seltenheit rühret von weiter nichts her,

als dass sich die Stutereyen nicht mehr so viele Mühe geben, schöne asiatische Hengste zum Beschälen zu bekommen.

Auf der östlichen Seite des kaspischen Meeres zwischen diesem und dem Aralschen in Turkomanien, findet man verschiedene Raçen von Pferden von ausserordentlicher Güte, Schönheit und Dauer.

In den nord- und östlichen Gegenden dieses Landes, die an die Kirgisen grenzen, sind die Pferde nicht gross, aber gedrungen, mit einem feinen Kopf, schön von Knochen und Hufen. Sie haben aber mit Unrecht den Ruf der ersten Läufer. Dieses ihnen beygelegte Lob ist nicht allein übertrieben, sondern auch nicht einmal in der Wahrheit gegründet.

In den süd-und westlichen Gegenden sind ihre Pferde grösser von Wachsthum, mehr gestreckt und schöner. In ihren südlichen Provinzen besitzen sie noch besonders eine sehr berühmte und wirklich äusserst kostbare Raçe von Pferden, die unter dem Nahmen von Jamutska bekannt sind, und die sie in der

Steppe hinter Astrabat halten. Diese Pferde weichen von den vorhin beschriebenen gänzlich ab; sie sind viel grösser, viel besser, aufgesetzt, viel gestreckter, mit einer längeren Kruppe. Bey dem ersten Anblick sieht man gleich, dass sie aus der reinsten persischen Raçe herstammen, und die schöne Proportion ihrer Gliedmassen, wie auch ihre äusserst feine Haut zeigt eine edle Raçe an. Diese Pferde werden bey ihnen sehr gut gehalten, sie haben die nähmlichen Wohnungen, wie die Menschen, Zelter von Gitterwerk mit Kuhhaar-Filz überzogen, die den Wohnungen der Kalmucken ähnlich sind und Kibitken genannt werden, diese Race ist selbst in Persien sehr geschätzt. Der Khan der Turkomanen schickte drey sehr schöne Hengste dieser Raçe an den Grafen *Subow*, als dieser die russischen Truppen in Persien commandirte. Es war bekannt, dass die beyden schönsten, ein Rappe und eine Isabelle, ersterer mit 1200 Rubel und letztere mit 1000 in Golde auf der Stelle bezahlt waren, nur Schade, dass diese Pferde so geschwind ruiniret wurden. Sie kamen eben an, da im Lager ein Wettrennen angestellt

werden sollte. Diese schönen Pferde, so wie fast alle übrige, die von Liebhabern dazu bestimmt waren, wurden in der Lehre schon verdorben, so dass am Tage des Wettrennens wenige davon erscheinen konnten. Eins dieser drey Pferde, der Rappe, bekam an einem Tage der Zubereitung einen besondern Zufall: es hatte den zweyten Cirkel eben abgelaufen, welches in allen vier Werste ausmachte, da es mit einigen Verzuckungen zur Erde fiel; so lag es ohngefähr zehn Minuten, ehe es wieder aufstand, und man fand, dass es vom Schlage gerührt war, es war bloss an den Kopf getroffen, der ihm nach der einen Seite hinstand, am meisten aber war die Unterlippe verunstaltet, die ganz schief herunterhängend, hart und unempfindlich geworden war. Nachdem es etwas zu sich gekommen, wurde ihm zur Ader gelassen, man gab ihm kühlende Mittel, die man ihm mit Mühe einbrachte, auch stand es einige Tage, ohne fressen zu können. Um dieses Pferd war es besonders Schade, denn nie habe ich einen so schönen Rappen gesehn, und bey wenig arabischen Pferden habe ich die Haut so

sein als bey diesem gefunden. Das Zweyte, die Isabelle, wurde am 5ten Tage der Zubereitung, da man ihm schon den zweyten Cirkel in der Carriere laufen liess, während des Laufens hinkend, und da es angehalten wurde und einen Augenblick stand, contract auf beyden Vorderbeinen. Es fanden sich einige Liebhaber, die den Grafen baten, ihnen diese Pferde abzulassen, diese gaben sich alle Mühe, selbige curiren zu lassen; allein nach einigen Monathen fand ich den Rappen noch mit einem schiefen Kopfe und einem verzogenen Munde. Die Isabelle ging zwar viel besser, doch nicht völlig hergestellt. Der Dritte, ein Hellbraumer, hielt die harte Probe aus, wurde aber am Tage des Wettrennens, von verschiedenen persischen und czerkessischen Pferden im Laufen übertroffen.

Die Bucharen, Abkömmlinge der Turkomanen, deren Land vom kaspischen und aralschen Meere gegen Morgen zu liegt, und an Persien und Indien grenzet, besitzen Pferde, welche den turkomanischen gleichen und unter welchen viele Schecken fallen. Diese Schecken werden von den Indianern sehr gesucht und gut bezahlt.

Aus Persien hat Russland ebenfalls Gelegenheit Hengste zu bekommen. Diese Pferde sind, wie bekannt, mit die schönsten der Welt. Der Wuchs der reinen ungemischten persischen Raçe, in dem Inneren des Reichs, ist gross, der Kopf fein und trocken, fein von Kanaschen, die Stirn gerade, der Hals hoch und etwas gebogen, die Knochen proportionirt, die Kruppe besonders lang, die Rübe hoch, und die Hufe länglich und schmal. Die Haut dieser Pferde ist ebenfalls sehr weich und zart anzufühlen. Wenige Nationen haben so viele Sorgfalt für ihre Stutereyen, als die Perser, und bey wenigen werden die Pferde so gut unterhalten, als bey ihnen. Die verschiedenen Stutereyen und Raçen dieses Reiches sind aber bisher so wenig bekannt gewesen, dass ich bey der ersten Auflage dieses Werks, so viel Mühe ich mir auch gab, mehrere Kenntnisse von diesen Stutereyen zu erlangen und umständlicher sie beschreiben zu können, dennoch nur eine sehr eingeschränkte und allgemeine Beschreibung derselben habe liefern können. Da ich mich aber seit dem mit den russischen Truppen, über ein Jahr in

Persien aufgehalten habe; so bin ich jetzt im Stande, etwas mehr davon sagen zu können. In der Beschreibung der Statur, so wie ich selbige angegeben, habe ich alles wahr gefunden: der Schlag der ächten persischen Pferde ist mit jener Beschreibung vollkommen übereinstimmend; man findet aber in Persien, so wie in andern grossen Reichen Verschiedenheit in den Racen, besonders in den Provinzen, die gegen die Grenzen zu liegen. Man muss also die Raçe, die Persien ganz eigen ist, im Innern dieses grossen Reiches suchen. Auf dessen östlicher und nördlicher Seite findet man die ersten ungemischten Pferde nicht eher als in der Provinz Mazandran, tausend und einige hundert Werste, von der russischen Grenze oder dem Terek-Fluss. Diese Provinz ist in 13 Districte getheilet; in dem District Sawatka befindet sich eine schöne Stuterey, die dem regierenden Khan von Mazandran gehört. Da dieser District bergig ist, so findet man daselbst den ganzen Sommer durch, in den Niederungen der Gebirge grünes und frisches Gras; denn bekanntlich ist in diesem Lande die Hitze so gross, dass in den Ebenen das Gras ganz ver-

trocknet, und wo sandige Gegenden sind, oft keine Spur davon nachbleibt. *)

*) Z. B. in der Gegend von Baka, die noch unter dem 40ten Grade liegt, findet man des Frühjahrs nahe um die Stadt bis in Juny, hinreichende und gute Weide für die Pferde; von dieser Zeit an aber, wo die grosse Hitze angeht, findet man von Baka bis nach Salian, welches 130 Werste ausmacht, nur etwas weniges Gras an dem Fluss Persagat, und auf der andern Seite, auf dem Wege nach Derbend, auf mehr als 60 Werste die Gegend ganz kahl, welches die Reisen und Märsche auf diesen Wegen recht sehr beschwerlich macht, um so viel mehr noch, da man auf selbigen in der Ebene zwischen den Gebirgen und der caspischen See bis in die Gegend von Kuba, keine Wohnungen antrift, nur auf den Wegen hin und wieder grosse steinerne Gebäude, die Caravan-Sarey genannt werden, und von reichen Persern als ein wohlthätiges Werk für Reisende, mit grossen Kosten aufgebaut sind. Dergleichen Gebäude findet man durch ganz Persien ziemlich häufig auf grossen Wegen. Sie sind alle von Steinen und solide gebaut, gewöhnlich mit Stallungen auf 30 bis 50 Pferde und verschiedenen Kammern, nebst einem ausgemauerten Brunnen versehen. Nur Schade, dass man in keinem einzigen einen Wirth antrift und der Reisende folglich nichts, als Obdach, unentgeltlich in selbigen erhält. Dank gebühret indessen allerdings denjenigen Persern, die diese Wohlthat für Reisende mit so grossen Unkosten in einem Lande ausüben, in welchem das Reisen so äusserst beschwerlich ist. In verschiedenen Caravan-Sareyen findet man noch die Namen einiger Gelehrten, die in ältern Zeiten in Persien gereiset sind, als in der Provinz Schirvan fanden wir in einem

Die Pferde in den Provinzen Degistan und Schirvan sind ein Mischmasch von persischen, natolischen und czerkessischen Pferden. Diese Empfehlung sollte nicht unvortheilhaft für selbige seyn; ich setze sie aber hinter alle vorerwähnte Raçen; sie haben von selbigen so wenig die Schönheit als Güte ererbt, selbst bey den regierenden Khans der verschiedenen Fürstenthümer in diesen Provnizen habe ich äusserst wenig Pferde gefunden, die einiger Aufmerksamkeit werth gewesen wären. In der Provinz Karabach, die auf der rechten Seite des Kura Flusses, nach der Seite von Nachitschewan und Eriwan liegt, und den Winkel zwischen dem Kura und Aras Fluss einnimmt, auch an die muchanische Steppe grenzet, findet man doch schon eine äusserst schöne und kostbare Raçe

solchen Gebäude den Namen Kempfer, in dem Steine eines Gesimses eingegraben, nebst der Jahreszahl 1680, wovon aber die letzte Zahl nicht mehr zu erkennen war; ich setze diese Schrift in genauer Nachahmung hierher.

VIRTUTI NIHIL INVIUM
ENGELBERT KEMPFER
GER: VESPHAL: 168

von Pferden, von welchen die meisten gewiss die Augen eines jeden Liebhabers auf sich ziehn werden. Sie haben aber nichts Gleiches mit den wirklich persischen Pferden, und ihre Statur weicht gänzlich von diesen ab. Das Gebäude dieser karabachschen Pferde kommt dem der Araber sehr nahe, nur haben sie etwas weniger Feinheit in den Beinknochen, auch findet ein geringer Unterschied in den Hufen Statt, die etwas weniger erhaben und schmal oder besser gesagt, etwas weniger fein sind, übrigens aber ganz die Form des orientalischen Hufs haben. Die flache Stirn, die Feinheit der Kanaschen, das erhabene und feurige Auge, haben sie ganz von den Arabern, nur fehlet es ihnen an den schönen und steif gespitzten Ohren, an der Schönheit des Halses und an der Biegung desselben (Enecolure); Brust, (Croupe) Feinheit der Haut und Hebung in den Beinen, ist diesen beyden Racen wiederum gemein, viele schöne und lebhafte Farben findet man unter diesen Pferden als: allerley Arten von Schimmeln, Isabellen, Goldfüchsen u. s. w. Im Ganzen sind diese Pferde etwas grösser als die der Araber. Sie sind alle mit folgendem

Zeichen auf einer der hintern Hüften gezeichnet:



Diese Raçe ist schon seit vielen Jahren in dem Dristrict von Karabach einheimisch, der ehedem von lauter Armeniern bewohnt wurde, die auch noch jetzt den grössten Theil der Einwohner ausmachen *) und vermuthlich einige arabische und türkische Hengste mit dahingebracht haben, durch welche diese Raçe mit Hülfe des Klima, der bergigen Gegend und der guten Weide in dem Lande jetzt fortdauernd geworden ist. So viel ich weiss, hat man kein Beyspiel, dass eine Raçe von Pferden einem Lande eigen geworden, die der der Araber so gleich kommt, als diese. Die

*) Karabach hatte ehedem keinen Khan, die daselbst wohnenden Armenier regierten sich selbst. Durch Streit und Zwist, der in der Folge unter ihnen entstand, werden sie jetzt durch einen persischen Khan regiert, der in der Stadt Schuscha wohnt, und von selbiger den Nahmen führt.

Pferde in der Provinz Gilan sind zwar denen der Degistanischen vorzuziehn, obschon mehr Raçe in selbigen steckt; dabey sind sie meist gross und gestreckt, doch findet man noch selten ein besonders schönes Pferd in diesem District, und eben diese Bewandniss hat es auch mit der Provinz Aderbeisan, nur hinter Ardewil auf der südlichen Seite der See Ormia, sind einige Stutereyen. Eine der schönsten Raçen, die Persien besitzt, ist die kurdistanische, sie führt diesen Namen von der Provinz Kurdestan, die an die Provinz Aderbeisan auch an Armenien und Natolien grenzet. Diese Pferde werden selbst von den Türken in Constantinopel sehr gesucht und theuer bezahlt. Sie sind etwas feiner von Beinknochen, dagegen aber etwas breiter von Halse, und nicht so hoch aufgesetzt, doch übrigens von demselben Gebäude und derselben Grösse, als alle übrige wirklich persischen Raçen. Die besten Stutereyen in dieser Provinz findet man auf der östlichen Seite der See Wan. Aber auch auf der westlichen Seite dieser See hinter Aklal nahe an der armenischen Grenze giebt es einige schöne

Stutereyen. Es ist mir immer vorgekommen, dass die natolischen Pferde mit verschiedenen Raçen gemischt sind, denn in der Höhe ihres Wachsthums, wie auch in ihren stärkeren Beinknochen, weichen sie sehr von allen übrigen türkischen Raçen ab, und seit dem ich die kurdistanischen Pferde kenne, möchte ich wohl behaupten, dass erstere Raçe mit letzterer in Verwandschaft steht. Dagegen möchte ich aber auch wohl behaupten, dass die kurdistanische eine sich ganz eigne Raçe sey: denn ihr breiterer Hals, das ganze feurige Auge und ihr schmälerer Huf, als der der übrigen persischen Raçen im Innern des Landes, lässt wiederum eine Mischung von türkischen und besonders von arabischen Pferden vermuthen. In der Provinz *Irak Agemi*, einer der weitläufigsten von Persien, findet man die grössten Pferde, von der schönsten Proportion, eine dem Lande ganz eigne und ungemischte Raçe. Da in dieser Provinz viele der angesehnsten Perser wohnen, so findet man daselbst auch kostbare Stutereyen, aus welchen man die schönsten Pferde häufig in der Haupt-Stadt *Ispahan*, die in dieser

Provinz liegt, siehet. Die schönsten sind aber auch hier, so wie im ganzen Reiche, im hohen Preise, worüber ich bald etwas mehr sagen werde.

Nun kommen wir an eine der kostbarsten Raçen des Landes, die die Provinz *Kandahar*, an das Reich des Moguls grenzend, liefert. Diese Gegend ist zwar hin und wieder bergig, besitzt aber zwischen den Gebirgen die schönsten Weiden, woselbst man denn auch die Stutereyen findet. Diese Pferde sind zwar nicht völlig so gross, als die aus der Provinz *Irak Agemi*, dagegen aber geben sie diesen an Schönheit nichts nach, und übertreffen sie gewiss an Feinheit der Beinknochen und Hufe. An Dauer und Stärke werden sie allen übrigen Pferden des Reichs vorgezogen. In der Stadt *Kandahar* dieser Provinz findet man wiederum eine Menge dieser kostbaren Pferde, die viele Einwohner auf Speculation in den Stutereyen aufkaufen. Durch die Karavanen, die nach und aus Indien durch diese Stadt reisen, kommt manches schöne Pferd dieser Raçe in das Innere des Reiches, die den Eigenthümern schon auf dem Wege gegen grossen Vortheil abgekauft werden. Von

den wenigen dieser Pferde, die durch jene Karavanen bis *Astrabat* gekommen sind, hat Russland einige zu Wasser über Astrachan erhalten, die aber wegen ihrer übertriebenen Preise und grossen Unkosten, nur den reichsten Liebhabern zu Theil geworden sind. Uebrigens hat die Provinz *Kandahar* ihren eigenen Khan, der ein Abkömmling des *Schach Nadir* ist.

Zu den persischen Pferden könnten wir noch die der *Awghans* rechnen. Dieses Volk stand ehedem unter der Regierung verschiedener persischen Khans, jetzt aber hat es seinen eigenen Regenten, der ebenfalls den Titel eines Khan führt. Die Pferde der *Awghans* sind zwar durch verschiedene persische Raçen gemischt, man findet aber doch schöne und dauerhafte bey ihnen, auch besitzen sie ziemlich ansehnliche Stutereyen. Die *Awghans* wohnten ehedem in den Gebirgen, jetzt bewohnen sie einen Strich Landes zwischen Persien und Indien; die Armee des *Schach Nadir* bestand grössten Theils aus diesem Volke, dem er die Eroberung eines grossen Theils Indiens zu verdanken hatte.

Sodann findet man noch in der Provinz *Loristan*, die an dem persischen Meerbusen liegt, eine der vorzüglichsten Raçen, die an Bau denen aus Kandahar völlig gleich kommt, aber ebenfalls nicht völlig so gross ist, als die aus Irak-Agemi; auch findet man daselbst nicht so grosse Stutereyen, da diese Gegend sehr bergig ist. Der Herr Graf *Ferriere-Suuvebeuf* führet in der Beschreibung seiner Reisen, die er in Persien, in der Türkey und in Arabien gemacht, eine Raçe tratarischer Pferde an, die er in Persien gefunden, woraus ich folgenden kurzen Auszug entlehne: »Die zur ursprünglichen Raçe gehören, sind »von einem Mittelschlage, haben einen dicken »Kopf, einen dicken Hals, mit den Mähnen »bedeckt, die bis über die Knie herunter reichen, »dicke Beine, einen stark gedrungenen Kör»per, eine breite und sehr runde Krupe. Ihr »Getränk von ihrer frühsten Jugend an ist nichts »als Milch, kein Wasser, sie fressen nur alle »24 Stunden eine kleine Portion Gerste. Diese »Pferde können ausserordentlich weite Mär»sche machen. *Kerin Khan*, der Regent von »Persien war, ist einst auf einem solchen Pferde,

»nach einer verlornen Schlacht, in 52 Stun-»den, von *Chiras* nach *Ispahan* geritten, wel-»ches 120 französische Meilen ausmacht, wo-»bey er sich unterwegs noch mit vier Tarta-»ren, die ihm nachsetzten, geschlagen hat.«

Mir ist diese Raçe ganz unbekannt, auch habe ich von den vielen Persern, bey welchen ich mich nach den verschiedenen Raçen erkundigte, nicht davon reden hören. Vielleicht hat der Herr Graf die Jumazkischen Pferde in Persien rühmen hören, die bey den Persern so sehr geschätzt sind, und die sie von den turkomanschen Tartaren bekommen, welche die reine Raçe dieser Pferde besitzen. — Doch hat jene Beschreibung mit diesen Pferden nichts Gleiches. Zum Beweis, in welchem Preise die schönen Pferde bey den Persern selbst stehen, brauche ich nur anzuführen, dass *Mursa-Kuli-Khan*, der ehemalige Beherrscher des Gilan, ein Pferd besass, für welches er den Werth von 4000 Ducaten bezahlt hatte. *Aga Mahomet Khan*, der von diesem Pferde gehört hatte, verlangte, dass es ihm sein Bruder überlassen sollte; da es ihm aber dieser abschlug, so gab

dies den ersten Anlass zu ihrer Feindschaft, durch welche nachher Krieg zwischen diesen beyden Brüdern entstand, der einige Jahre dauerte, und sich damit endigte, dass *Mursa - Kuli - Khan* nach Russland flüchten musste.

So grosse und ansehnliche Stutereyen findet man in Persien nicht, wie in verschiedenen Gegenden Russlands, auch braucht Persien nicht so viele Pferde, da sie sehr wenig Gebrauch von Zugpferden machen. Manns- und Frauens - Personen von höherm und niedrigen Stande, alle reiten. Hin und wieder sieht man wohl einige Karren auf zwey hohen Rädern, bey welchen sich meistens die Achse mit den Rädern wendet: sonst geschehen alle Transporte auf Kameelen, Maulthieren und Ochsen, und diese Lastthiere sind ihnen besonders nöthig, da sie viele Gebirge und Steppen durchzureisen haben. In den Steppen sind ihnen besonders die Kameele nützlich, weil es darin oft an Wasser fehlt, und diese Thiere, wie bekannt, 8, 9, ja noch mehrere Tage mit Lasten gehen können, ohne zu saufen. Unsere Armee hatte im Jahr 1796 — 97 — 7 bis 800 Kameele, die von den Kalmucken gekauft wa-

ren, zur Transportirung der Magazine mit sich. In den Gebirgen waren sie besonders von grossem Nutzen, da die Fuhren, welche mit Ochsen und Pferden bespannt waren, in den schrecklichen Bergen keständig zurück blieben, und Pferde und Ochsen am Ende auch meistens crepirten; denn wir verloren in dieser Campagne über 2500 Ochsen und mehr als 5000 Pferde. Die Kameele hingegen kamen mit ihren Trachten viel geschwinder und sicherer bey uns an, und es crepirten nur wenig derselben. Viele Officiere gebrauchten auch die Kameele zu Transportirung der Equipagen, ich selbst hatte deren zwey, auf welchen ich meine Zelter tragen liess, sie kamen immer viel geschwinder in dem neuen Lager an, als die Wagen, und der Unterhalt dieser zwey Thiere hat mich in 14 Monath gewiss nicht viel über einen Rubel gekostet, den ich für Salz ausgegeben habe, das sie gern fressen und das ihnen auch sehr dienlich ist. Die Kameele nehmen mit Kräutern vorlieb, welche die Pferde nur bey grossem Hunger anrühren, auch fressen sie recht gern das Laub verschiedener Bäume, besonders wann

es noch jung ist. Bey uns am Kura Flusse liessen wir sie den ganzen Winter auf die Weide, da kein Schnee fiel, der 24 Stunden gelegen hätte. In kalten Klimaten müssen sie jedoch den Winter in Ställen gehalten und mit warmen Decken bedeckt werden, weil sie gegen den Winter hin alles Haar verlieren und bis zum Frühjahr ganz kahl sind.

Die Fütterung der Pferde bey den Persern bestehet, wie bey den Türken, in reiner Gerste, die sie denselben reichlich geben. Hafer wird bey ihnen gar nicht gesäet. Heu füttern sie sehr mässig, weshalb man bey ihnen mehr dauerhafte und weniger als in vielen andern Ländern durch aufgedrungene Leiber ungestaltete Pferde findet. Auch haben sie, so wie die Türken, den Gebrauch, ihren Reitpferden, die fast alle Hengste sind, in den Ställen die Hinterbeine durch Riemen und Ketten, die an eingerammelte Pfähle befestiget sind, anzubinden, damit sie sich eins das andere, auch die Leute beym Reinigen nicht schlagen können. Bey den Persern, die nur von einigem Ansehn sind, findet man den Untertheil des Schweifes der Reitpferde, besonders bey de-

nen, die von hellen Farben sind, 2. 3, auch 4 Hände breit rosenroth gefärbt, welches eine Zierde bey ihnen ist; auch wissen sie selbigen so gut zu färben, dass die Farbe fast ein Jahr hält. Ich selbst besass einen persischen Schimmel-Hengst, dem der Schweif schon lange vorher gefärbt war, eh ich ihn kaufte; und alle Mühe, welche ich anwandte, die Farbe auswaschen zu lassen, war vergebens, nur die Zeit machte die Farbe allmählich ausgehn.

Die Perser haben noch den Gebrauch, ebenfalls wie die Türken, die Pferde selbst in den Ställen, besonders im Winter, sehr warm zu halten. Pferde von Werth sieht man oft bey ihnen mit doppelt ja mit dreyfach dikken Decken von dem Kopf bis auf die Füsse eingemummt, sie thun dieses besonders um die langen Winterhaare zu vermeiden, und es gelingt ihnen so gut, dass ich bey den Türken und Persern im December-Monath Pferde gesehen habe, die mitten im Sommer kein schöneres, kürzeres und glatteres Haar hätten haben können.

Da die russischen Truppen den ganzen Winter von 1796 bis 1797 in Persien im La-

ger am Kura-Flusse standen, und viele angesehene Perser sich bey uns befanden, so habe ich gesehen, dass sie im Frühjahr, wo kein Heu mehr zu bekommen und das junge Gras noch nicht bis zum Abmähen geschossen war, die jungen Sprossen der Sohlweiden-Sträuche, deren sehr viele an den Ufern des Flusses wuchsen, fütterten. Die Pferde frassen selbige mit vieler Begierde und sie bekamen ihnen recht gut. Noch findet man in diesem Lande sehr viel wilden Roggen, auch hin und wieder wilden Hafer, beydes fressen die Pferde, so lange die Stengel noch nicht gelb sind, sehr gern, und es bekommt ihnen recht gut, auch kann es ihnen nicht übel bekommen, da in den Körnern, wenn selbige auch reif sind, äusserst wenig Mehl ist. Um *Astrachan* herum wächst schon häufig der wilde Roggen, der im Fühjahr und zu Anfang des Sommers bundweise in der Stadt verkauft wird, und womit die Einwohner auch hier ihre Pferde gern füttern.

Noch eines Krautes muss ich Erwähnung thun, welches der russischen Kavallerie in Persien Verlust an Pferden verursacht

hat. Wir wurden schon im voraus vor giftigen Kräutern gewarnet, die in Persien, so wie in der astrachanschen Steppe, wachsen sollten, und durch welche *Peter der Grosse*, auf seinem Marsch nach Persien durch diese Steppe einen beträchtlichen Verlust an Pferden erlitten hatte. Wir standen im October in den Gebirgen an dem *Persegat Fluss*; zu dieser Jahreszeit regnet es in den Gebirgen gemeiniglich viel, und die Wege werden wegen des äusserst lehmigen Erdreichs, ungemein schlecht. Die Transporte mit Proviant von *Baka* konnten desfalls nicht zur gehörigen Zeit im Lager ankommen, und wir waren gezwungen, diesen Transporten auf eine gewisse Weite entgegen zu schicken. Da ich die ganze Kavallerie commandirte, so liess ich eine hinreichende Anzahl Reiter mit Pferden ausrücken, um den Proviant in Säcken auf diese Art ins Lager zu bringen, denn die entsetzlichen Gebirge und die schlechten Wege hatten alle Zugpferde schon so sehr herunter gebracht, dass ein grosser Theil von selbigen umgekommen war. Eines Tages bekam ich von dem *Woladimerschen* Dragoner Regiment einen Rapport, dass von den a.⁻

geschickten Pferden, welche ohngefähr 20 Werste vom Lager die Nacht auf der Weide gewesen waren, des Morgens in wenigen Stunden 69 gefallen wären. Aehnliche Rapporte kamen auch von andern Regimentern ein, doch mit geringerm Verluste.

Ich liess hierauf vom *Woladimerschen* Regimente einen Stabs- und einen Subaltern-Officier, von jedem der übrigen Kavallerie-Regimenter aber nur einen Subaltern-Officier nebst einigen Regiments-Pferde-Aerzten commandiren, mit dem Befehl, sich auf jene Plätze zu begeben, einige Pferde daselbst öfnen zu lassen, die Ursache dieses plötzlichen Todes der Pferde genau zu untersuchen, und von den verschiedenen Gräsern und Kräutern, die sie auf den von den Pferden besuchten Weide-Plätzen finden würden, mit ins Lager zu bringen. Von allen Regimentern ward einerley Kraut eingebracht und ich wurde sehr bald überzeugt, dass es nichts anders, als die römische Wermuth (*Absinthium ponticum*) war. Ich erkundigte mich genau, ob gar kein ander Kraut auf jenen Oertern vorhanden gewesen, worauf ich von allen Commandirten zur Antwort erhielt,

dass diese Gegenden sandig wären, und die grosse Hitze, wenn auch andere Kräuter daselbst wüchsen, selbige bis auf die Wurzel verbrannt hätte, so dass keine Spur davon nachgeblieben wäre, welches in den Ebnen dieses Landes, die sandigen Boden haben, und auf welchen die Sonne den ganzen Tag wirken kann, fast durchgängig der Fall ist, und auf solchen Stellen wächst der genannte Wermuth häufig.

Die Pferde bekamen nach dem Genuss dieses Krautes erst Leibschmerzen, welches ihr Aechzen ankündigte, nach einiger Zeit warfen sie sich auf die Erde, wobey sie oft die vier Beine unter dem Leibe, wiederum mit vielem Aechzen, zusammen zogen, worauf denn bald Convulsionen und hierauf der Tod erfolgte. Bey der Oefnung hatte man den Brand im Magen und zusammengezogene und entzündete Gedärme gefunden. Einer von den Pferde-Aerzten fand bald ein Mittel, welches in der Folge bey diesem Uebel viel Gutes that, und fast durchgängig wurden die Pferde gerettet, denen man bey Zeiten dieses Mittel eingab, das heisst, sobald man gewahr wurde, dass ein Pferd von diesem Kraute gefressen hatte und bereit an

Leibschmerzen litt. Dieses Mittel bestand bloss in einem Honigtrank, der anfänglich mit verschiedenen Zusätzen gekünstelt wurde, in der Folge aber fand man bald, dass derselbe nur aus Honig, Essig, Wasser und etwas Salpeter zubereitet seyn musste, um die gehörige Wirkung zu thun. Man gab diesen Trank den Pferden ein, die sich schon mit grossem Aechzen auf der Erde wälzten, und nach einer Stunde wurden sie schon ruhiger. Dieses Kraut, die römische Wermuth, ist übrigens nicht giftig noch tödtlich, und es würde einem Pferde gar keinen Schaden thun, wenn es mässig mit andern Kräutern davon fressen würde. Wenn ein Pferd aber gar keine andere Nahrung findet und mit hungriger Begierde darauf fällt, und sich den Magen mit weiter nichts anfüllt, so muss es ihm tödtlich seyn, da es sehr bitter, zusammenziehend und verstopfend ist, wodurch es ihm in dem Magen und in den Gedärmen Krämpfe und dann Entzündungen verursacht, worauf natürlich sehr bald Brand und Tod folgen müssen.

Auf meiner Hinreise nach Persien über *Astrachan* wurde mir schon von der vorhin erwähnten Steppe und den giftigen Kräutern

gesagt, und dass ich zwischen *Astrachan* und *Kislar* über solche Oerter kommen würde; ich habe mich auf diesen Oertern umgesehn, selbige sandig und kein anderes Kraut als die römische Wermuth darauf gefunden. *Peter der Erste* soll gegen 2000 Pferde daselbst verloren haben und es ist mehr als wahrscheinlich, dass kein anderes Kraut, als diese Wermuth, die Ursache dieser grossen Sterblichkeit der Pferde gewesen. Sichere Nachrichten hierüber, und Vorkehrungen gegen dieses Uebel zu jener Zeit, habe ich nirgends gefunden. Der Herr *Bell d'antermony* führt in seiner Reise-Beschreibung nur an, dass die Pferde von der russischen Armee, nachdem sie von dieser Wermuth gefressen, plötzlich oder doch in den nähmlichen Tagen crepirt wären.

Der Strich Landes, der jenseit des Terek- und Kubanflusses, längs dem kaukasischen Gebirge, zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere liegt, und an Russland grenzet, zeuget noch ganz vortrefliche Pferde, die unter dem Namen von Czerkessischen bekannt sind.

Ihr ganzes Gebäude zeugt deutlich ihren Ursprung, nähmlich dass sie eine Mischung

von Persern und Arabern sind, von welchen beyden sie vieles ererbet haben, und wodurch die ganze Statur dieser Pferde, von allen übrigen Raçen sich so sehr unterscheidet, dass jemand, der nur einiger Massen auf das Gebäude eines Pferdes Acht giebt, diese den Augenblick erkennen kann.

Sie sind gross und ausserordentlich dauerhaft, ihre Knochen sind stärker als die der Raçen, aus welchen sie herstammen, sie sind schön aufgesetzt, sehr gestreckt, ihre Kruppe ist vortreflich, und ihr Huf gleicht sehr dem der persischen Pferde, er zeichnet sich besonders durch seine Hölung aus, und obgleich die Gegend, welche die Czerkessen bewohnen, sehr bergig und steinig ist, und wenige unter ihnen die Pferde beschlagen lassen, so wird man gewiss doch bey keiner Raçe, solche tiefe Hölungen in dem Huf finden, als bey diesen. Von ihrer Dauer kann man sich keinen Begrif machen. Ich selbst habe deren viele gesehen, die weit über zwanzig Jahre hatten, viel geritten wurden und nicht allein bey völligen Kräften, sondern auch sonst ganz unverdorben wa-

ren, welches hauptsächlich daher rühret, dass man sie sehr spät zu brauchen anfängt.

Alle oberwähnten Stutereyen, haben ihre besonderen Zeichen, womit sie die Pferde bezeichnen. Die schönsten müssen an den kaukasischen Gebirgen gesucht werden. Ich füge hier zu mehrerer Kenntniss des Lesers, die Benennungen und Stutereyzeichen der ersten und besten Raçen bey. Die erste, rareste und theuerste ist.

1) *Schaloch.* Ihr Zeichen ist dies 

2) *Tram* - - - - - 

5) *Dudaruk* - - - - 

4) *Lau* - - - - - - 

5) *Aslankir* - - - - 

6) *Kasai* - - - - - 

7) *Bekhan* - - - - - 

8) *Missost* - - - - - - 

Die Namen haben sie von den ersten Fürsten, welche diese Stutereyen errichtet haben, erhalten; verschiedene von diesen Fürsten-Familien sind längst ausgestorben; allein diese Namen und Zeichen sind und bleiben erblich bey jedem Fürsten-Stamm. Alle Pferde dieser acht Raçen, sind ausserordenlich angenehm zu reiten, und ich weiss keine Art, die zum Dienste tüchtiger wäre, als diese. Obgleich aber alle bey der russischen Armee nicht wohlfeil bezahlt werden, so ist doch ein grosser Unterschied im Preise unter den ersten vier Raçen, und den übrigen. Die Stuten aller Stutereyen in den Gebirgen haben ihr besonderes Zeichen, welches dieses ist.



In der kleinen Kabarda, unter den kaukasischen Gebirgen, am rechten Ufer des Terek, findet man die zahlreichsten Stutereyen, zu welchen die Eigenthümer oft Hengste aus Persien ziehen. Hier muss ich noch der Jepalowschen Stutereyen Erwähnung thun, die seit einiger Zeit so ansehnlich geworden sind, dass sie wohl die zahlreichsten an Pferden von allen Stutereyen in dasigen Gegenden sind. Ich bin Zeuge gewesen, dass in Zeit von einem Jahre, aus diesen Stutereyen mehr als 150 junge Pferde verkauft wurden — sie gehörten immer zu den berühmtesten in den kaukasischen Gebirgen. Der Eigenthümer, nach welchem diese Pferde den Namen führen, und der ehedem in der kleinen Kabarda, nicht weit vom linken Ufer des Sunga Flusses wohnte, ohngefähr in der Gegend, wo dieser Fluss bald in den Terek fliesst und die Grenze der kleinen Kabarda und der Kumiken macht, hat eine Besitzung bey letzteren in dem grossen und sehr bekannten Dorfe *Andreiwka* *), wo er in

*) Es liegen in der Kuma drey dergleichen Dörfer, *Andreiwka*, *Aksai* und *Kostukowke*, die drey besondern Ar-

den Ebnen zwischen diesem Dorfe, und dem Sunga-Flusse jetzt seine grösste Stuterey hält. Es wird aber die allgemeine Bemerkung über diese Pferde gemacht, dass man dauerhafte und im Vergleich dieser schwächere unter selbigen findet, und dieser Unterschied ist so gross, dass viele der Meinung waren, es gebe schlechtere Stutereyen, die ihren Pferden das Jepalowsche Zeichen einbrennten; man hat aber nachher mit Gewissheit gefunden, dass der Unterschied

ten von Republiken ausmachen. Sie haben sich zwar unter russischen Schutz begeben, und schwören bey Veränderung der Regierung dem russischen Monarchen aufs neue den Eid der Treue, zahlen aber nichts. Sie haben kein Oberhaupt, die Mehrheit der Meinungen unter ihnen entscheidet bey vorkommenden Fällen und Streitigkeiten. Sie stammen von den Czerkessen ab und bekennen sich zur Mohametanischen Religion. Diese drey Dörfer, von welchen *Andreiwka* das grösste ist, können wol 4 bis 5000 Mann zu Pferde stellen. Zu der Zeit, da *Peter der Erste* den Feldzug in Persien machte, wurde ein Dragoner-Regiment, welches zu Peters Armee stossen sollte, von diesem Volke an dem Aksai Fluss angegriffen und mit einem Verlust von 500 Mann geschlagen. *Peter der Erste* züchtigte sie aber auf seinem Rückmarsch dafür, bey welcher Gelegenheit ein grosser Theil von ihnen umkam, und die Dörfer *Andreiwka* und *Aksai* fast gänzlich verwüstet wurden; sie sind aber jetzt volkreicher, als jemals.

dieser Pferde von einerley Raçe aus den Gegenden entspringt, in welchen sie geboren werden, nähmlich die dauerhafteren in den Gebirgen und die schwächern wiederum in der Ebne. Der Czerkes behandelt sein Pferd beym Zureiten viel vernünftiger als der Türke — das heisst, er behandelt das Maul des Pferdes nicht so gewaltsam (rüde), man findet daher bey ihnen viele, die schon lange geritten sind, und noch ihr völliges Gefühl im Maule haben, welches das Entgegengesetzte bey den Türken ist; von Methodemässigem Zureiten weiss der Czerkes nichts, bey dem ersten Zureiten lernet das Pferd schon die von Leder kurz geflochtene Peitsche kennen, deren Hiebe er ihm bey jeder Gelegenheit und oft ohne Ursache fühlen lässt; da die Peitsche aber unten eine Klappe, wie an den Fliegen-Klappen, hat, so verurscht sie dem Pferde mehr Schrecken als Schmerzen. Ausser diesem aber, wenn er nicht auf ihm sitzt, behandelt er es sanft, freundlich und hat alle mögliche Vorsorge für dasselbe. Die Ställe werden bey ihnen reinlicher gehalten, als ihre eignen Wohnzimmer. Das Reitzeug der Czerkessen ist das

leichteste, welches ich bey irgend einer Nation kenne. Das Pferd wird seine Lebenszeit auf einer leichten Trense geritten. Stangen kennen sie gar nicht: ihre Sättel sind die kleinsten, die ich je gesehn habe, von welchen das Holz oft keine drey Pfund wiegt: sie bestehen aus so viel Stücken als die gewöhnlichen Husaren-Sättel, nur sind sie viel kürzer und enger, der Hinterbaum geht gerade in die Höhe und ist ganz gleichförmig mit dem Sattel-Knopf; auf dem Sattel liegt ein kleines ledernes Küssen, welches, so wie alles übrige Reitzeug, sehr sauber gearbeitet und entweder mit einem leichten massiven silbernen Beschlag versehen oder auch gestickt ist. Auch bedienen sie sich eines rothen saffianenen Ueberzuges, oder einer solchen Kapsel über ihre Sättel, die aber nur den Sattel bedeckt, und deren Rand eine vergoldete oder versilberte Bebrämung hat. Ueber den Sattel geht ein Kreuz- und Quer-Riemen. Alles ist sehr leicht und sauber gearbeitet. Da ihre Pferde gross und gestreckt sind, so gewinnen sie unter dieser leichten Equipage noch an Schönheit. Der Czerkes sucht seine ganze

Parade in seinem Reitzuge und in seiner Armatur, von welchen sie in den Gebirgen gute Fabriken haben. Diese seine Armatur besteht in einem Panzer-Hemde, in einem Dolche, dessen Klinge gewöhnlich eine halbe Elle Länge und oben drey Finger Breite hat und scharf, wie ein Rassier-Messer ist, ferner in einem Säbel, der weniger krumm gebogen ist, als der der Türken, und wovon das Gefäss halb mit in die Scheide geht. In dem Beschlag des Säbels suchen sie keine Pracht, sie sehen aber desto mehr auf die Güte der Klinge, die sie theuer bezahlen. Zu ihrer Armatur gehört auch eine Pistole, die sie in den Gürtel stecken und am Ende der Kolbe noch mit einem schmalen ledernen Riemen befestigen, ein Schiess-Gewehr, welches auch die Fürsten selbst in einem ledernen oder auch in einem von Dachsfell verfertigten Futeral über die Schulter tragen. Ein grosser Theil von ihnen trägt statt des Gewehres, oder auch zugleich mit diesem, Bogen und Pfeile, mit welchen sie in der grössten Carriere auf eine Weite von 60, 80 ja bis 120 Schritt sehr geschickt schiessen. An jeder Seite der Brust,

trägt der Czerkes vier oder höchstens fünf Patronen, wovon jede in einem besonderen gedrechselten Futterale von Knochen, Holz, auch oft von Silber steckt und diese wiederum sind in dem Tuche des Kleides befestiget, meistens mit silbernen Ketten behangen. Mehr Patronen wird er selten mit in eine Affaire nehmen, man kann aber auch sicher seyn, dass er keine derselben auf eine übertriebene Weite oder auf das Ungewisse abfeuern wird. Möchten doch wir Europäer dieses den Czerkessen nachahmen, denn wie viel Pulver wird nicht in einem Kriege, besonders durch die leichten Truppen, unnütz verschossen.

Keine Nation, im Ganzen genommen, reitet so dreist, als die Czerkessen, mit sehr kurzen Steigbügeln. Sie schwimmen oft und um eines geringen Raubs willen durch den Terek- und Kuban Fluss, worüber diejenigen, die diese reissenden Ströme kennen, sich wundern müssen. Als Kinder werden sie schon zum Reiten gewöhnt. Bey meiner Zurückreise aus Persien habe ich eine Tour in die kaukasischen Gebirge unternommen, wo ich

mich einige Wochen in der kleinen Abasa und der grossen Kabarda aufgehalten habe, bey welcher Gelegenheit ich Knaben von 8 bis 10 Jahren sahe, die auf jungen und wilden Pferden, wie Kletten, fest sassen, und ganze Tage ritten. Unmöglich kann ich mich enthalten, bey dieser Gelenheit etwas besonderes von dieser Nation anzuführen. Man wird nie einen Czerkessen mit seinem Sohn, so lange dieser noch Kind ist, zu Pferde oder bey einer andern Gelegenheit zusammen sehen; denn das wird bey ihnen für eine grosse Schande gehalten; nicht einmal nach dem Befinden seiner Frau und Kinder darf man sich erkundigen, er hält diess für eine Beleidigung, und wird gewiss bey einer solchen Frage erröthen: erkundiget man sich aber nach dem Befinden seines Reitpferdes, so wird er für diese Höflichkeit danken. Wann seine Frau einen Knaben gebiert, so giebt er diesen gleich an einen seiner vertrauten Unterthanen ab, der ihn nährt und erzieht. Die Erziehung besteht darin, dass er ihn, so früh als möglich, dreist reiten, verschiedene Uebungen zu Pferde und dann — Rauben lehret. Wenn der Knabe 14,

15 auch oft 16 Jahre alt ist, jene Künste erlernt und von seinen Fähigkeiten Proben abgelegt hat, so führt ihn sein Mentor zu seinem Vater, der alsdann eine Gelegenheit sucht, mit seinem Sohn auf einen Raub auszureiten, und je nachdem er ihn bey dieser Probe geschickt findet, je nachdem belohnt er seinen Lehrer. Jetzt erst kann der Sohn mit seinem Vater aller Orten öffentlich erscheinen. Rauben zu können ist bey ihnen die erste Tugend. Ein junger Mensch, der diese, bey ihnen edle Kunst nicht versteht oder Feigheit dabey zeigt, wird verachtet und kein Mädchen wird ihn so leicht zum Manne nehmen, selbst die Fürsten, die bey ihnen nicht mit Parthien zum Raube ausgehn, sind von ihren Unterthanen verachtet.

Dieses eingeführte Rauben bey den Czerkessen, bringt manches schöne Pferd von ihnen nach Russland, da sie beständig Pferde oder auch anderes Vieh, einer von dem andern stehlen, und selbiges über die Grenze bringen. Oft übernimmt ein Czerkess, der schon näher an der russischen Grenze wohnt, und daher den Werth der Münzen kennet, auch Gebrauch davon zu machen weiss, eine Lieferung von

einigen Reitpferden, aus den ersten Stutereyen, als *Schaloch*, *Tram* u. s. w., — wovon ich selbst einmal Zeuge in *Kislar* gewesen bin — die er auf den Termin bringt, und von welchen er gewiss kein einziges gekauft, sondern alle mit seinen Hülfsgenossen geraubt hat, weshalb die schönen czerkessischen Pferde, aus der ersten Hand nicht theuer zu stehen kommen, aus der zweyten und dritten Hand aber sind sie schon im hohen Preise.

In den Stutereyen der Gebirge ist es schwer ein schönes Pferd zu kaufen, da keine klingenden Münzen bey ihnen gangbar sind, sie vertauschen Pferde, Horn-Vieh, Schafe, Feder-Vieh, Korn, auch das zum Anzuge nöthige Zeug, eines gegen das andere. Es fügte sich während meines dasigen Aufenthaltes, mit einem czerkessischen Fürsten bekannt zu werden, den ich nachher auf einem schönen Pferd von der Raçe *Duderuk* reiten sahe. Ich fragte ihn, was er für selbiges bezahlt hätte, und er gab mir zur Antwort, dass er den Werth desselben in Geld nicht angeben könne, da sie keins kennten, er habe dieses gegen 200 Schafe eingetauscht: ich fragte ihn ferner, ob dies, was er

für sein Pferd gegeben, theuer bey ihnen sey; worauf er mir erwiderte, dass man auch wol 3, 4 bis 500 Schafe für ein schönes Pferd gebe.

Noch muss ich der Pferde in *Georgien* Erwähnung thun. Dieses Land, dessen Haupt-Provinzen *Kartalinien* und *Kachetien* sind, ist bergig, hat aber viele schöne Thäler, mit den besten Weiden versehn, besonders an den Flüssen *Kura*, *Jori* und *Alosan*, wovon ersterer durch *Kartalinien* und letzterer durch *Kachetien* fliesst; denkt man sich hierzu das schöne Klima und dann die Lage desselben, umgeben von denjenigen Ländern, in denen die schönsten Pferde der Welt von den czerkessischen Pferden erzeugt werden, so sollte man vermuthen, dass auch Georgien besonders schöne Pferde-Raçen besitzen müsse; und allerdings würde dieses Land, wenn es sich nur etwas bestrebte, eben so kostbare und vielleicht noch kostbarere Pferde als ihre Nachbarn besitzen können, da es ihm sehr leicht ist, die schönsten Hengste und Stuten der reinsten Raçen sowohl aus Persien als *Natolien*, ja sogar aus *Arabien* zu bekom-

men; allein bis jetzt haben die Einwohner so wenig in diesem als in sonst einem andern Fache, der diesem Lande so günstigen und wohlthätigen Natur im mindesten zu Hülfe kommen wollen.

Man findet bey ihnen keine einzige Stuterey, die in einigem Rufe ständ, selbst die schönsten Pferde des Zars sind arm, sowohl als die der ersten des Landes, der reichsten darf man nicht sagen, denn alle Bewohner dieses schönen Landes holen sie aus den benachbarten Ländern, besonders die Czerkessische aus den kaukasischen Gebirgen.

Unter der Bothmässigkeit des Zars von Georgien sind noch Tartaren, die man *Ingasachi* nennt, sie wohnen zwischen *Georgien* und den *Schamschadiren*, welche letzteren dem *Khan von Ganga*, zugehören. Erstere haben zwar keine grossen Stutereyen, sie erziehn aber gute und dauerhafte Pferde, deren sich die Georgianer selbst gern bedienen. Diese Tartaren werden in Georgien gewöhnlich Kosaken genannt, und sind schuldig zum Kriege oder zu sonstigem Dienste bewaf-

net zu Pferde auszurücken, so oft es der Zar befiehlet.

Wie gross der Unterschied in der Dauer der asiatischen und der europäischen Pferde ist, kann nur derjenige genau wissen, der von beyderley Pferden zu gleicher Zeit in Kriegeszeiten bey Strapazen Gebrauch gemacht hat. Es waren unserer verschiedene in der russischen Armee, die in Kriegeszeiten in ihren Reitställen, deutsche, englische, donsche, kalmuckische und czerkessische Pferde besassen. Die europäischen wurden am meisten geschonet, und dennoch waren sie diejenigen, die auf forcirten Märschen am ersten ermüdeten, und man wechselte sie am Ende gern gegen Asiatische, um sich selbst weniger zu ermüden, da es wirklich für den Reiter eine Qual ist, auf einem ermüdeten Pferde zu sitzen, und kam's zu Affairen, so sahe man wiederum meistens asiatische und besonders czerkessische Pferde reiten.

Verzeichniss

einiger hannövrischen Landstutereyen, wie viel Hengste und Stuten bedeckt, und wie viel Füllen 1792 davon gefallen sind.

Bedeckungs-Oerter.	Beschäler.	Bedeckte Stuten.	Davon gefallene Füllen.		
			Hengste.	Stuten.	Summa
Ahlden	Genereux	67	17	16	33
	Gehorsame	83	25	28	53
	Cesar	86	23	40	63
Riethagen	Dedalis	69	12	12	24
	Blanc bec	62	14	13	27
Mandelsloh	Lothario	51	19	14	33
Stoekendreber	Hercule	92	30	29	59
	Beglückte	78	26	20	46
Basse	Admiral	88	20	29	49
	Magnus	95	30	28	58
Espercke	Favorit	71	22	25	47
	Pluto	66	18	23	41
Essell	Militaire	69	25	21	46
	Aimable	78	17	21	38
	Patriot	70	17	20	37
Itten	Milicien	67	18	14	32
	Alexander	64	11	13	24
Doehren	Royal Barbe	81	17	20	37
Lohnde	Accomodant	70	20	25	45
Banteln	Bedächtige	40	11	15	26
Otze	Gika	40	10	11	21
	Valable	33	11	13	24
		1520	413	450	863

DAS DRITTE KAPITEL.

Von der Dressirung des leichten Reiters zu Fusse, nebst einer Anrede an den Officier.

Drittes Kapitel.

Von der Ausarbeitung des Soldaten, ehe er das Pferd besteiget.

Es ist eine auf Erfahrung gegründete Wahrheit, dass der Kavallerist, ehe man demselben die Führung eines Pferdes anvertraut, vorher wohl zu Fusse ausgearbeitet werden muss. So bald der Rekrute sich die gehörige Stellung zu Fusse recht eingepräget hat, so erleichtert dieser deutliche Begriff bey ihm die Mühe unendlich, ihm diejenige beyzubringen, die er zu Pferde halten soll.

Welches aber ist die beste Stellung des Soldaten? Diese Frage würde, glaube ich, selbst manchen Officier in Verlegenheit setzen; und die Beantwortung derselben würde so verschiedene Meinungen an den Tag bringen,

dass man nichts Gewisses darüber würde bestimmen können. Mehr als einmal bin ich davon überzeugt worden, und dennoch ist es gewiss, dass es nur eine einzige, richtige und dem Dienst angemessene Stellung für den Soldaten geben kann. Meiner Meinung nach ist diejenige, die ihm der Schöpfer gegeben, und die eben deswegen die natürlichste ist, auch die beste, und diese ist, wenn er so stehet, dass er weder den Ober-noch Unterleib des Körpers vor oder zurück bieget. Zu dieser Stellung scheint ihn die Natur geschaffen zu haben, indem sie die einzige ist, in welcher er lange aushalten kann, ohne davon einige Unbequemlichkeit zu empfinden.

Man erlaube mir, hier einer Stellung Erwähnung zu thun, die ich wirklich einmal in meinem Leben gesehen habe, vielleicht um sie als einen Gegensatz zu der oben angegebenen anzuführen.

Die Leute hielten die Füsse so auswärts, dass es so gar einem, der auch lange unter den Händen eines Tanzmeisters gewesen wäre, hätte schwer fallen müssen, diese Stellung anzunehmen. Die Knie waren dabey fest zusam-

men gedrückt, der Unterleib eingezogen, die Brust aber und der übrige Obertheil des Körpers, wenigstens fünf Zoll vorwärts über gelehnet. Ein ganzes Regiment in einer solchen gezwungenen Stellung zu sehen, bietet dem Auge ein sehr lächerliches Bild dar. Diese Stellung war vermuthlich durch die unrecht ausgelegten Worte, die man den Soldaten so häufig beym Exerciren zurufet: Brust hervor! Leib zurück! angenommen. Leib zurück heisst nichts anders, als dass der Soldat denselben nicht vorbeugen soll, wie es gemeiniglich der zum Rekruten geworbene Bauer zu thun pflegt, wenn er sich eine Stellung geben oder sie annehmen will. Brust hervor ist eine Warnung, die Schultern zurück zu bringen.

Von dem Marsche werde ich wenig sagen. Es giebt deren eben so viele als Stellungen. Mein unvorgreiflicher Rath in diesem Stücke wäre, nie bey einem Regimente einen vom Theater entlehnten anzunehmen, die Schritte nicht zu klein zu machen, und sie so einzurichten, dass nicht unter siebenzig, aber auch nicht über achtzig in einer Minute gemacht würden. Nachdem

nun der Rekrut die Stellung, die er künftig halten soll, begriffen, und etwas marschieren gelernet hat, so erlerne er nun auch die Wendungen. Ehe er aber das Pferd besteiget, muss er sein Ohr wohl an die Worte Rechts und Links gewöhnet haben.

Ich rathe jedem Officier, bey dem Exerciren mit dem Gewehre, weder von der Vorschrift, die er haben muss, abzuweichen, noch etwas nach Gutdünken zuzusetzen, sondern nur bloss darauf das genaueste Augenmerk zu richten, dass der Soldat die Griffe kurz mache, und nach jedem derselben, einer Statue gleich, unter dem Gewehre still stehen bleibe. Es fällt fürs erste dieses sehr gut ins Auge, und zweytens gewöhnet sich der Soldat zu einer durchaus nothwendigen Aufmerksamkeit.

Bey dem Karabiner auf der Schulter muss ich bemerken, dass es zu wünschen wäre, dass der Arm bey diesem Tempo, so wenig als möglich gekürzt, sondern am Leibe lang herunter gehalten würde. Es ist eine Marter für die Leute, eine gewisse Zeit mit gekürztem Arm unter scharf geschultertem Gewehre zu stehen, und die Menschlichkeit erfordert es,

dem Soldaten alle Unbequemlichkeit und alles Beschwerliche zu ersparen, wenn man es ohne Nachtheil des Dienstes thun kann.

Den zum Dienste der Kavallerie bestimmten Rekruten quäle man nicht zu lange zu Fusse, denn mit Ungeduld erwartet er den Augenblick, sich zu Pferde zu sehen; nur muss er zuvor die gehörige Stellung zu Fusse wohl gefasst haben.

Von den Regimentern, die, so wie unsre leichten Reiter, ganz auf dem Husarenfuss stehen, wird wohl niemand fordern, dass sie das zu Fusse prästiren, was man mit Recht von der Infanterie erwarten kann. Denn weder Anzug noch der Karabiner, sind darnach eingerichtet. Der vernünftige Mann wird bey einem Kavalleristen unsrer Art vielmehr nur darauf sehen, ob er einzeln gut dressiret worden, welches man gleich an seinem Gange und an seiner Stellung gewahr werden wird.

Man gewöhne dem Rekruten, bey dem Wenigen, das ich bis jetzt gefordert habe, noch an, dass er sich auch ausser dem Dienste reinlich halte und ordentlich anziehe; man bringt dem Soldaten hiedurch immer mehr die

so nöthige Ambition bey, denn man wird gewöhnlich finden, dass derjenige, der unordentlich auf seinem eigenen Leibe ist, es auch im Dienste und in der Haltung seiner Amunition seyn wird.

Bevor ich mich aber jetzt noch länger bey der Formirung des Rekruten zu Pferde aufhalte, muss ich erst noch die verschiedenen Behandlungen des Pferdes vornehmen, welchen jedoch einige Bemerkungen, den Officier betreffend, vorangehen sollen.

Wer zweifelt jetzt wohl noch an der Nothwendigkeit einer Kavallerie in einer Armee? Seit dem Werke des Chevalier *Folard*, welches ich jedoch übrigens in vielem Betracht hochschätze, habe ich nicht gehört, dass es jemanden sollte eingefallen seyn, dass eine Armee derselben entbehren könnte.

Die Römer sahen es in dem zweyten punischen Kriege bald ein, dass *Hannibal* sein ganzes Glück seiner Uebermacht an Kavallerie zu verdanken hätte. Sie vermehrten daher die Ihrige von Zeit zu Zeit, und konnten ihn doch nicht eher überwältigen, bis die nubische Kavallerie ihn verlassen, und zu ihnen übergegangen war.

Eben so sehen wir in den neuern Zeiten dass in allen Armeen die Kavallerie von Zeit zu Zeit vermehrt worden, und seitdem man gefunden, dass die leichte Kavallerie eben so gut mit demselben Nachdruck, als die schwere in rangirten Bataillen agiren kann, (welches man jedoch lange nicht zugeben wollen) so hat man ein besonderes Augenmerk auf diese Art Truppen geworfen, und selbige fast durchgängig um ein Grosses vermehret. Auch lehrt uns die Erfahrung, dass die Ueberlegenheit der leichten Kavallerie einer Armee unendlich viele Vortheile giebt.

Eine Armee, die hierin viel schwächer ist, wird in einer unaufhörlichen Unruhe leben, und das ermüdet den Soldaten, ruinirt die Pferde und verbreitet am Ende Schrecken. Keine Transporte können sicher in ihr Lager kommen; es wird ihr an Nachrichten vom Feinde fehlen; sie muss viel behutsamer mit ihren Vorposten seyn, aus Furcht, dass nicht ihre Pikets aufgehoben, und die Armee im Lager überfallen werde.

Eine Armee, die viele leichte Truppen vor sich hat, kann nicht leicht recognosciret wer-

den. Die feindlichen Generale können alsdann mit schwachen Escorten, ohne sich augenscheinlicher Gefahr auszusetzen, derselben nicht nahe kommen; und würden sie ansehnliche Escorten mit sich nehmen, so würde eine jede Recognoscirung ihnen Gefechte kosten, in welchen sie den Kürzern ziehn und viele Leute verlieren würden. Die Feinde, gegen welche wir zu thun gehabt haben, sind alles dieses gewahr worden, und ein polnischer Officier versicherte mir, dass sie in der Campagne von 1792, unsrer leichten Truppen wegen, ihre Kavallerie fast Tag und Nacht hätten gesattelt halten müssen.

Man lese ferner die Beschreibungen der grössten Schlachten; mehrentheils hat die Kavallerie den Ausschlag dabey gegeben, und den Sieg entschieden.

Wenn nun die Kavallerie einen so wichtigen Theil einer Armee ausmacht, so wird diejenige, die die beste hat, gewiss auch die grössten Vortheile über ihren Feind haben, dem es an einer ähnlichen guten Kavallerie fehlet.

Worin die Güte einer Kavallerie bestehet, ist wohl niemanden unbekannt: die Qualität

und Dressirung der Pferde, die Geschwindigkeit der Evolutionen, der Schluss und die Richtung bewirken das, wodurch eine Kavallerie bey dem Choc oder Einhauen einer Mauer gleich wird, der nichts widerstehen kann.

Zu einer solchen Kavallerie, gehören im Reiten geschickte, geübte und gut exercirte Reiter, und diese Geschicklichkeit der Soldaten hängt wiederum von der Geschicklichkeit der Officiere in einer Kavallerie ab. Denn ohne Unterricht kann niemand Reiter werden, so wenig man auch immer fordern wollte. Der Reiter, der keinen Unterricht bekommen, kann das Falsche in seiner Positur und in der Führung des Pferdes nicht selbst fühlen. Jemand, der die gehörigen Kenntnisse davon hat, muss es ihm zeigen und ihn eines Bessern belehren.

Dass der Officier also die gehörigen Kenntnisse von der Ausarbeitung der Pferde haben, und selbst Geschicklichkeit im Reiten besitzen muss, ist ein klarer Satz. Denn welche falsche Proceduren wird er nicht bey der Ausarbeitung eines Pferdes vornehmen, wenn es ihm selbst an den richtigen Kenntnissen dabey fehlet; und welch eine Schande ist es nicht für einen Offi-

cier, wenn er selbst schlecht und falsch zu Pferde sitzet? Er soll der Lehrer des Soldaten oder Rekruten seyn; er soll ihm Positur, Schluss, Faust, Schenkel, und überhaupt Ideen des Reiters beybringen; wie leicht ist es aber da, dass er ihm falsche Prinzipien einpräge, wenn er eben so unwissend als sein Schüler, oder wenn er von falschen Grundsätzen eingenommen ist; und was sind denn die Folgen des Mangels dieser Kenntnisse und Geschicklichkeit? Falsche Proceduren bey der Ausarbeitung der Pferde, die ohngefähr denen gleichen werden, die die Kalmucken vornehmen, um ihre boshaften Pferde zu bändigen. Einige davon muss ich hier doch anführen.

Sie werfen oft ein Pferd, das sich nicht gleich will bändigen lassen, nieder, um es mit dicken Stöcken oder mit kurzen von Leder stark geflochtenen Peitschen, zu prügeln; auch binden sie oft einem wilden Pferde eines der Vorderbeine in die Höhe, worauf ein Kalmucke sich auf dasselbe setzet, der es sodann auf drey Beinen so lange laufen oder springen lässt, bis es ganz ermüdet ist, wobey er selbigem noch die Peitschenhiebe nicht erspa-

ret. Von Kalmucken dergleichen zu sehen; ist ganz lustig. Erblicket man aber dergleichen ähnliche wilde Proceduren bey Leuten, die sich Reiter oder Kavalleristen nennen, so erregt solches Mitleid. Ein vernünftiger Mann wird jede Behandlung, die die Knochen und Sehnen eines Pferdes in Gefahr setzen, mit Unwillen verwerfen, und gelingt es denn endlich, ein Pferd durch solche gewaltsame Mittel, einiger Massen zum Gehorsam zu zwingen, so wird es doch stets furchtsam, scheu und unruhig bleiben. Die übeln Folgen solcher Misshandlungen zeigen sich hernach in ihrem vollen Lichte, wenn das Pferd in der Fronte Dienste thun soll.

Die bösen Folgen des Mangels an Geschicklichkeit im Reiten von einem Officiere, sind eben so auffallend. Er wird sodann dem Reiter so wenig die wahre Stellung, als den gehörigen Schluss und die gehörige Richtung der Faust beyzubringen wissen. Er wird ihm von den Hülfen, die er dem Pferde geben muss, keinen Unterricht geben können, und auf falsche Hülfen müssen falsche Tritte folgen. Was hieraus in einer Fronte entstehet, weiss,

wie ich glauben will, ein jeder Kavallerie-Officier. Ein solcher muss ferner eine genaue Kenntniss vom *Zäumen*, Satteln und Packen haben; er muss es selbst wissen, wie alles Gepäcke accurat auf das Pferd geschnallet und gebunden werden muss; nicht der geringste Riemen am Reit- und Packzeuge darf ihm unbekannt seyn; er muss eine vollkommene Wissenschaft und Einsicht von der Proportion des Reitzeuges haben und wissen, wie alles dieses auf dem Pferde liegen muss, damit er bey dem Satteln ein wachsames Auge darauf haben könne, dass alles Zeug und Gepäcke in dem gehörigen Verhältniss zu liegen komme. Denn wie viele Pferde werden nicht durch das schlechte Satteln oder Packen gedrückt, und wie viele gute Pferde werden nicht gleich zu Anfang einer Campagne, zum Dienste eben dadurch unbrauchbar gemacht. Wie vielen Pferden werden nicht durch eine falsche Proportion des Hauptgestells die Mäuler verdorben?

Zum Beweise, wie nöthig es ist, dass alles Gepäcke in dem gehörigen Gleichgewichte auf dem Pferde liege, und dass der Reiter da-

bey die nöthige Positur zu beobachten wisse, um dem Pferde die schwerste Last erleichtern zu können, will ich dem Officier folgendes zu überlegen geben.

Ein Pferd von der leichten Kavallerie, wenn der Reiter mit allem Gepäcke darauf sitzt, trägt eine Last von ohngefähr drey hundert sechzig Pfund. Die Specification ist stückweise mit ihrem Gewichte, am Ende des Kapitels vom Satteln und Packen, in einer Tabelle angegeben. Man nehme jetzt diese Last im Gleichgewichte; so kann ein Pferd selbige ohne viele Mühe tragen, und es fühlet nicht die Schwere dieser Last. Man nehme diese Last aber ausser dem Gleichgewichte, so empfindet das Pferd dieselbe ganz, und sie muss ihm unerträglich werden, es drücken und wund reiben. Wenn der Reiter, der die grösste Last davon ausmacht, nun nicht zur gehörigen Positur und zum gehörigen Schluss gewöhnet worden, so sitzt er auch nicht in dem gehörigen Gleichgewichte, und wird mit allem Gepäcke, bey einem jeden Tritte, den das Pferd thut, von einer Seite zur andern geworfen.

Was muss das Pferd sodann dabey empfinden und leiden?

Man stelle sich aber ja nicht vor, dass die vorerwähnte Last dem Pferde zu schwer ist, denn wir werden in dem Kapitel der Fouragirung sehen, dass ein Pferd eine noch viel grössere Last tragen kann, und dass ihm selbige keinen Schaden thun wird, wenn man nur behutsam und regelmässig dabey zu Werke gegangen ist. Durch Lust und Liebe zu dem Stande, dem sich der Officier einmal gewidmet hat, wird er nach einiger Application, bald zu jenen angeführten Kenntnissen gelangen. Fehlet es ihm aber an dieser Lust und Liebe, so wird er in der That nur ein schädliches Werkzeug in einem Regimente seyn, und ein solcher Officier würde besser thun, diesen Stand zu verlassen; denn es ist unglaublich, was der Dienst durch Officiere leidet, die ihre Pflichten aus Mangel an Kenntnissen oder aus Widerwillen vernachlässigen.

DAS VIERTE KAPITEL.

Von der Wartung und Pflege der Pferde.

Viertes Kapitel.

Von der Wartung und Pflege der Pferde.

Pflege und Wartung sind allen Pferden nöthig, am meisten aber den jungen Pferden. Unter der Pflege verstehe ich hauptsächlich: 1) Die Einrichtung des Stalles, 2) die Fütterung und 3) die Reinigung. Unsre Escadronställe sind gewöhnlich in zwey Theile getheilet, dass also die Pferde der halben Escadron, folglich fünf und siebenzig an der Zahl, in einem, und die andere Hälfte in einem andern Stalle stehen. Es ist mir aber auch selbst begegnet, dass die Pferde einer ganzen Escadron, folglich hundert und funfzig haben in einen Stall gestellt werden müssen. In solchen grossen Ställen müssen durchaus

keine Lagen gelitten werden, der Stall würde sonst zu warm seyn und so viel Luftlöcher man auch machen würde, so könnten doch die Ausdünstungen der Pferde nicht genug ausziehen, und die dicke Luft, die alsdann den ganzen Stall einnimmt, verhindert den frischen Durchzug. Diese Ausdünstungen der Pferde oder diese dicke Luft, hat die übelsten Folgen für die Gesundheit der Pferde; das Blut wird ihnen verdorben, wodurch sie allerley Krankheiten ausgesetzt werden, es macht sie matt und träge.

In dem härtesten Winter sogar, muss man des Nachts, wenn die Thüren zugehalten werden, dennoch einige Luftlöcher offen lassen, damit beständig frische Luft einziehe. Es ist unglaublich, was dieselbe für einen Einfluss auf das Temperament eines Pferdes hat. Wenn man unglücklicher Weise die Pferde in einem Stalle halten muss, der nicht zu durchlüften ist, welches der Kavallerie leicht in den Winterquartieren begegnen kann, da man nicht immer im Stande ist, ein übel angelegtes und schlecht eingerichtetes Gebäude zu ändern, so muss man die Pferde desto mehr ausreiten,

und ihnen Bewegungen in freyer Luft machen lassen; dieses ist unstreitig das einzige Mittel, den bösen Folgen eines dumpfigen Stalles einiger Massen vorzubeugen.

Die Escadronställe, wenn man sie anlegt, müssen so viel als möglich auf einen hohen Platz gebauet werden. Der Stall selbst muss ferner sehr reinlich gehalten werden. Kein Mist darf lange unter den Pferden liegen bleiben, und jedes Mal, wenn der Stall ausgefegt wird, sollte man in die Stände der Pferde etwas reinen Sand streuen, aber er dürfte nicht lehmig und staubig seyn. Dieser wenige Sand verhütet um vieles den penetranten Geruch des Urins, der ebenfalls, wenn viele Pferde in einem Behältnisse stallen, denselben nicht zuträglich ist.

Eine böse Gewohnheit ist es noch, den Mist zu nahe an den Stall zu werfen, daselbst anhäufen und Jahre lang liegen zu lassen, welches sich in den Gegenden, wo der Landmann gar keinen Gebrauch vom Miste macht, leicht treffen kann. Im Winter erfrieret er, und jedes Mal, wenn aus dem Stalle frischer Mist auf diesen Haufen geworfen wird, thauet im-

mer etwas wieder davon auf. Im Frühjahr thauet er ganz auf, und lässt alsdann faule Ausdünstungen von sich. Wenn nun der Wind nach dem Stalle zu gehet, so bekommen die Pferde im Stalle, statt frischer Luft, eine faule und noch bösere, als der Stall selbst ausdünstet. Die Folgen davon lassen sich leicht einsehen.

Die Quantität des Futters für ein Pferd, und die Art, es zu füttern, ist in allen Kavallerie-Regimentern vorgeschrieben, an welche Vorschrift der Officier sich halten muss. Seine Aufsicht muss nur dahin gehen, dass die Pferde die ihnen bestimmte Portion voll und zur gehörigen Zeit bekommen, und dass das Futter gut und unverdorben sey. Dass der Hafer z. B. rein an sich und noch besonders vom Staube geläutert sey, durch welchen die Pferde leicht den Husten bekommen; dass der Hafer nicht, etwa durch Aufbewahrung an einem feuchten Orte, ausgewachsen oder gar schimmlig sey, welches gleich sein starker Geruch verräth, da der Hafer gar keinen haben muss. In Jahren, wo der Hafer nicht geräth, ist selbiger sehr leicht und kleinkörnig, hat wenig Mehl, und man betriegt das Pferd mit

selbigem. Je schwerer der Hafer ist, desto besser ist er.

Auf die Güte des Heues muss man seine Aufmerksamkeit besonders richten. Der Geruch muss immer frisch seyn, und darf nichts Stinkendes haben. Das Heu muss rein und ebenfalls ohne Staub und Unrath seyn.

Das Heu kann auf manche Art verdorben seyn, z. B. wenn es zu frisch, oder nach vielem Regen nass in Haufen geworfen worden ist, da es sich alsdann entzündet. Dieses kann man aber an dem Schimmel, der an den Blättern bleibt, und an dem übeln Geruch gar bald gewahr werden. Je grüner die Farbe ist, desto besser ist es. Die Blätter müssen dünn seyn und keine starken Stengel sich dazwischen finden. Das schlechteste und gefährlichste Heu ist das, welches an den Flüssen gemähet worden, und auf welchen kurz vor dem Abmähen, der Fluss ausgetreten und besonders das Wasser alsdann sehr trübe gewesen ist. Der Schlamm bleibt sodann auf dem Grase liegen, und klebt an die Blätter, nur grosser Regen vor dem Abmähen, kann ihn noch etwas abspülen; bleibt dieser Schlamm aber an den Blättern sitzen, welches

sich jedoch leicht im Heu sehen lässt, so kann dieses Futter den Pferden sehr gefährlich, ja tödtlich werden.

In einem kalten Klima muss man vorzüglich mit dem Heu sehr auf seiner Hut seyn, wenn den Sommer hindurch lange Regen angehalten, und der Landmann mit der Heuernte dadurch aufgehalten worden. Viele mähen alsdann noch, wenn es schon Fröste giebt. Dieses Heu ist wieder ein sehr gefährliches Futter, weil alsdann das Wetter schon zu feucht ist, als dass das Heu in freyer Luft austrocknen könnte; es wird feucht zusammen geworfen, oder feucht in Behältnisse gebracht, wodurch ein Theil davon schimmlig wird, oder in Fäulniss geräth, überdiess kann in dem Heue, welches aus erfrornem Grase gemacht ist, keine Kraft stecken. Man kann aber auch dieses sehr leicht erkennen, theils an der dunkeln Farbe, theils an den Blättern in dem Heu, deren Rand durch den Frost schwarz wird und wie verbrannt aussiehet.

Hier müssen wir noch einige Betrachtungen über die Weide anstellen, die alle Aufmerksamkeit und Behutsamkeit erfordert, um

die Pferde, besonders auf Märschen, bey der blossen Weide, in gutem Stande zu erhalten, da, wie bekannt, die Pferde unserer leichten Kavallerie, vom 16. May bis zum 16. September, weder Hafer noch Heu bekommen. Das Gras giebt bekanntlich den Pferden Luder, aber es stärket und vermehret nicht ihre Kräfte. Die Zeit der Weide bringt sie, besonders bey einer gewissen Anstrengung, sehr leicht herunter, und man weiss, was mit einer Reiterey zu thun ist, die zu Anfange des Herbstes schon in einem solchen Zustande sich befindet. Dieses nur einiger Massen zu verhüten, ist kein anderes Mittel, als den auf der Weide befindlichen Pferden das Gras, so lange noch der Thau auf demselben ruhet, nicht zu entziehen. Dies findet besonders in den warmen Gegenden Statt, wo wir so oft Krieg geführet, auch hat es dort noch einen besondern Nutzen. Diesen meinen Satz will ich deutlicher zu beweisen suchen.

Am Tage, wo die Hitze gross ist, frisst das Pferd sehr wenig, oder fast gar nichts. Fliegen, Bremsen und Ungeziefer aller Art, stechen es und matten es ab. Die Weide des Morgens und das vom Thau

geschwängerte Gras thun hingegen eine vortrefliche Wirkung. Das Pferd geniesst diese Erquickung mit Begierde, und wird dadurch in einem solchen Zustande erhalten, dass man ihm schon den Tag über etwas zumuthen kann. Fern aber von mir sey der Gedanke, zu behaupten, dass die blosse Weide hinreichend sey, die Kavallerie, die in Kriegeszeiten viel gebraucht wird, zu unterhalten. Der Hafer allein kann dieses thun, indem er allein den Pferden die gehörigen Kräfte mittheilet. Das Gras giebt ihnen, wie gesagt, nur Luder, es macht sie leicht und viel schwitzen, welches sie abmattet, und die natürliche Folge davon ist, dass sie bey vieler Arbeit leicht herunter kommen. Ich kann aus meiner eignen Erfahrung zum Beleg dieses Satzes noch Beweise aufstellen.

Im letzten Türkenkriege führte ich eine Brigade. Es war zu Anfang des Feldzuges. Ich hatte mehr als sechshundert Werste oder sieben und achtzig teutsche Meilen bis zur Armee. Ich liess die unter meinen Befehlen stehenden Regimenter nur um acht Uhr des Morgens ausmarschieren. Die Pferde derselben,

waren bey meiner Ankunft bey der Armee, dick und fett, dahingegen vier andere Regimenter, die aus eben der Gegend kamen, und auf dem Marsche alle Morgen um zwey Uhr ausgerückt waren, nur äusserst magre Pferde mitbrachten.

Man glaubt insgemein, die Hitze greife den Soldaten an. Allein ich hatte bey meiner Brigade nicht mehr Kranke, als andere. Noch etwas, das meine Meinung mächtig unterstüzzet, ist, dass der gemeine Mann von Jugend auf gewohnt ist, des Tages Hitze und Last zu tragen, auch bey derselben seine gewöhnlichen Arbeiten zu verrichten; allein er braucht und ist an die Nachtruhe und den Schlaf gewöhnt. Diese kann er, ohne sich zu schaden, nicht entbehren.

Ob es übrigens dem Infanteristen zuträglicher ist, im Sommer bey Tage oder bey Nacht zu marschieren, gehöret nicht hieher zu meinem Plan. Ihm kann zwar, da er zu Fusse geht, die Hitze beschwerlich fallen; allein er bekommt auch, so bald er im Lager eintrift,

Zeit zum Ausruhen, dahingegen der Reiter noch für sein Pferd sorgen muss.

Bey Märschen also, die nicht gegen den Feind gehen, und wo es gleichgültig ist, bey Tage oder bey Nacht zu marschieren, rathe ich immer, den Pferden die Morgenweide, wenn der Thau noch auf dem Grase glänzt, im Sommer so lange als möglich zu gönnen.

Auch verdienet die Tränke einige Aufmerksamkeit.

Das Flusswasser ist das beste, und zwar ist das klarste und reinste das beste, und also dasjenige, welches den Pferden am gesundesten ist. Die Tränke aus stehenden Gewässern muss so viel als möglich vermieden werden, besonders wenn sich morastige Ufer daran befinden. Diese Regel ist auch bey kleinen Flüssen zu beobachten. Das Brunnenwasser ist zu hart und kalt; ist man aber gezwungen, die Pferde damit zu tränken, so muss man Rinnen genug haben, um das Wasser darin einige

Stunden zu halten, bevor man es den Pferden zum Saufen giebt, besonders muss diess im Sommer geschehen.

Vorzüglich hat man sich vor der Tränke der Pferde aus stehenden Gewässern in folgenden beyden Fällen zu hüten: 1) wenn das Wetter eine Zeitlang sehr stürmisch gewesen, wo das Wasser alsdann von dem Schlamm, der auf dem Boden eines jeden stehenden Wassers ruhet, trübe gemacht wird, welches den Pferden höchst schädlich und ungesund ist, und weit schlimmere Folgen nach sich ziehen muss, als wenn man die Pferde aus einer Pfütze tränken würde. 2) Wenn im Sommer grosse Hitze lange angehalten hat, so wird das Wasser in solchen stehenden Gewässern alsdann ganz laulich, und bekommt einen übeln Geruch; werden nun Pferde lange mit solchem Wasser getränket, so müssen unfehlbar faule Fieber, Entzündungen u. s. w. daraus entstehen. Solche und ähnliche Fälle von ungesunder Fütterung und Tränke, sind immer die Ursachen des grossen Verlustes, den so oft die Kavallerie an Pferden,

im Herbste nach einer Campagne leidet. Ganz falsch sucht man gewöhnlich die Ursache davon in den Strapazen der Pferde während der Campagne, denn diese müssen schon äusserst gross gewesen seyn, wenn eine grosse Anzahl Pferde davon stürzen soll. Was Pferde für Strapazen ertragen können, kann ich durch verschiedene Exempel anführen, besonders durch den Marsch des Obersten *Drewitsch* mit dem bellarussischen Husarenregimente von Petersburg nach Moscow, welches, wie bekannt, eine Entfernung von sieben hundert vierzig Werste ausmacht, und doch legte er diesen Marsch in acht Tagen zurück. Er verlor zwar die letzten Tage einige Pferde, aber dieser Marsch zog weiter keine Krankeiten noch Stürzen der Pferde nach sich.

Ich selbst marschirte im J. 1792 in Pohlen funfzehn Tage, in welcher Zeit ich nur einen Rasttag gemacht hatte, und meine Märsche waren nie geringer, als dreyssig bis vierzig Werste des Tages gewesen. Gegen Abend des funfzehnten Tages, an welchem ich schon mei-

nen Marsch gethan hatte, bekam ich Nachricht vom Feinde, und da ich hoffte, ihn überfallen zu können, machte ich noch mit der Kavallerie von dem Abend um eilf bis zu dem andern Morgen um eilf Uhr, einen forcirten Marsch von achtzig Wersten. Auch diese Strapazen verursachten den Pferden keine Krankheiten, noch weniger stürtzten sie, sondern sie blieben in recht gutem Stande. Bey solchen Gelegenheiten muss man den Pferden nicht mehr als gewöhnlich Heu geben lassen, dahingegen aber die Portion an Hafer verdoppeln, und wo möglich die gewöhnliche Zeit der Fütterung halten. Zur Vermeidung von Weitläuftigkeit führe ich nicht mehrere Fälle der Art an, die aber alle auch zugleich zum Beweis für die Güte und Dauer unserer Pferde bey der leichten Kavallerie dienen könnten. Doch will ich deshalb nicht gesagt haben, als wenn die Pferde in der Kavallerie nie durch Strapazen stürzen; allein dies wird nur im Herbste Statt finden, wenn es der Kavallerie in der Campagne den Sommer durch an der gehörigen Fourage gefehlet hat, und die Pferde dadurch mager und

matt in den Herbst treten; ein Pferd widersteht alsdann nicht der rauhen Witterung, und die geringste Anstrengung verursacht ihm den Tod.

Das Pferd nicht saufen zu lassen, so lange es noch erhitzt ist, ist wohl niemanden unbekannt, der mit Pferden umgegangen ist.

Bey dem ersten Unterricht, den man dem Rekruten im Reinigen der Pferde giebt, muss der Officier gegenwärtig seyn; denn so einfach es auch zu seyn scheinet, so sind doch gewisse Regeln dabey zu beobachten nöthig, die ihm richtig gezeigt werden müssen, damit er sich gleich Anfangs an die dabey erforderlichen Handgriffe gewöhne. Z. B. die ganze Hinterhand der linken Seite des Pferdes, wo man gewöhnlich anfangen lässt, muss er mit der rechten Hand striegeln, die Vorderhand aber bis an den Kopf, mit der linken. Die Hinterhand der rechten Seite des Pferdes, wiederum mit der linken Hand, und die Vorderhand bis an den Kopf mit der rechten Hand. Auf eine andere Art, da er beständig gegen das Haar striegeln müsste, würde es ihm nicht so bequem

seyn. Ich weiss es wohl, dass viele behaupten, der Reiter solle die ganze rechte Seite des Pferdes, mit der rechten Hand, und die ganze linke Seite, mit der linken Hand striegeln, es ist ihm aber wirklich nicht so bequem.

Der Kopf muss nur mit der Kartätsche überbürstet werden, in der Gegend der Augen muss er aber behutsam verfahren, worauf er denselben noch mit einem Lappen abwischet. Es ist nicht übel, wenn man das ganze Pferd nach dem Striegeln noch mit einem Tuch abwischen lässt, welches aber von oben herunter, und folglich mit den Haaren, geschehen muss.

Wenn das Pferd beständig in reinlichem Stande gehalten wird, so hat auch dieses Einfluss auf den Charakter des Pferdes; man wird finden, dass die Pferde nach dem Reinigen, immer viel munterer sind, als vor dem Reinigen. Ueber die Nothwendigkeit der Pflege der Pferde in der Kavallerie, sollten die Herren, die so oft viele Unterofficiere und Soldaten, aus den Kavallerieregimentern, zu Fusse commandiren,

sich eine kleine Notiz machen. Die Pferde dieser Leute bleiben zurück, und bekommen gewiss nicht die Pflege, die ihnen der Eigenthümer geben würde. Der Reiter entwöhnt sich des Reitens und der Behandlung des Pferdes, und durch solches vieles Commandiren bekommen auch oft die alsdann gegenwärtigen Soldaten, in den Escadrons übertriebene Arbeit.

DAS FÜNFTE KAPITEL

Von der Ausarbeitung des Pferdes.

Fünftes Kapitel

Von der Ausarbeitung des Pferdes.

Es ist wohl keinem Zweifel ausgesetzt, dass nicht allein ein ganz rohes, sondern auch ein schon gerittnes Pferd, welches nicht ausgearbeitet und folglich in seinem rohen Zustande geblieben ist, in keiner geschlossnen Fronte, auch selbst nicht bey der leichten Kavallerie (die nicht nur dem Namen nach, sondern wirklich geschlossen agiren soll) tauglich ist. Der Gedanke oder die Meinung, dass ein Pferd in der leichten Kavallerie, gar keiner Ausarbeitung, gar keines Zureitens bedürfe, zeigt bey demjenigen, der dieses äussern wird, eine so grobe Unwissenheit an, dass er erröthen müsste, wenn er das Falsche eines so thörichten Urtheils einsehen könnte.

Man kann dergleichen Aeusserungen auch

nur von solchen Leuten erwarten, die da reiten ohne etwas von der Reitkunst zu verstehen, und die sich doch gern das Ansehen geben wollen, über die Kavallerie zu urtheilen, ohne die geringste Kenntniss davon, so wie vom Reiten überhaupt zu haben. Zu bedauern, recht sehr zu bedauern ist es, dass so viele Leute in diese nur zu grosse Klasse gehören, unter deren Befehl und Anführung die Kavallerie nur zu oft theilweise zu stehen das Unglück hat. Ein falsches Urtheil macht seinem Urheber in keiner Hinsicht Ehre; es fällt aber ganz ins Lächerliche, und wird sogar gefährlich, wenn es aus dem Munde eines Befehlshabers kommt, von dem man bessere Kenntnisse und bessere Begriffe erwarten kann und erwarten muss. Nur dem angehenden Militaire ist es noch in etwas zu verzeihen; obgleich auch dieser vernünftiger thäte, sein Urtheil zurück zu halten, bis Dienst und Erfahrung ihn berechtigen, seine Meinung mit sichern Gründen zu unterstützen.

Obiger Betrachtung ohnerachtet und wider die Meinung derer Herren, die da behaupten, dass bey der leichten Reiterey, weder

das Pferd zugeritten, noch der Reiter einen Begriff vom Reiten nöthig habe, werde ich doch meine auf eigne Erfahrung gegründete Meinung nicht fahren lassen, sondern dasjenige von dieser Wissenschaft anführen, welches ich, auch selbst für den Dienst der leichten Reiterey, durchaus nothwendig halte. Fern sey es von mir, aus einem leichten Reiter einen Bereiter machen zu wollen; nur aus unumgänglichen Nothwendigkeiten bestehen meine Forderungen für den gemeinen Reiter und jeder Einsichtsvolle wird mir darin gewiss beypflichten. Das Urtheil des in dieser Materie Unwissenden ist mir übrigens ungeachtet des Respectes, den ich ihm vielleicht zu leisten schuldig bin, ziemlich gleichgültig.

Zuerst ist nun nothwendig, dass wir uns einen richtigen und deutlichen Begriff von einem rohen Pferde machen; denn wer den Unterschied dieses und eines ausgearbeiteten nicht kennet, der kann auch die Nothwendigkeit, ein Pferd ausarbeiten zu müssen, nicht einsehen.

Ein rohes Pferd liegt mehr auf dem Vorder- als Hintertheil; diese allgemeine Regel findet insbesondere bey den Pferden Statt, die

da Winter und Sommer, bis auf den Augenblick, da sie verkauft werden, auf die Weide gehen, und folglich wegen der Auffassung des Futters beständig den Kopf herunter hängen lassen. Das Vordertheil eines solchen rohen Pferdes, trägt also die grösste Last des Leibes. Dabey sind einem solchen Pferde die Gelenke unbiegsam, es hat nicht die gehörigen Kräfte im Hintertheile, das heisst, im Kreuze, in den Hangschen, in den Knien der Hinterbeine, und in den Fesseln. Ein solches Pferd, das in allen diesen Theilen nicht gelenkig ist, noch die gehörigen Kräfte in selbigen hat, und dabey den Kopf und Hals herunter zieht, und folglich auf die Schultern liegt, kann nicht geschwind gewandt noch im Galopp auf der Stelle angehalten werden; dabey ist ein solches Pferd wild, scheu, auch gemeiniglich boshaft und widerspenstig.

Mich deucht, dass nach dieser Beschreibung eines rohen Pferdes, auch derjenige, der kein Reiter ist, einsehen kann und muss, dass ein solches Pferd, bevor man ihm diese Fehler nicht benommen, in jeder geschlossenen Fronte, sie mag auch seyn, welche sie will, ganz untaug-

lich ist, da es in selbiger überdiess noch eine ansehnliche Last tragen muss, die mehr das Vorder- als Hintertheil belästiget.

Von selbst legt ein Pferd nie seine rohe Gestalt ab. Wer an dieser Wahrheit zweifelt, der betrachte nur unsre irregulairen leichten Truppen zu Pferde: denn da diese von der Ausarbeitung der Pferde nichts wissen, so behalten letztere ihre rohe Gestalt für besändig. Man wird finden, dass diese Pferde, ohnerachtet der rüden Faust ihrer Reiter, beständig Hals und Kopf herunter drängen, und ganz auf dem Vodertheil liegen.

Bey irregulairen Truppen, die nicht geschlossen in Reihe und Glied agiren, kommt es nun freilich nicht so genau darauf an; denn erstlich trägt ein solches Pferd keine sonderliche Last, indem es nichts auf sich hat als eine Trense, einen leichten Sattel, den Reiter mit seiner Pike, der ein Paar Pistolen im Gürtel trägt, einen Carabiner und etwas Proviant, und zweytens ist es kein grosses Unglück, wenn einem solchen Reiter sein Pferd im Galopp nicht pariren will, und es prellet noch fünf oder zehen Schritte vor. Das Entgegen-

gesetzte aber von allem diesem, bey einem Reiter in einer geschlossenen Fronte, bedarf, meiner Meinung nach, wohl keiner Erläuterung.

Ein Pferd von der leichten Kavallerie braucht nicht manegemässig zugeritten zu werden, aber das, was man campagnemässig nennt, ist ihm unumgänglich nothwendig. Darunter verstehe ich, dass ein Pferd dahin gebracht werde, die natürlichen Tritte mit Leichtigkeit, willig und ohne vielen Zwang zu verrichten. Die natürlichen Tritte sind, wie bekannt, der Schritt, der Trab und der Galopp. So natürlich diese Tritte einem jeden Pferde, so zu sagen, von seiner Geburt an sind, so wird man doch keines finden, so fromm es auch seyn mag, das diese Tritte von Natur so abgemessen und so gewandt machen kann, als es durchaus zu den Bewegungen einer Fronte nöthig ist.

Um dahin zu gelangen, muss ein Pferd ausgetrabt seyn, wodurch es gelenkiger und folglich in Stand gesetzt wird, mit Geschwindigkeit dasjenige auszuführen, was der Reiter von ihm fordert. Zweytens muss es Faust und Schenkel kennen, damit dasselbe auch

ohne eine rüde Behandlung, bey den Bewegungen sogleich gehorche. Drittens muss es auf die Hangschen gesetzt seyn, damit es im Hintertheile die gehörigen Kräfte und die gehörige Geschmeidigkeit bekomme, die es nöthig hat, um so wohl in der Carriere auf der Stelle angehalten zu werden, als auch bey den Wendungen das Vordertheil erleichtern zu können: und viertens muss ihm die Wildheit, Scheuigkeit, Bosheit und Widerspenstigkeit abgewöhnt, und es hingegen fromm, dreist und folgsam gemacht werden. Wenn die Remonte des Frühjahrs bey den Regimentern ankommt, so sind diese Pferde gewöhnlich vier Jahr alt, und da die meisten davon eben aus der Weide genommen sind, die sie nie weder Winter noch Sommer verlassen haben, so haben sie auch alle Untugenden an sich, die ich vorhin bey einem rohen Pferde beschrieben. Daher wird es leicht zu begreifen seyn, dass solche Pferde eine ganz andere und viel behutsamere Behandlung erfordern, als solche, die von Jugend auf unter Wärter Händen gewesen und den Winter durch im Stalle von Menschen gepfleget worden sind.

Diese Pferde werden sodann gleich in die Escadrons vertheilet; in diesen sind keine Bereiter, keine Unterofficiere, die einen gründlichen Begriff von der Ausarbeitung eines Pferdes haben. Wehe diesen jungen Thieren, wenn es dem Officier ebenfalls an diesen gründlichen Begriffen und Kenntnissen fehlet. Ein grosser Theil dieser Pferde muss alsdann ohnfehlbar durch diese Unwissenheit, aus welcher eine unregelmässige Behandlung entspringet, ruiniret werden, und welche traurige Folgen hat dieses alsdann nicht für den reellen Dienst einer Kavallerie? — Doch wir wollen weiter gehen, und uns jetzt zu den Mitteln wenden, die im Stande sind, aus einem rohen Pferde, ein ausgearbeitetes und zur Fronte taugliches Pferd zu machen.

Zur Erreichung dieses Zweckes muss die erste Behandlung dahin gerichtet seyn, das Pferd zahm und gehorsam zu machen. So lange es noch Furcht vor Menschen hat, wird man es nie dahin bringen. Nur eine gute, eine gelinde Behandlung kann ihm diese Furcht benehmen, da hingegen eine rüde seine Furcht, seine Scheuigkeit und Bosheit nur vermehret;

und diese erste Behandlung hat gewiss für die ganze Lebenszeit eines Pferdes, gute oder böse Folgen. Bey unsern leichten Kavallerieregimentern, hat man doppelte Ursachen, eine sanfte und gute Behandlung mit den jungen Pferden zu beobachten; 1) weil die meisten Pferde, die wir bekommen, so scheu und furchtsam vor Menschen sind, dass es schwer zu beschreiben ist, und 2) weil diese Pferde, wenn sie vier Jahr alt sind, bey weitem noch nicht ausgewachsen oder formiret sind. (Man erinnere sich hiebey, was ich in dem zweyten Kapitel von den Raçen der Pferde gesagt, die Winter und Sommer die Weide nicht verlassen.) Die erste Zeit muss also bloss dazu angewendet werden, dem Pferde seine Furcht vor Menschen zu benehmen, welches der Soldat, der es pfleget, am besten durch gute Worte, Streicheln, etwas Hafer ausser der Zeit in der Hand gereichet, und viele Geduld beym Reinigen, bewerkstelligen kann. Besonders aber muss der Officier ein wachsames und scharfes Auge darauf haben, dass der Soldat, dem ein solches junges Pferd anvertraut ist, und der wirklich weder die gehörigen Einsichten von seiner

Behandlung hat, noch die bösen Folgen derselben kennet, es durchaus nicht rüde tractiren dürfe.

Das erste Mittel, das man anwenden muss, ein Pferd auszuarbeiten, ist die Korde. Man hat nicht allein kein besseres, sondern es ist wirklich das einzige und sicherste, womit man den Anfang macht. Man muss sich aber wohl hüten, die Führung der Korde einem jeden anzuvertrauen; es gehöret ein besonderer Griff dazu, den nicht ein jeder besitzet; man muss deshalb einige Unter-Officiere oder Soldaten, die schon lange gedient und die man am geschicktesten findet, dazu aussuchen.

Damit man verhüte, dass einem jungen Pferde, bey dem die Consistenz des Nasenbeines noch nicht die gehörige Stärke hat, beschädiget werde, so muss man den Kappzaum mit Tuch benähen lassen. Dabey muss man Sorge tragen, dass der Kappzaum nicht zu niedrig liege, damit er ihm durch das Klemmen auf der Nase, nicht das Athemholen erschwere, wodurch des Pferdes natürliche Unruhe noch mehr vermehret würde. Ferner muss der Riemen unter dem Kappzaum etwas fest geschnallt

seyn, damit sich selbiger nicht hin und her bewegen könne.

Dieser erste Unterricht eines jungen Pferdes, muss ohne Sattel und ohne Reiter geschehen. Derjenige, der solche Pferde, von welchen hier grössten Theils die Rede ist, unter Händen gehabt hat, der weiss es auch, wie schwer es ist, das erste Mal den Sattel auf selbige zu bringen, und mit wie vieler Gefahr es oft verknüpft ist, den Reiter auf sie zu setzen. So wild und so böse nun auch ein Pferd immer seyn mag, so sicher wird es gebändiget, wenn man nur die Geduld hat, gelinde mit ihm zu verfahren.

Die ersten Tage muss man ein Pferd nicht lange an der Korde laufen lassen, und dabey oft changiren. Der Kopf muss durch die Korde in die Volte, die Kruppe aber mehr auswärts gebracht werden, welches letztere derjenige, der hinter dem Pferde gehet, mit der Peitsche, die er ihm nur zeiget, bewirket.

Man muss sich gleich bemühen, es allmählich in einen egalen Trab zu bringen, und sobald es anfängt zu galoppiren, die Korde gelinde und kurz ziehen, damit es durch den gelinden

Stoss, den es mit dem Kappzaum bekommt, wiederum in den Trab gebracht werde. Nächstdem muss man durch Aufmunterungen, z. B. durch Schlagen der Zunge oder Klatschen der Peitsche, es in einen gestreckten Trab zu bringen suchen. Durch diesen gestreckten Trab, wird ein junges Pferd gelenkiger und schmeidiger; man kann daher mit Recht dieses Traben an der Korde, als die Grundlage zur Ausarbeitung eines jungen Pferdes, ansehen; so bald man aber gewahr wird, dass es ermüdet, so muss man gleich damit einhalten.

Jene Ermunterungen müssen auch selten, und nie ohne Noth geschehen; denn sonst werden diejenigen Pferde, die kein Feuer haben, sich nur allmählich daran gewöhnen, und sie werden alsdann von keiner Wirkung mehr bey ihnen seyn. Diejenigen aber, denen es nicht an Feuer fehlet, werden sich oft in Galopp setzen, und man wird wiederum die Korde zucken müssen, um sie aufs neue in Trab zu bringen, welches man jedoch, so viel als möglich, verhüten muss. Dabey sucht man durch Bewegung der Korde

dem Pferde den Kopf sowohl in die Höhe zu bringen, als es auch zu zwingen, denselben in die Volte zu halten. Man lässt das Pferd oft von der Hand changiren, damit es nicht schwindlich werde, und hiebey zieht man es durch die Korde an sich, um es zu streicheln, oder auch ihm aus der Hand etwas Hafer zu geben. Nächstdem muss man das Pferd dahin zu bringen suchen, dass es selbst changire, wobey derjenige, der die Korde hält, zurück tritt, um dem Pferde in den Weg zu kommen. Der aber, der die Peitsche führt, tritt etwas aus dem Zirkel, um dem Pferde die Kruppe zu gewinnen, wobey dieser die Peitsche in die Höhe hält.

Zu diesem Trabe muss man einen ebenen und sandigen Platz wählen, damit das Pferd gezwungen sey, die Beine mehr in die Höhe zu heben, doch darf der Sand nicht zu tief seyn, sonst ermüdet das Pferd leicht, welches ihm nur nachtheilig seyn würde. Durch dieses Traben an der Korde also bringt man einem jungen Pferde den Kopf in die Höhe, wodurch das Vordertheil mehr erleichtert, und die Last des Körpers schon etwas mehr auf

das Hintertheil gebracht wird. Das Pferd bekommt mehr Hebung, es wird gelenkiger und folglich biegsamer, es wird frommer und gewöhnt sich daran, von Menschen behandelt zu werden. Im entgegengesetzten Falle aber, wenn man ein rohes Pferd gleich reitet und zum Dienste brauchet, ist es sehr begreiflich, dass es unbehülflich, unbiegsam und ungewandt bleibt; es bleibt zu sehr auf dem Vordertheil, und da dieses alsdann durch die ganze Last des Körpers, und auch durch diejenige, die das Pferd auf sich hat, ohne die geringste Erleichterung beschweret wird, so muss ein solches Pferd bald auf den Vorderbeinen steif werden. Die Beschaffenheit eines Pferdes zeigt es uns schon selbst an, dass man es mehr auf das Hintertheil bringen muss, da ihm die Natur die meisten Kräfte in diesem Theile gegeben. Eben so begreiflich ist es auch, dass ihm die Stange, auf welcher es alsdann beständig liegt, das Maul verderben und es hartmäulig machen muss.

Wie sehr die Korde ein Pferd fromm und zahm macht, will ich hier durch ein Exempel beweisen. In einem Regimente, in welchem

ich kurz nach seiner Errichtung als Oberst-Lieutenant placiret wurde, fand ich verschiedene kalmuckische Pferde, die sich durchaus weder satteln, zäumen noch reiten lassen wollten, und folglich gar nicht gebraucht werden konnten. Nachdem ich den Obersten gebeten, diese Pferde aus den Escadronen nach dem Stabsquartiere kommen zu lassen, so fanden sich deren achtzehn an der Zahl ein. Ich erkundigte mich, welcher Mittel man sich bedienet, die Untugenden dieser Pferde abzuschaffen, und befahl denn, sie auf die Art zu satteln und zu zäumen, wie man bisher gewohnt gewesen. Mit Erstaunen sahe ich abermals die Beybehaltung einiger kalmuckischen Gebräuche. Einige dieser geplagten Thiere wurden niedergeworfen, um ihnen Zaum und Gebiss anzulegen; einigen wurde an der Barriere die Gurgel so fest angebunden, dass ihnen die Augen schwollen, und überdiess noch ein dicker Prügel über den Kopf gehalten; andere hingegen wurden mit einer Tracht derber Schläge regaliret, welches alles diesen armen Thieren eine übermässige Furcht vor ihren Tyrannen einprägte.

Diese Behandlungen, welche wider die gesunde Vernunft streiten, machen ein Pferd widerspenstig aber nicht zahm.

Ich verbot von diesem Augenblick an alles Prügeln und alle andere übeln Behandlungen. Im Stalle liess ich einem jeden Pferde durch den Soldaten, der es fütterte, den Kappzaum allmählich auflegen, wobey es viel gestreichelt wurde, und sodann auch die Korde anschnallen und es aus dem Stalle führen. In dem Augenblicke, da sie losgelassen wurden, machten sie entsetzliche Sprünge; inzwischen wurden sie immer ruhiger, und am Ende brachte ich sie auch zum Traben. Den andern Tag ging es schon etwas besser, und in wenig Tagen sahe ich die erwünschtesten Folgen. Einige Pferde liessen sich, nachdem sie eine Viertelstunde getrabt hatten, auf der Stelle recht gut satteln und zäumen, und wieder nach einigen Tagen sogar aufsitzen.

Nach Verlauf von drey Wochen, wurden von obgedachten achtzehn Pferden, sechzehn den Escadronen wieder zugeschickt, die alle so fromm, wie die Schafe, geworden waren. Dieser mir selbst begegnete Vorfall zeigt

klärlich, wie viele gute Pferde, besonders unter den bösen und wilden (von welchen die leichten Truppen viele erstehen), durch dieses geringe Mittel könnten gerettet werden, die jetzt durch eine üble der Vernunft und Erfahrung entgegengesetzte Methode, auf immer zum Dienste untauglich gemacht werden.

Durch die vorhin vorgeschlagene gelinde Behandlung, will ich aber keinesweges gesagt haben, dass ein junges Pferd nie müsse gestraft werden. Es giebt Fälle, die mir auch selbst mit kalmuckischen Pferden begegnet sind, bey denen man durchaus die Peitsche brauchen muss. Einige liefen gerade auf den Menschen zu, der die Korde führte, um ihn zu schlagen oder zu beissen; andere wiederum warfen sich nieder. Für solche Bosheiten muss ein junges Pferd derb gezüchtiget werden. Sobald es aber wieder willig in die Volte läuft, muss man gleich mit der Strafe einhalten, damit es auch wisse, wofür es gestrafet worden.

Wenn ein Pferd geritten wird, so kann man auch schon schärfer mit ihm verfahren, damit keine übeln Gewohnheiten bey ihm einwurzeln. Um dieses zu verhüten, muss man

es zur rechten Zeit, und zwar scharf, strafen. Doch muss man Rücksicht nehmen, ob ein Pferd aus Bosheit oder aus Furchtsamkeit fehlet, und in diesem letzteren Falle wird man wiederum mehr mit guten Worten oder Streicheln, als mit Strafen ausrichten. Hat das Pferd seine erste Wildheit abgelegt, und lässt es sich an der Korde anfassen und streicheln, so lasse man es mit dem Sattel, aber noch ohne Reiter, einige Zeit an der Korde traben, damit es allmählich zu der Last präpariret werde, die es hernach tragen soll.

Die ersten Tage lasse man es auf dem Platz satteln, wo es traben soll, nachdem man es eine gute Viertelstunde hat traben lassen. So ist es mir gelungen, die wildesten Pferde, nach sechs oder acht Tagen, ohne viele Mühe zu satteln. Nachdem ein solches junges Pferd alsdann wiederum eine Zeit lang mit dem Sattel an der Korde getrabt hat, so fange man an, demselben jedes Mal, da man es von der Hand changiren lässt, mit der Hand bey wenigem immer stärker auf den Sattel zu schlagen, um es allmählich an das Geräusch zu gewöhnen, welches das Aufsitzen des Reiters verursacht.

Wenn es nun auch hiebey still stehet, so lasse man einen Reiter, ehe man das Pferd wegführet, einige Tage zu verschiedenen Malen bloss auf- und absitzen, wobey derjenige, der sich aufsetzt, dasselbe viel streicheln muss.

Wenn man nun zum Reiten will aufsitzen lassen, welches jedoch nicht eher geschehen darf, als bis es völlig, nach den vorhin angeführten Proceduren, willig und gehorsam ist; so geschiehet es auf die nähmliche Art, wie man zum ersten Mal den Sattel darauf gebracht. Man lässt es zuvor eine Viertelstunde an der Korde laufen, und alsdann ziehet man es an sich, um den Reiter darauf zu setzen.

Es muss dabey auf allen vier Beinen egal stehen, und man muss sich alle Mühe geben, dasselbe gleich beym Anfange dazu zu gewöhnen, dass es beym Aufsitzen still stehe. Ein Pferd gewöhnt sich nur zu leicht an, dabey zu trippeln oder zurück zu treten, welches in einer Fronte beym Aufsitzen einen bösen Effect macht. So bald das Pferd also zu trippeln anfängt, und der Mann sitzt noch nicht darauf, so leide man nicht, dass er sich geschwind herauf schwinge, man würde es dadurch nur noch

schüchterner machen, und es würde das nächste Mal noch weniger ruhig stehen. Man lasse den Mann lieber den Fuss wieder aus dem Steigbügel heraus nehmen, um das Pferd durch gute Worte und Streicheln, zum Stillstehen zu bringen. Lasse man sich ja diese Zeit und diese Mühe nicht verdriessen; man beugt wirklich dadurch vielem Ungemach vor, weil sich dieser Fehler bey einem Pferde nur immer mehr einwurzelt.

Zu dem ersten Reiten der jungen Pferde, muss man die besten Reiter in den Escadronen aussuchen, die schon eine Zeit lang gedient haben, und dreist, aber nicht rüde, reiten.

Einen Rekruten oder zaghaften Reiter auf ein junges wildes Pferd zu setzen, würde sowohl für den Gaul, als auch für den Reiter nachtheilig seyn. Die Zaghaftigkeit eines Reiters auf einem solchen Pferde ist schädlich, indem der Reiter alsdann das Herz nicht hat, sein Pferd zu rechter Zeit zu strafen. Dieses wird die Schwäche seines Reiters bald gewahr werden, und alsdann kann man sicher seyn, dass alle böse Gewohnheiten, die ihm

eigen sind, sich dermassen bey ihm einwurzeln werden, dass es in der Folge schwer halten wird, sie wieder auszurotten. Ein rüdes Reiten hat wiederum so böse, so nachtheilige Folgen, dass ein Pferd in ganz kurzer Zeit gänzlich verdorben und ruiniret werden kann. Eine rüde Faust z. B. macht ein Pferd hartmäulig. Der Gaumen und die Kinnladen, werden an den Stellen, auf welchen die Stange ruhet, so todt, dass sie alle Empfindung verlieren, und da alsdann die Stange ohne Wirkung ist, so muss der Reiter alle seine Kräfte anstrengen, um es zu wenden; und doch sind bey der Carriere alsdann oft auch diese Kräfte nicht hinreichend, es anzuhalten. Bey dieser Unempfindlichkeit im Maule gewöhnt sich ein Pferd auch sehr leicht das Durchgehn an. Mehr als ein Mal habe ich es im Krieg gesehen, dass Leute, nachdem sie durch hartmäulige Pferde zwischen den Feind gebracht wurden, durch selbige ihr Leben verloren.

Diejenigen, die nun eine gerichtete Fronte lieben, wissen es auch, was für Inconvenienzien hartmäulige Pferde darin hervorbringen.

Rüde reiten, heisst auch, wenn man ein

Pferd auf einmal zu sehr zusammen nimmt. Dieses hat bey einem jungen Pferde äusserst schlimme Folgen, besonders, wenn es nicht älter als vier Jahre ist. Dadurch hindert man es, dass ein Pferd zu der wahren Gestalt gelange, die es bekommen würde, wenn man ihm die Zeit liesse, sich erst völlig zu formiren. Es wird dadurch in seinem Wachsthum aufgehalten, und gelangt nicht zu seinen völligen Kräften, weil es in den Gliedern geschwächt worden.

Alle diese bösen Folgen sind sehr natürlich, wenn man bedenkt, dass bey einem Pferde, welches nur vier Jahr alt ist, die Verbindungen der Knochen, ingleichen die Wirbel zwischen verschiedenen grossen Knochen, noch nicht die gehörige Festigkeit haben, und dass es bey einem solchen Pferde dieselbe Bewandniss mit den Muskeln und Nerven habe. Die Knochen haben im Ganzen bey einem Pferde, welches noch wächst, bey weitem nicht die gehörige Stärke und Consistenz, da sie sich durch den Wuchs noch auseinander dehnen. Sogar die Farbe der Knochen ist bey einem ausgewachsenen und nicht ausge-

wachsenen Pferde unterschieden. Aus diesem allem erhellet denn auch, dass sogar die Last eines schweren Reiters einem jungen Pferde, welches noch im Wachsthum stehet, schon nachtheilig seyn muss; und hieraus schliesse man auf die Folgen, wenn der Reiter mit allem Gepäcke darauf sitzt, und das Pferd in der Fronte alle Bewegungen mitmachen muss.

Aber auch noch weiter muss der Officier seine Vorsicht bey der Ausarbeitung und beym Zureiten der jungen Pferde ausdehnen. Er muss gleich den Anfang damit machen, das Temperament eines jungen Pferdes auszuforschen. — Mit denen, die furchtsam sind, muss er gelinder, und mit denen wiederum, die boshaft und halsstarrig sind, etwas schärfer verfahren. Eben diesen Unterschied muss er zwischen den Pferden machen, die ein hitziges und feuriges Temperament haben, und zwischen denen, die ein phlegmatisches besitzen. Er muss ferner bey dem ersten Reiten der jungen Pferde zu bemerken suchen, welche mehr oder weniger empfindlich im Maule sind, damit er verhüten könne, dass erstere nicht gleich in rüde Hände gerathen. Man kann es

auch einiger Massen an den Laden (der Raum zwischen den Unterhaken und den Backenzähnen) gewahr werden, welches der Ort ist, der die Stange trägt. Die, welche mehr fleischig sind, haben weniger Empfindung, dahingegen bey denen, die mehrere besitzen, dieser Ort trockener und minder fleischig seyn wird. Doch ist diese Untersuchung nicht für einen Jeden. Der Officier wird also am besten thun, wenn dem Pferde die Stange aufgelegt wird, es zu beobachten, und mit denen nun, die die empfindlichsten sind, muss er besonders behutsam umgehen, auch muss er für diese, wenn verschiedene Kaliber von Stangen in den Escadronen sind, die leichtesten aussuchen. Wie nöthig wäre es nicht, dass der Officier, damit er alles vorhin Berührte recht einsehe, einen Begriff sowohl von dem innerlichen als äusserlichen Bau der Pferde hätte. Diejenigen, denen zum Selbst-Unterricht eine Ecole Veterinaire fehlet, können durch Lesung des schönen Werkes des Herrn *La Fosse*, Cours d'Hippiatrique betitelt, sich bestmöglich und gründlich helfen.

Die Ursachen, die ich oben über die noch

nicht erlangten Kräfte eines vierjährigen Pferdes angeführt, scheinen mir so gegründet, dass ich glaube, man müsste kein Pferd in der Kavallerie zum Dienste gebrauchen, bevor es seine vollen fünf Jahr erreicht habe. Die Bewegungen in der Fronte sind zu rüde, als dass ein Pferd, welches noch nicht seine volle Kraft erlangt hat, unverdorben davon kommen kann. Ich habe mich etwas lange bey diesem Artikel aufgehalten, um dem Leser die Nothwendigkeit deutlich zu zeigen, mit einem jungen Pferde behutsam umzugehen, und diejenigen zu ermahnen, die der Fall treffen könnte, diese Behutsamkeit zu verdoppeln, wenn sie etwa gezwungen sind, vierjährige Pferde gleich in der Fronte zu brauchen.

In Kriegszeiten kann sich leicht der Fall ereignen, dass ein Regiment das Unglück hat, in einer Campagne viele Pferde zu verlieren, und dass die Remonte erst im Frühling ankommt, wenn das Regiment schon auf dem Marsche ist. Zeit und Gelegenheit legen alsdann oft unüberwindliche Hindernisse in den Weg, um die Korde gebrauchen und regelmässig mit den jungen Pferden verfahren zu können.

Man sehe diesen Fall aber immer als ein Unglück an, und rechne im voraus darauf, dass die Hälfte dieser zu jungen Pferde verloren geht, sobald das Regiment einigen Strapazen ausgesetzt wird. Da in solchen Fällen die Erfahrung der beste Lehrmeister ist, so kann ich nicht umhin, abermals ein Exempel anzuführen, welches mir selbst, als Obersten eines leichten Reiterregimentes begegnet ist, und aus welchem man hinlänglich die Schädlichkeit und die übeln Folgen des zu frühen Gebrauchs der jungen Pferde in der Kavallerie einsehen wird.

In dem oczakowschen Feldzuge von 1788, verlor ich gegen vier hundert Pferde, und das Frühjahr darauf, da ich schon auf dem Marsche war, erhielt ich über zwey hundert lauter kalmuckische Pferde, die alle nur vierjährig waren. Wer diese Raçe nicht kennet, kann sich auch keinen Begriff von ihrer Wildheit machen. Das geringste Geräusch jagt eine ganze Heerde auseinander.

Leider erheischte es die Nothwendigkeit, den grössten Theil derselben in die Fronte zu nehmen.

Meine Behandlung war folgende:

Ich liess jeden Tag einige aus dieser Heerde fangen. Dieses geschiehet mit einem Stricke, an dessen Ende eine Schlinge gemacht ist, diese wird dem Pferde, welches man greifen will, um den Hals geworfen. Der Kalmuck ist in diesem Werfen ausserordentlich geschickt. Zu Pferde in der grössten Carrière wirft er, welchem Pferde er will, auf eine ziemliche Weite, diese Schlinge um den Hals, wobey er selten einmal fehlen wird. Das andere Ende aber bindet er sich selbst in dem nähmlichen Augenblikke um das dicke Bein und so jagt er hinter dem Pferde her, bis er ihm allmählich vermöge der Schlinge, den Hals würgt, worauf das Pferd, welches alsdann fast ohne Gefühl ist, stehen bleibt. Einige Leute laufen sodann zu, und ergreifen es bey den Ohren und dem Schweife, und werfen es sodann ohne viele Mühe nieder. So rüde dieses Verfahren ist, so ist es doch das einzige Mittel, ein solches wildes Thier zu fangen. Wenn das Pferd nun nieder geworfen war, so wurden ihm drey Beine geschnallt, nähmlich die beyden Vorderbeine und der eine Hinterfuss. Dies, von

den Kalmucken Dreybein genannte, Instrument ist von starkem Leder gemacht, und kann keinem Pferde schaden, setzt auch die Leute, die es umgeben, nicht der geringsten Gefahr aus, da die Pferde mit diesem Instrumente nicht schlagen können. Auf der Erde wurde dem Pferde die Trense aufgelegt. Hierauf erst wurde ihm erlaubt aufzustehen, doch liess man ihm zu mehrerer Sicherheit, den Strick mit der Schlinge noch um den Hals; auch wurde es noch bey den Ohren gehalten. Sodann wurde es gesattelt, und nach diesem gleich ein dreister Reiter darauf gesetzt. Dieses alles geschah auf dem Felde zwischen den übrigen Pferden. Sobald ihnen die geschnallten Beine gelöset wurden, machten sie gleich bey den ersten Schritten gewaltige Sprünge, da sie aber merkten, dass man sie nicht von den übrigen Pferden entfernte, folgten sie bald ruhig der ganzen Heerde. So lange es der Reiter nur aushalten konnte, musste er darauf sitzen bleiben, und wenn er abstieg, durfte doch der Sattel und die Trense nicht abgenommen werden, man würde sonst die ganze Procedur von neuem haben wieder anfangen müssen. Den

andern Tag liessen sich einige von diesen Pferden schon von der Heerde abreiten, welches mit Hülfe einiger Reiter auf schon gerittenen Pferden geschahe. Diese wurden alsdann den dritten Tag ins Regiment genommen, doch aber noch einige Zeit auf der Trense geritten. Die Stange aber sogleich, oder kurze Zeit nach dem Anfang ihrer Zähmung, ihnen anzulegen, rathe ich niemanden, indem sie sich nur allmählich, und sehr schwer zu derselben gewöhnen. Statt dieser schon gezähmten Pferde nun, wurden wieder einige andere aufgefangen, und dieses täglich fortgesetzt.

Ich muss aber auch hier gestehen, dass die tausend und mehrere Werste, die diese Pferde getrieben waren, mir meine Mühe in etwas erleichtert haben.

Des Nachts wurde ein solches Pferd, mit einem alten Pferde zusammen gebunden, und auf die Weide gelassen. Inzwischen verloren sie doch nicht ihre Mucken; sie blieben immer wild, und ich büsste in der folgenden Campagne, mehr als die Hälfte dieser Pferde ein, ohngeachtet ich alle mögliche Sorge für sie getragen

hatte; und die, die übrig blieben, waren in ihrem Wachsthum aufgehalten, und in den Gliedern geschwächt worden.

Ich behaupte also mit der Gewissheit, die mir die Erfahrung mitgetheilet, dass es kein besseres Mittel giebt, wilde Pferde zu zähmen, als die Korde, wenn die Remonte nicht zu stark ist, und Zeit und Gelegenheit es gestatten, dieses Mittel zu gebrauchen.

Jetzt wenden wir uns wieder zu dem Pferde, auf welches wir zum ersten Male den Reiter gebracht haben.

Um zu verhüten, dass das Pferd viele Sprünge mache, wenn es zum ersten Mal mit einer so ungewöhnlichen Last zu gehen anfängt, so lasse man demselben seinen Willen, wenn man es geneigt fände, anfänglich mit dem Reiter einige Mal die Volte im Schritte zu gehen; alsdann muntere man es bloss durch Klatschen mit der Zunge auf, dass es sich allmählich in Trab setze. Die Zügel des Kappzaumes bleiben, wie vorhin, angebunden und der Reiter nimmt bloss die Trensenzügel in beyde Hände, die er nach Proportion, wie das Pferd aufgesetzt

ist, hoch hält, um dem Pferde den Kopf in die Höhe zu bringen.

Die Korde muss alsdann nur bloss dazu dienen, dass das Pferd nicht aus der Volte setzen könne. Man muss deshalb keine unnöthigen Bewegungen damit machen, und so lange das Pferd willig gehet, muss selbige völlig schlaff seyn, damit das Pferd schon gewahr werde, dass es bloss von dem Willen des Reiters abhänget, der ihm denn auch selbst mit dem inwendigen Zügel den Kopf in die Höhe bringt.

Nur bey dem Changiren muss die Korde verkürzt werden, um dem Reiter bey den Wendungen zu Hülfe zu kommen.

Der Trab an der Korde mit dem Reiter muss etwas kürzer und nicht mehr so gestreckt seyn, als er ohne Reiter gewesen. Durch diesen kürzern Trab wird dem Pferde sowohl der Kopf noch mehr in die Höhe gebracht, als auch der Körper mehr auf das Hintertheil gesetzt.

Wenn ein Pferd nun wiederum eine Zeit lang auf diese Art mit dem Reiter an der Korde getrabt hat, so lasse man es einige Mal

im Galopp anspringen. Hierbey muss aber die Korde die ersten Male zu Hülfe kommen; denn dadurch zwingt man das Pferd, den Kopf mehr in die Volte zu halten, wobey der Reiter den auswendigen Schenkel anlegt, damit das Pferd gezwungen sey, recht anzuspringen. Folgendes ist aber noch unumgänglich hiebey zu beobachten: erstlich muss die Volte, so viel es der Platz und die Korde erlauben, erweitert werden; zweytens muss der Galopp nicht anhaltend seyn; und drittens darf selbiger nicht oft wiederholet werden: denn dieses geschiehet nur bloss, um das Pferd, bevor man ihm die Korde abnimmt, zu dem willigen Anspringen zu gewöhnen.

Nachdem ein Pferd diesem allem gehorchet, so lasse man es abermals erst eine Viertelstunde an der Korde traben, worauf man selbige abnimmt, und den Reiter allein reiten lässt, der alsdann die Volte verlässt, und in einem Viereck reitet. Bey diesem Reiten muss der Reiter oft von der Hand changiren, damit das Pferd immer mehr Faust und Schenkel kennen lerne.

Er muss sich bestreben, das Pferd zu ei-

nem guten und egalen Schritt zu gewöhnen; denn die Pferde, die hierzu nicht angehalten werden, werden sich hernach im Regimente, auf Märschen, weil sie den übrigen nicht folgen können, und dabey von ihren Reitern encouragiret werden, einen Trippelschritt oder Hundetrab angewöhnen, welches auf weiten Märschen den Reiter ermüdet, und das Pferd selbst mit der Zeit ruiniret. Der Reiter muss ferner das Pferd dahin bringen, dass es nach seinem Willen, einen kurzen und einen gestreckten Trab gehe, welches wiederum von einem Pferde erforderlich ist, sowohl zu den Schwenkungen, als auch wenn ein Regiment in voller Fronte im Trabe vorrücket, damit diejenigen, die etwa zurück bleiben, durch einen gestreckten Trab, ihre Richtung wieder bekommen können.

Ich habe mehr wie ein Mal gesehen, dass grosse Fronten von verschiedenen Regimentern, die im Trabe vorrücken sollten, gegen den Willen der Commandeure allmählich in Galopp gebracht wurden, und dieses bloss durch Leute, die zurück blieben und die ihre

Pferde, um ihre Richtnng wieder zu bekommen, im Galopp anspringen liessen.

Der Galopp muss gleichfalls bey einem Pferde zu einer solchen Vollkommenheit gebracht werden, dass es nicht allein ohne viele Mühe nach dem Willen des Reiters sogleich anspringe; sondern auch, nachdem es die Umstände erfordern, kurz oder gestreckt galoppire, und aus dem Galopp sich gleich wieder anhalten lasse. Wie nöthig dieses ist, kann man sich aus einer blossen Schwenkung vorstellen, da von dem schwenkenden Flügel an, wo die Pferde in der grössten Carrière streichen, nach dem andern Flügel zu, bey jedem Pferde der Galopp unmerklich abnehmen muss, bis die Schwenkung geschehen, worauf jener Flügel, aus der grössten Carrière auf der Stelle anhalten muss.

So lange ein Pferd nicht ausgetrabt ist, würde es nicht allein unnütz, sondern sogar schädlich seyn, es viel galoppiren zu lassen.

Ob ein Pferd genugsam getrabt ist, kann man leicht an seiner Hebung, an dem Wenden im Trabe, und bey dem Ausdehnen der Gelenke sehen. Am besten aber wird es der

Reiter, der nur ein wenig Gefühl hat, gewahr werden. Sobald man Willens ist, ein Pferd schon mehr galoppiren zu lassen, so muss man ihm die Stange auflegen; denn mit der Trense kann man ihm nicht die gehörige Hülfe dabey geben.

Bey diesem Zureiten muss man schon mehr gerade aus reiten lassen, damit das Pferd gezwungen sey, bey den Tritten, die Hinterbeine gerade unter den Leib zu setzen, wodurch es immer mehr auf das Hintertheil gebracht wird.

Der erste Galopp muss natürlich seyn, nicht zu gestreckt, auch nicht zu kurz. Diesen letztern wird ein Pferd von selbst nicht gehen, und ersteren zu verhüten, muss der Reiter dem Pferde beständig die Faust fühlen lassen, jedoch nicht mehr als es nöthig seyn wird, das Pferd aufzuhalten. Besonders muss sich der Reiter hüten, die Zügel unvermuthet, kurz und heftig an sich zu ziehen, wodurch das Pferd durch die Stange Stösse bekommen würde, die dem Maule nachtheilig seyn könnten. Anfänglich muss man mit einem jungen Pferde im Galopp wenige Bewegungen machen, wenn diese aber geschehen, so muss das Pferd zusammen genommen, und auf den

Hangschen seyn. So lange ein Pferd noch nicht die gehörige Schmeidigkeit und Kräfte in den Hangschen hat, wird es diese Wendungen nie geschwind, nie mit Leichtigkeit verrichten. Wenn das Pferd aber schon dazu gebracht ist, so kann man es Carrière streichen lassen; doch muss es auch bey diesem Galopp sich nie ganz frey fühlen, sondern immer die Faust des Reiters merken, weil derselbe sonst gezwungen seyn würde, bey dem Pariren mit zu vieler Gewalt auf einmal die Zügel an sich zu ziehn, wodurch das Maul des Pferdes abermals Gefahr laufen würde, verdorben zu werden. Es giebt Pferde, die, nach allen diesen Proceduren, dennoch viele Wildheit beybehalten. Diese muss man durchaus nicht eher Carrière streichen lassen, noch sie in die Fronte nehmen, bis sie völlig zum Gehorsam gebracht worden. Auch bey den Pferden, die zu viel Feuer haben, ist die Regel zu beobachten, dass man sie nicht eher Carrière streichen lasse, bis sie völlig der Faust gehorchen.

Wenn sich ein Pferd mit dem Reiter sehr wild und boshaft zeigen sollte, so wird man

wohl thun, es wieder einige Tage an die Korde zu nehmen, welches die beste und wirksamste Strafe für ein bösartiges Pferd ist.

Wenn ein Pferd alsdann so weit gebracht ist, dass es willig einen egalen, sowohl kurzen als gestreckten Galopp gehet, und dass es sich im Schritt, Trab und Galopp leicht anhalten lässt, so lehre man es das Zurücktreten. Da diese Bewegung mit den Pferden in der Fronte, sowohl zum Auf- als Absitzen, wie auch zur Richtung, oft vorkommt, so muss es lernen, auch hiebey ohne Widerspenstigkeit zu gehorchen, damit der Reiter nicht gezwungen sey, rüde dabey mit ihm zu verfahren.

Nach allen diesen Behandlungen sollte ein Pferd schon ziemlich auf das Hintertheil gesetzt seyn; dennoch wollen wir diesen wichtigen Punkt etwas weitläuftiger vornehmen.

So gewiss es ist, dass ein Pferd, welches gar nicht auf die Hangschen gesetzt ist, in gar keiner Kavalleriefronte tauglich ist, eben so gewiss ist es auch, dass man einem Pferde durch gar zu öfteres Zusammennehmen, das Hintertheil schwächen kann. Wir sehen dieses

in der türkischen Kavallerie fast bey allen Pferden. Der Türke kennet kein anderes Zureiten, als sein Pferd in die grösste Carrière zu setzen, und nach zehen oder zwanzig Schritten, es auf der Stelle zu pariren, und diese Lection wiederholet er Stunden lang, wobey ihm die barbarische türkische Stange, die dem Pferde das Maul beständig im Blut hält, recht sehr zu Statten kommt; denn um den entsetzlichen Schmerzen, die dem Pferde dieselbe verursacht, auszuweichen, nimmt es sich mit der grössten Gewalt zusammen, sobald der Reiter nur die geringste Bewegung mit der Hand macht, um es anzuhalten. Es lässt sich nichts besonderers in dieser Art denken, als die türkische Kavallerie scharmutziren zu sehen; sobald es aber darauf ankommt, eine gewisse Weite zu jagen, so ist ein grosser Theil derselben immer verloren, welches eine natürliche Folge der Pferde ist, die im Hintertheile geschwächet worden.

Das unaufhörliche Reissausnehmen der Türken gegen unsre Truppen, hat uns hierin die beste Erfahrung gegeben.

Um uns aber noch mehr zu überzeugen,

dass man mit dem Zusammennehmen und dem Pariren auf der Stelle in der Carrière, mit einem jungen Pferde sehr behutsam seyn müsse; so will ich mit wenigen Worten untersuchen, was ein Pferd auf den Hangschen ist, und zugleich die Kräfte bestimmen, die es dabey anwenden muss; hieraus wird man die bösen Folgen, wenn man einem solchen Pferde hierin zu viel anmuthet, von selbst schliessen können. Ein Pferd auf den Hangschen ruhet gleichsam auf diesen Knochen, da es die ganze Last des Vordertheils, im Gleichgewichte auf selbige träget, wobey es die Hinterbeine unter dem Leibe einzieht, um sich gegen jene Last zu stützen. Im Stehen diese Gestalt anzunehmen, wird einem Pferde nicht sauer. In einem gestreckten Galopp aber treibt ein Pferd alle seine Kräfte nach vorne zu; sobald es nun auf der Stelle pariren soll, so muss es auf einmal alle diese Kräfte in das Hintertheil werfen, um die ganze Last des Körpers auf die Hangschen, im Gleichgewichte aufzufangen. Hiezu gehöret mehr Schmeidigkeit und Kräfte in den Gelenken des Hintertheils, als ein Pferd

von Natur besitzt; man muss ihm also freylich mit der Kunst zu Hülfe kommen. Sehr unbehutsam aber würde man handeln, und eine ganz falsche Maxime annehmen, wenn man ein Pferd, durch das entsetzliche Zusammennehmen und Pariren, auf der Stelle in der Carrière auf die Hangschen setzen wollte.

Am besten und sichersten gelanget man durch den kurzen Trab dazu, wobey ihm der Reiter den Kopf aufrichtet, und dabey nöthiget, dass es das Kreuz zurück halte, damit es gezwungen sey, die Hinterschenkel zusammen, und unter dem Leibe vorzusetzen, da es sodann die gedoppelte Last seines eigenen Leibes, so wie die Schwere des Reiters auf das Hintertheil bringen muss. Das Pferd wird sich alsdann selbst hinten mehr zusammen nehmen, wobey die Schultern erleichtert und biegsamer gemacht werden; nur muss man auch dafür sorgen, dass der Reiter die Schenkel egal anlege, damit die Kruppe gerade zu stehen komme; denn dieses zwingt das Pferd, bey jedem Schritt, in diesem Trabe, die Hinterbeine gerade unter den Leib zu setzen. Durch den kurzen Galopp

und den kurzen Schritt kann man zwar auch etwas dazu beytragen; denn bey einem jeden Gange, den man ein Pferd gestreckt gehen lässt, es mag der Galopp, der Trab oder der Schritt seyn, ruhet selbiges mehr auf dem Vorder- als Hintertheil, da hingegen, wenn man es diese Tritte kurz machen lässt, dasselbe mehr auf dem Hintertheil lieget, weil man bey den Tritten durch das Anhalten der Zügel, um dem Pferde den Schritt zu verkürzen, demselben den Kopf in die Höhe, den ganzen Vordertheil zurück und folglich die ganze Last mehr auf den Hintertheil bringt, wodurch das Pferd gezwungen ist, in diesen Theilen mehrere Kräfte zu gebrauchen, und wodurch dann diese Gelenke mehrere Schmeidigkeit und Kräfte bekommen.

Inzwischen bleibt, wie ich vorhin schon gesagt, das sicherste und beste Mittel der kurze Trab; denn ich würde nie rathen, ein Pferd, welches zu einer Kavalleriefronte bestimmt ist, einen kurzen Schritt viel gehen zu lassen; es gewöhnt sich denselben leicht an, und dieser taugt nicht in einer Fronte auf Märschen, wovon ich oben S. 241 schon

die Ursache angezeigt habe; auch ist der kurze Trab dem kurzen Galopp vorzuziehen, weil der Reiter bey ersterem sein Pferd mehr zwingen kann, die Hinterbeine bey den Tritten gerade unter den Leib zu setzen, und das Maul des Pferdes, unter der Hand eines rüden Reiters, nicht so vieler Gefahr dabey ausgesetzt ist, schon in der Lehre verdorben zu werden.

Bey dem campagnemässigen Zureiten der Pferde, die nicht in Reihe und Glied unter dem gemeinen Mann dienen sollen, als z. B. dem Pferde eines Officiers, bin ich übrigens sehr für den kurzen Galopp. Ein Pferd bekommt dadurch mehr Encolure, und bey keinem Tritt zeigt es sich so schön als bey diesem; da nun ein jeder Kavallerieofficier im Stande seyn soll, sein Pferd selbst zuzureiten, so kann man auch voraus setzen, dass er das Maul des Pferdes dabey zu schonen wissen werde.

Nach diesen vorgeschriebenen Proceduren, wäre ein junges Pferd also zum Gehorsam gebracht, es wäre ausgetrabt, wäre willig und gewandt, ginge einen Schritt, Trab, Galopp und auch rückwärts, es wäre, so viel

es zu den Bewegungen und zur Erleichterung des Vordertheils nöthig ist, auf die Hangschen gesetzt, und alsdann wüsste es, meiner Meinung nach, alles, was man von ihm fordern kann, um in einer geschlossenen Fronte der leichten Reiterey mit Nutzen dienen zu können.

Es wird wohl, wie ich glaube, niemand finden, dass ich im Betreff der Ausarbeitung eines Pferdes für einen leichten Reiter, zu viel gefordert habe, oder dass die vorgeschriebenen Proceduren in den Escadronen mit achtzehn und neunzehn jungen Pferden zu schwer zu befolgen wären; vielmehr, glaube ich, wird jeder gediente Officier finden, dass diese Arbeit, Mühe und Aufsicht, reichlich durch das belohnet wird, was junge ausgearbeitete und gehorsame Pferde, gegen junge rohe und wilde, in einer Fronte bewirken; wohl zu verstehen, wenn man diese Mühe und diesen Fleiss, nächstdem auch bey Formirung des Reiters zu Pferde anwendet. Mit ersteren Pferden, kann man sich bey allen Bewegungen, Geschwindigkeit, Richtung und eine geschlossene Fronte, welches die Seele aller Evolutionen einer Kavallerie ausmacht,

versprechen; mit letztern hingegen, kann man nur Langsamkeit in den Bewegungen, und eine ungerichtete und ungeschlossene Fronte erwarten, der weiter nichts bevorstehet, als bey jeder Gelegenheit über den Haufen geworfen zu werden.

DAS SECHSTE KAPITEL.

Vom Satteln, Zäumen und Packen.

Sechstes Kapitel.

Vom Satteln, Zäumen und Packen.

Die Zeit, in welcher der Reiter zu Fusse dressiret wird, muss man schon mit dazu anwenden, ihn das Satteln, Zäumen und Pakken zu lehren. Es wird zwar mehrere Zeit dazu erfordert, um ihm die gehörige Geschicklichkeit hierin beyzubringen, zu welcher er nicht gelangen kann, wenn er sich nicht eine vollkommene Kenntniss der Proportion eines jeden Stückes des Sattelzeuges sowohl, als auch des Gepäckes, eigen gemacht hat, und diese wiederum erlanget er nicht, bevor er nicht durch die Praktik den Gebrauch derselben genau kennen gelernet hat.

Um diese Zeit aber zu verkürzen, muss sich der Officier die Mühe geben, bey einem jeden Stücke dem Rekruten zu sagen, warum es so und nicht anders liegen müsse.

Man fange bey dem Sattel an. Man gebe ihm dabey einen Begriff von unserm Husarensattel, der nur aus drey Theilen besteht, dem Baum, dem Sattelknopf und dem Sitze. Sodann zeige man ihm die Stücke, die zu demselben gehören, und beständig daran befestiget bleiben, deren sechse sind, das Vorderzeug, das Hinterzeug, der Gurt, die Steigriemen, die Steigbügel und die Pistolenholfter.

Nun lerne er, in welcher Proportion diese Stücke auf dem Pferde liegen und geschnallt seyn müssen. Bey dem Auflegen des Sattels muss der Reiter die Hand unter der Vorderbucht des Baumes, auf die Schulter des Pferdes legen; dieses Gefühl mit der Hand muss man ihm besonders um deswillen beybringen, damit er den Sattel auch in der Nacht, wenn er nicht sehen kann, und besonders bey geschwindem Satteln, als bey einem Allarme u. s. w. recht zu legen wisse. Denn liegt der Sattel zu weit vor, so hat man zu befürchten, erstens, dass das Pferd auf den Widerrost gedrückt oder wund gerieben werde, und zweytens erschweret der Sattel sodann die Bewegungen der Schulterblätter.

Liegt der Sattel zu weit zurück, so kann das Gepäck des Reiters wieder dem Pferde das Kreuz drücken, und die ganze Last alsdann nicht auf ihm in dem gehörigen Gleichgewichte liegen.

Die Gurte müssen gehörig fest angezogen seyn, denn wenn sie los sind, so hat man zu befürchten, dass bey geschwinden Bewegungen des Pferdes, der Sattel umschlage. Gewöhnlich blasen sich die Pferde bey dem Satteln auf, der Reiter muss aber, ausser bey einem Allarme, keine Gewalt dabey brauchen, sondern nach einiger Zeit die Gurte nachziehn.

Der Brustriemen soll den Sattel und den Gurt verhindern zurückzurutschen; jedoch muss man sich wohl hüten, dass diese Riemen zu fest geschnallt werden, weil selbige dem Pferde alsdann im Gehen die Bewegungen der Schulterblätter äusserst schwer machen.

Der Schwanzriemen muss desgleichen nicht zu kurz noch zu lang seyn. Wenn selbiger zu kurz ist, so kann er die Rübe wund reiben, und das Pferd wird immer unruhig seyn; ist selbiger zu lang, so kann der Sattel, beym Herunter-Reiten von einem Berge, wieder

zu weit auf das Vordertheil rutschen, wobey der Gurt unter dem Leibe zu weit vorkommt, und das Pferd wund reibt, und da dieser Theil nahe zwischen den Beinen, sehr fleischig und die Haut dünner ist, so ist diese Wunde nicht leicht zu heilen, und reibt sich nachher nur desto leichter wieder durch.

Die Proportion der Steigriemen richtet sich nach der Kürze oder Länge der Beine des Reiters. Ich werde das Verhältniss selbiger deutlicher bey dem Reiter zu Pferde angeben.

Die Steigbügel müssen nicht zu enge noch zu niedrig seyn, weil alsdann, wenn der Reiter das Unglück hat, mit dem Pferde zu stürzen, er sehr leicht mit dem Fusse darin stecken bleibt, wodurch nicht selten Leute zu Krüppeln geworden sind. Die Höhe der Steigbügel muss nicht weniger als drey Werschock, die Breite aber auch nicht weniger als zwey Werschock vier Strich halten, übrigens muss der Tritt ein Werschock sechs Strich Breite haben und ein wenig in die Höhe gewölbt seyn. Dieser Steigbügel kommt in etwas dem ungarschen nahe, und ist für den Husarensattel der vortheilhafteste. Das Gewölbte macht,

dass selbiger bey einem Sturze sehr leicht dem Fusse entrutschet.

Die Proportion der Pistolenholfter richtet sich nach dem Kaliber der Pistolen. Sie müssen aber so lang seyn, dass die Pistole bis drey Finger breit über das Schloss herein gehe. Ueberflüssig weit muss der Holfter nicht seyn, weil alsdann die Pistole nicht fest liegt, im Reiten einen unangenehmen Lerm verursacht und das Schloss der Pistole sowohl, als den Holfter beschädiget. Aus dieser Ursache muss auch der Holfter sehr fest geschnallt und gebunden seyn, damit er sich nicht hin und her bewege.

Bey den vortreflichen Filzen, die in unserer leichten Kavallerie statt der Decken unter dem Husarensattel eingeführt sind, lässt sich weiter keine Regel geben, als dass selbiger accurat auf die Stelle gelegt werde, auf welche der Sattel gehört; nur mit dem Unterschiede, dass der Filz vorn auf dem Widerrost mit dem Sattel gleich liegen muss; da selbiger just eine Arschine lang seyn muss, und der Sattelbaum nur zehn und ein halb Werschock Länge hat, wovon nur sieben Werschock,

durch die Ausbucht, die der Baum vorn und hinten hat, das Pferd berühren, so kommt der Filz hinten weit genug heraus zu stehn, damit das Gepäck darauf liegen könne, ohne das Pferd zu berühren. Falten können sich in diese Filze nicht schlagen, und wenn ein Pferd unter selbigen gedrückt wird, so kann nur die Unbehutsamkeit des Reiters im Pakken, oder seine eigne falsche Positur daran Schuld seyn.

Auf den Sattel gehöret sodann unter der Schabracke die Pferdedecke, welche vierfach zusammen gelegt wird, und statt Kissen dienet; diese muss, so viel als möglich, gleich gelegt werden, damit keine Falten dazwischen sind, wenn die Schabracke darüber gelegt wird, wodurch sich der Reiter leicht wund reiten könnte. Diese Decke kann sich so wenig, als die Schabracke, verschieben, wenn der Uebergurt und dessen Queerriemen, welcher rund um den Sattel herum läuft, nur fest angezogen und geschnallt werden.

Der Obergurt hat an beyden Enden längliche eiserne Ringe, welche auf der linken Seite, mit einem ledernen Riemen fest zusam-

men gezogen und gebunden werden: sie gehören hinter die Kniehölung des Reiters, damit er sich auf selbige nicht drücken möge. Der Queerriemen aber wird auf der rechten Seite, vor dem Pistolenholfter, ebenfalls fest zusammen geschnallt.

Wird dieses Vorgeschriebene beobachtet, so wird alles Sattelzeug, so wie das Gepäck des Vordertheils fest liegen, ohne sich bewegen zu können, und der Reiter wird bequem auf dem Sattel sitzen. Hierauf zeige man dem Rekruten, wie er die Stange und das Hauptgestell aufzulegen hat, dessen Beschaffenheit und Zusammensetzung er ebenfalls genau kennen muss, damit er sich in der Folge einen gründlichen Begriff von ihren Wirkungen machen könne.

Das Hauptgestell bestehet aus sechs Stükken: dem Kopfstücke, dem Backenstücke, dem Sternriemen, dem Nasenriemen, dem Kehlriemen und dem Zügel. Von der Stange werde ich am Ende dieser Abhandlung etwas mehr sagen, jetzt aber nur ihre gehörige Richtung angeben.

Sie darf weder zu hoch noch zu niedrig liegen.

Im ersten Falle kann das Gebiss die Lippen wund reiben, und das Pferd wird immer unruhig seyn. Liegt sie aber zu niedrig und berühret die Haken, so kann selbige ihnen Schaden thun, und die Stange hat nicht die gehörige Wirkung. Die wahre Proportion ist ein kleiner Daumen breit über die untersten Hakenzähne.

Die Kinnkette muss nicht locker eingehakt werden, weil alsdann die Stange ganz ohne Wirkung ist; sie darf aber auch nicht zu enge aufliegen, weil dadurch die Stange zu stark auf die Kinnladen gedrückt wird, wovon diese zuletzt ganz taub werden, und weil auch die Kinnkette selbst die Stelle wund reibt, auf welcher sie liegt. Auch macht diese Unbehutsamkeit des Reiters das Pferd äusserst unruhig. Die Lage ist recht in der Hölung des Kinnes, und muss nicht fester noch loser anliegen, als dass man nur eben einen Finger dazwischen bringen könne. Zu dem engern und weitern Einhaken, befinden sich zwey egale kleinere Glieder an beyden Seiten dieser Kette. Die Haken zur Kinnkette werden entweder durch ein Loch, welches

kurz unter dem Auge, oder auch in dem Auge selbst, eingeschnitten wird, befestiget. Der von der rechten Seite, welcher zugekniffen ist, wird das Langglied genannt, und an diesem bleibt die Kinnkette beständig hängen; auf der linken Seite aber ist dieser Haken offen, in welchem die Kinnkette ein- und ausgehakt wird. Die Länge oder Kürze dieser Haken richtet sich nach der Grösse des Pferdemaules oder dessen Spalte, nachdem die Kette höher oder niedriger liegen muss, und wenn das Pferd eines Reiters, durch ein grösseres oder kleineres verwechselt wird, so ist es eine Kleinigkeit, diese Haken zu verändern.

Die Proportion der Backenstücke am Hauptgestell richtet sich nach der Lage der Stange.

Der Kehlriemen darf nicht zu fest angeschnallt seyn, weil dem Pferde sonst das Athemholen, besonders beym Manoeuvriren, wo viel galoppirt werden muss, erschweret wird, indem alsdann das Pferd stärker Athem holet, und das Geblüt mehr nach dem Kopfe steiget.

Der Nasenriemen hingegen muss etwas fest geschnallt seyn, damit das Maul des Pferdes nicht zu viel Freyheit bekomme, und das Hauptgestell fest genug anzuliegen komme.

Anfänglich muss man den Rekruten bey dem Satteln und *Zäumen* nicht übereilen, damit er sich die richtige Proportion eines jeden Stückes desto besser imprimiren könne, in der Folge aber muss man suchen, ihm Geschwindigkeit hierin beyzubringen, und bey dem Reiter ist es die Pflicht des Officiers sich alle Mühe zu geben, diese Geschwindigkeit zur grössten Vollkommenheit zu bringen. Denn bey einem Allarm, wenn die Leute im Lager, in den Escadronen gegenwärtig sind, ist es eine Schande für die Officiere, wenn eine Escadron leichter Truppen nicht in fünf Minuten gesattelt, gezäumet und völlig ausgerückt ist. Ich habe bey solchen Gelegenheiten verschiedentlich, wenn ich die Leute hierin geübt habe, die Uhr in die Hand genommen, und mit Vergnügen gesehen, dass nach drey Minuten, schon einige Leute aufgesessen, aus den Escadronen vor die Linie

gejagt kamen, und dass nach vier Minuten schon ganze Escadronen ausgerückt waren.

Ich glaube, dass ein jeder Kavallerist mich hier verstehen wird, dass bloss die Rede vom Satteln und Zäumen, aber nicht von dem Fouragier-Gepäcke ist. Wer in Kriegeszeiten bey leichten Truppen gedienet hat, wird die Nothwendigkeit, geschwinde anrükken zu können, gewiss kennen; denn bey einem jeden Allarme werden gleich leichte Truppen gefordert. Werden die Feldwachten attakiret, so werden sie sogleich aus dem Lager zu ihrer Unterstützung dahin geschickt. Wird das Lager durch die Annäheruug des Feindes allarmiret, so wird gleich die leichte Kavallerie entgegen geschickt, die sich mit ihm einlassen muss, um ihn aufzuhalten, damit der übrige Theil der Armee Zeit gewinne, sich in gehörigen Vertheidigungsstand zu setzen. Lässt sich von weitem eine feindliche Parthie sehen, so wird selbiger gleich aus dem Lager leichte Kavallerie entgegen geschickt, um so viel als möglich, des Feindes Stärke und Absichten zu entdecken. Bey allen diesen Umständen ist kein Augenblick zu ver-

lieren, und kaum muss die Ordre gegeben seyn, so muss die leichte Kavallerie schon ausrücken.

Um beständig in dieser Geschwindigkeit ausrücken zu können, muss der Officier oft, und besonders des Abends, ehe es dunkel wird, in der Linie das Sattelzeug visitiren, damit alles Zeug, eins über das andere, auf dem Sattel liege, und zwar in der Ordnung, so wie es, eins nach dem andern, fest geschnallt und gebunden werden muss, und dass die Riemen zu den Stücken, die beständig die nähmliche Proportion behalten, nicht zu viel überflüssige Löcher, sondern nur höchstens eines überflüssig haben. Bey dieser Vorsicht kann sich der Reiter des Nachts auch viel durch das Gefühl helfen, und dann muss man noch bey solchem unvermutheten und schleunigen Ausrücken, alles Lärmen verhüten, welches die Pferde erschreckt, unruhig macht und wodurch das Satteln nur aufgehalten wird.

Das Gepäck werde ich in zwey Theile theilen. Erstlich in dasjenige, welches auf dem Vordertheil, und zweytens in das, welches auf dem Hintertheil des Sattels liegen soll. Auf den Vordertheil gehöret zuerst der Mantel.

Dieser muss so fest als möglich aufgerollt werden, damit er keinen zu hohen Pack ausmache. Er gehöret sodann unter die Schabracke, die Mitte dieser Wulst auf den Sattelknopf, und wird an drey Stellen befestiget, nähmlich recht in der Mitte, vermöge eines Riemens mit einer Schnalle, durch welchen er so fest als möglich auf den Sattelknopf geschnallt wird, und ferner an beyden Enden durch zwey Schnüre von rohem Leder, die auf beyden Seiten an den ledernen Ring des Brustriemens, durch welchen die Enden der Pistolenholfter gesteckt werden, befestigt seyn müssen, welche ebenfalls fest angezogen werden, jedoch nur mit einem einfachen Knoten, und auf selbigen eine einfache Schleife zusammen gebunden, damit der Reiter, wenn er den Mantel nöthig hat, selbigen in der Geschwindigkeit los binden könne. Es gehöret ferner zweytens zum Gepäck: die Wasserflasche, welche mit einem Riemen, der rund um dieselbe geht, an den Sattelknopf gehenkt, und durch einen Schieber fest gezogen wird; drittens die Fouragier - Linie, welche rund und fest aufgewickelt wird, damit diese Rolle, so viel als möglich, keinen grösseren

Pack ausmache, als die Wasserflasche. Sie gehöret sodann auf die linke Seite, und wird auf die nähmliche Art befestiget, als die Wasserflasche auf der rechten. Endlich ein Paar Hufeisen. Diese lassen einige vorn, und andere wieder hinten, an den Enden des Sattelbaumes befestigen; ich habe selbige aber lieber durch Riemen an die Pistolenholfter binden lassen.

Hier muss ich noch des Karabiners Erwähnung thun, der ebenfalls an den Vordertheil befestiget ist.

Dieses geschiehet an zwey Stellen. Das Ende des Laufs steckt in einem ledernen Schuh von ohngefähr einer Viertel Arschine lang, über den in der Länge ein Riemen gehet, der am Ende zusammen geschnallt, und über den Sattelknopf gehängt wird. Dieser Riemen wird sodann durch einen Schieber, nahe unter dem Sattelknopf zusammen gezogen. Ueber das Schloss des Karabiners gehöret eine lederne Kapsel, mit drey ledernen Knöpfen und eben so vielen Knopflöchern. Ein Riemen, der gleichfalls über den Sattelknopf gehängt wird, und an dem einen Ende mit einer Schnalle versehen

ist, wird durch ein Loch, welches dazu in der Schabracke mitten auf dem Theil, der auf den Sattelknopf gehört, gemacht ist, und mit Leder benäht seyn muss, durchgezogen. Das eine Ende des Riemens wird sodann oberhalb des Schlosses zwey Mal umgewickelt, die Enden zusammen geschnallt, und mit einem Schieber unter dem Sattelknopf fest zusammen gezogen. Die Proportion des ersten Riemens richtet sich nach der Länge des Karabiner-Laufs, nähmlich vom Ende des Laufs bis an das Schloss. Der zweyte aber gehet vom Sattelknopf bis an das Ende des Sattelsitzes.

Wenn diese Proportion nicht in Acht genommen wird, so wird die Kolbe beständig, entweder an den Reiter selbst, oder an das Gepäck des Hintertheils schlagen. Der Karabiner wird auf diese Art befestiget, wenn der Reiter mit allem Gepäcke auf dem Pferde sitzet. In Affairen oder in der Parade, hängt selbiger bloss in dem Karabiner-Haken.

Für den wenigen und seltenen Gebrauch, den der leichte Reiter von seinem Karabiner macht und machen kann, ist dieser ein sehr

unbequemes Stück, sowohl für den Reiter, als für das Pferd, besonders bey vielem Jagen im Manoeuvriren.

Auf den Hintertheil des Sattels gehöret erstlich der Hafersack. In diesem sollen auf drey Tage Hafer für das Pferd, und auf vier Tage Proviant für den Reiter seyn: der Proviant in einem Beutel, auf der einen Seite, und so viel Hafer dazu, dass beyde Seiten ein gleiches Gewicht ausmachen; dieser gehört sodann unter den Sitz des Husarensattels, auf den Filz. Auf den Hafersack wird zweytens der Mantelsack gelegt. In diesen gehören zwey Hemden, zwey Paar Strümpfe, der Kittel, ein Paar Beinkleider, nebst einigen Kleinigkeiten zu den Bedürfnissen des Soldaten, als Knöpfe, Zwirn, Nadeln, ein Stück Seife, Schuhwachs, Rasirzeug und einige kleine Instrumente zu seinen Amunitions-Stücken und seinem Lederzeuge. Bey dem Einpacken dieser Sachen muss der Reiter dazu angehalten werden, dass er alle weiche Sachen unten, und alle harte Stücke auf selbige lege.

Alsdann gehören noch unter die Klappe des Mantelsacks, ein Paar Stiefeln, welche

oben vermöge der Oesen zusammen gebunden werden. Ueber diese wird die Klappe so zugeknöpfet, dass die Schuhe der Stiefeln auf beyden Seiten heraus stehen. An dieser Klappe kann man noch auf beyden Seiten Striegel und Kartätsche befestigen.

Der Hafer- und Mantelsack werden sodann durch einen Riemen, der unter dem Sitze vermöge einer Oese befestiget ist, recht in der Mitte zusammen geschnallt, wodurch selbige in die Höhe an den Sitz gezogen werden, und folglich weniger des Pferdes Rückgrat beschweren. Noch kommt zu diesem allem, die Rolle Heu, zu welcher zwanzig Pfund gehören. Die rechte Proportion ihrer Länge ist eine und eine halbe Arschine. Das Heu muss so fest als möglich gesponnen seyn, und eben so fest alsdann zusammen gewunden werden; so wird diese Rolle bey der angegebenen Länge, keinen dicken Pack ausmachen. Diese Rolle wird sodann auf den Sitz gelegt, und mit zwey Riemen, die an dem Baume, eine Hand breit vom Ende, durch lederne Oesen befestiget sind, mit dem Hafer- und Mantelsack fest zusammen geschnallt.

Alles dieses Gepäck, welches fest an den Sattel geschnallt ist, lässt dem Pferde sodann sein Gewicht wenig empfinden.

Bey allem Gepäck muss man die Regel beobachten, dass es fest geschnallt und gebunden sey, und dass das Gewicht auf beyden Seiten gleich liege. Wenn dieses nicht geschiehet, so wird sich das Gepäck beständig von einer Seite zur andern bewegen; das Pferd muss alsdann gerieben, die Last ihm unerträglich und das Zeug selbst bald ruiniret werden.

Mit dem Heu muss man jedoch das Pferd in der leichten Kavallerie nicht anders, als in der grössten Noth beschweren; das heisst, nur auf Märschen, wenn man in dem nächsten Lager keine Hoffnung hat, Futter für die Pferde finden zu können. Denn bey dem Agiren ist es für den Reiter und das Pferd zu unbequem und beschwerlich, und das Gebäude des Husarensattels ist nicht dazu eingerichtet, dass, wenn die Rolle Heu noch zu dem übrigen Gepäcke kommt, sich das sämmtliche, bey vielen und starken Bewegungen, nicht verschieben sollte; auch wirft man

gewöhnlich das Heu fort, wenn die Pferde damit beladen sind, und ein Regiment unvermuthet agiren muss, welches in diesem Falle auch der beste Rath ist. Der Hafer, wenn man davon auf volle drey Tage bey sich hat, und den man gern in allen Fällen conserviret, bleibt alsdann doch noch eine unbequeme Last für die leichte Kavallerie.

So unvergleichlich übrigens der Husarensattel für Pferd und Reiter ist, dass man schwerlich je etwas Besseres für die leichte Reiterey erfinden wird, so ist man doch bey dem wenigen Gepäcke des leichten Reiters sehr verlegen damit; denn der Mantel- und Hafersack, wenn selbige nicht recht fest unter dem Sitze angezogen sind, drücken sehr leicht das Pferd: man bindet desfalls auch oft die Mitte dieses Gepäckes auf den Sattelsitz, wobey es auf den Seiten, auf die nähmliche Art als unter dem Sitz, befestiget wird, und man fährt fast am sichersten dabey, so schlecht es auch ins Auge fällt.

Nun schreite ich zu der Stange.

Will man in einem Regimente alle Stangen von einem Kaliber haben, so wird man am

besten fahren, wenn das Gebiss accurat drey Werschock hält. In der Mitte muss es mit einem Gewinde versehen seyn, und eine kleine in die Höhe stehende Bucht haben, welches Posthorn oder Jägerhorn genannt wird. Die Pferde, die eine dünne Zunge haben, leiden von dieser Bucht nicht; denen aber, deren Zunge fleischiger ist, ist selbige unumgänglich nöthig, denn einem solchen Pferde drückt ein ganz gerades Gebiss zu sehr die Zunge und reibt ihm selbige zuletzt gar durch.

Die eigentliche Proportion des Gebisses in dem Maule des Pferdes ist, dass man die Daumen auf beyden Seiten, zwischen der Stange und des Pferdes Maul, durchbringen könne. Die Seitenstangen müssen vier und ein Viertheil Werschock lang und so beschaffen seyn, dass der obere Theil accurat die Hälfte des Untertheils ausmache.

Die Augen der Stange zum Hauptgestelle müssen in einem Kavallerie-Regimente nicht rund, (so wie man deren viele siehet,) sondern scharfeckig und auch nicht grösser seyn, als dass nur eben der Riemen des Hauptgestelles durchgehe. Die Stange mit dem run-

den Auge hat nicht Wirkung genug für die Faust eines gemeinen Reiters; sie drehet sich zu viel, wenn der Reiter die Zügel zu scharf an sich zieht. Unten muss die Stange nicht zu viel, sondern nur ein wenig nach dem Halse zu gebogen seyn, das heisst, hinter der Linie. Die Stangen, welche zu sehr gebogen oder zu weit hinter der Linie sind, sind zu schwach, und die, welche ganz gerade auf der Linie, und auch die, welche vor der Linie sind, sind wieder zu scharf bey den angegebenen scharfeckigen Augen. Unten an diese Seitenstangen gehören die Zügelringe, mit einem Umlauf. Diese Arbeit muss stark seyn, damit nichts so leicht daran zerbrechen könne, indem ein solcher Zufall den Reiter bey vielen Gelegenheiten ins Unglück stürzet.

Das Gebiss muss an den Enden nicht gar zu dünn seyn, nach dem Gewinde zu aber allmählich etwas abnehmen. Das Gewinde selbst muss rund gearbeitet seyn und nichts Eckiges noch Scharfes haben. Das Eckige ist von gar keinem Nutzen, und das Scharfe

reibt dem Pferde die Zunge oder den Gaumen wund.

Zur Kinnkette ist für einen allgemeinen Schlag von Stangen, die Panzerkette die beste; sie muss aber gut gearbeitet seyn, damit die Gelenke gleich anzuliegen kommen; denn wenn Gelenke vorstehen, so verursachen diese dem Pferde Schmerzen. Das Mehrere hierüber habe ich schon vorhin erwähnet.

Die Schaumketten dienen bloss dazu, die Stange in ihrer gehörigen Lage zu erhalten, damit sie sich nicht zu weit auseinander begeben können.

An den Stangen in einem Kavallerie-Regimente müssen keine Zierathen noch Schnirkel seyn, sondern dieselben ganz gleich gearbeitet werden. Die vielen Schnirkel erfordern mehr Eisen, welches der Stange zu viel Schwere giebt, und von gar keinem Nutzen ist. Ueberhaupt muss alles Unnütze bey einem jeden Stücke im Militaire, so viel als möglich, verbannet, dagegen aber desto mehr auf die Solidité gesehen werden.

Die Stange, die ich hier eben beschrieben, ist von keiner neuen Erfindung, sondern eine

ganz gemeine Stange, bey der ich nur die richtige Proportion aller Stücke, aus welchen sie zusammengesetzt ist, angegeben habe. Denn sehr oft wird in dem Verhältniss derselben gefehlet, und so geringe auch ein solcher Fehler in dieser Proportion scheinet, so stark und nachtheilig ist er gemeiniglich in der Wirkung, die eine solche fehlerhafte Stange hervorbringt.

Die Erfahrung hat mich überzeugt, dass diese gemeine Stange nach der vorbeschriebenen Proportion, in einem leichten Reiter-Regimente die vortheilhafteste ist. Sie ist nicht zu scharf auch nicht zu schwach, und wird fast allgemein passen. Ich sage fast allgemein, denn es ist nicht möglich, dass eine Stange, die accurat die gehörige Proportion auf einem grossen Pferde hat, auch eben das nähmliche Verhältniss in dem Maule eines kleinern haben könne, indem der Unterschied der Grösse der Köpfe, auch einen Unterschied in der Fassung der Stange nothwendig hervorbringen muss.

Da man nun aber nicht in einem Kavallerie-Regimente, zu einem jeden Pferde eine

besondere Stange verfertigen lassen kann, da alle Jahre in selbigem Ab- und Zugang an Pferden ist, so muss man sich an ein Mittel-Kaliber halten, das auf den grössten Theil eines Mittelschlages von Pferden (da bey der leichten Kavallerie die Pferde weder zu gross noch gar zu klein seyn dürfen) passend ist, und bey einem solchen angenommenen Schlage von Stange, kann und muss man eine genaue Proportion beobachten.

Gut würde es inzwischen seyn, wenn man in den Escadronen wenigstens zehn Stangen hielte, bey denen das Gebiss ein Drittheil Werschock breiter wäre, bey welchen man die Seitenstangen, nach der nähmlichen Proportion, wie ich sie vorhin gegen das Gebiss angeführt habe, verlängern könnte, und zehn Stangen nach dieser nähmlichen Proportion doch etwas kleiner.

Ich kann mich nicht entbrechen, hier einer Art Stangen Erwähnung zu thun, von denen ich mich erinnere, sie einmal in einem leichten Kavallerie-Regimente gesehen zu haben, wovon ich selbst eine erstanden, und lange als ein merkwürdiges Stück aufgehoben

habe. Das Modell dazu war, auf Befehl eines Generals, von einem Officier gezeichnet worden, der wohl manche Gegend richtig zu Papiere gebracht, aber jetzt desto falscher die Stange gezeichnet hatte. Man wird hieraus sehen, wie unbehutsam der handelt, welcher eine Sache unternimmt, der er nicht gewachsen ist.

Bey der Zeichnung war zuerst das Gewinde im Gebiss vergessen; hernach war das Auge zum Hauptgestelle hübsch gross, damit es sich auf dem Papiere besser ausnähme; über diess war es kugelrund. Das Gebiss, damit es nicht zu plump in die Augen falle, hielt nicht mehr als zwey und ein halb Werschock, war folglich um vieles zu enge und nicht stärker, als eine starke Wassertrense seyn soll. Die Seitenstangen, um der Stange noch weniger Wirkung zu geben, waren stark hinter der Linie gebogen, und nur drey und ein Achttheil Werschock lang. Die Kinnkette passte zur Stange, denn sie war sauber und schwach. Schaumketten waren gar nicht, und auch bey dieser Stange nicht nöthig, da sie ganz aus einem Stücke gezeichnet war.

Nach dieser entworfenen Stange waren alle beym Regimente gemacht. Die Folgen davon waren, wie man sie erwarten konnte. Die Stangen fielen alle durch. Sie waren ohne alle Wirkung und zu schwach, die Pferde aufzuhalten. Hiezu rechne man, dass, da die Stangen zu enge waren, die Pferde nie ruhig standen. Auch gingen sie mit dem Reiter hin, wohin sie wollten, und nachdem verschiedene Leute durch selbige ihre gesunden Gliedmassen verloren hatten, musste das Regiment mit Schaden neue Stangen machen lassen.

Unglaublich aber wird es scheinen, dass sich noch Liebhaber zu diesen Stangen fanden, die sie aber auch eben so geschwind wieder verwarfen.

Ein Pferd der leichten Kavallerie trägt, wenn der Reiter und alles Gepäck aufsitzt, eine Last von ohngefähr drey hundert und sechzig Pfunden, wovon die Specification folgende ist:

Den Reiter kann man im Durchschnitte rechnen	200 ℔.
Die Kaske und deren Zubehör -	2 —

Den Mantel	7 ℔
Die Kurtka und Zubehör	$4\frac{3}{4}$ —
Die Beinkleider von Tuch	$4\frac{1}{2}$ —
Den Kittel	$2\frac{3}{4}$ —
Die Sommerhosen	$1\frac{5}{8}$ —
Den Mantelsack	$1\frac{1}{4}$ —
Zwey Hemden	$4\frac{1}{4}$ —
Ein Paar Stiefeln mit Sporen	$2\frac{1}{2}$ —
Ein Paar Stiefeln ohne Sporen	$1\frac{7}{8}$ —
Zwey Paar Strümpfe und ein Paar Handschuh	$1\frac{7}{8}$ —
Den Säbel und Zubehör, als Gehäng u. s. w.	$5\frac{7}{8}$ —
Den Karabiner mit Zubehör	$7\frac{1}{2}$ —
Ein Paar Pistolen	$5\frac{1}{8}$ —
Die Patrontasche, Riemen und Patronen	$5\frac{1}{4}$ —
Die Wasserflasche mit Wasser	6 —
Den Sattel, nebst Sattelzeug und eisernem Zubehör	25 —
Den Filz unter dem Sattel mit Leder überzogen	7 —
Die Schabracke	$3\frac{1}{2}$ —
Die Pferdedecke nebst dem Gurt	$5\frac{1}{4}$ —
Die lederne Holfter	$2\frac{1}{2}$ —

Den Sack zum Haferfutter	1$\frac{1}{4}$ ℔
Die Striegel und Kartätsche . . .	1$\frac{1}{2}$ —
Die Fouragierlinie	1$\frac{7}{8}$ —
Ein Paar Hufeisen	1$\frac{5}{8}$ —
Das Säckchen mit sechs Feuersteinen, Krätzer, Kratzeisen, Schraubenzieher, haarner Halsbinde und Schnalle	$\frac{5}{8}$ —
Den Fouragiersack, und in selbigem sechs Garnitz Hafer als Futter auf drey Tage	18 —
Heu	20 —
Zwieback auf vier Tage	7 —
Grütze	1$\frac{1}{2}$ —
	360$\frac{1}{4}$ ℔.

DAS SIEBENTE KAPITEL.

Von der Formirung des Rekruten zu Pferde.

Siebentes Kapitel.

Von der Formirung des Rekruten zu Pferde.

Der Unterricht zum Reiten fängt mit dem Aufsitzen an. Hiebey muss man dem Rekruten gleich die Stellung zeigen, die er in der Fronte zum Aufsitzen nehmen muss. Diese ist so nahe als möglich bey dem linken Vorderbeine des Pferdes. Er muss sich hiebey so gut zu richten wissen, als in einer Fronte zu Fusse. Mit der rechten Hand hält er das Pferd. Er fasst mit der vollen Hand einen Theil der Stange und einen Theil des Backenstückes. Auf das Commando zum Aufsitzen kehret er sich kurz nach dem Pferde zu, und so, dass er nahe hinter dem Vorderbeine des Pferdes zu stehen kommt; zugleich ergreift er mit der rechten Hand das Ende der Zügel, und hält selbige in die Höhe, bis er diese mit der linken Hand egal

gefasst hat. Der linke Zaum geht durch die volle Hand, der rechte aber durch den dritten und vierten Finger; sodann nimmt er mit der rechten Hand, ohngefähr eine Hand breit über dem Wiederrost, eine gute Hand voll Mähnenhaare, und zieht diese noch mit dem Zügel zusammen durch die volle linke Hand, die er sodann so fest als möglich schliesset. Nach diesem ergreifet er mit der rechten Hand den Steigriemen hart über dem Steigbügel, und hält denselben so lange fest, bis er mit dem linken Fuss darein gestiegen; sodann ergreift er mit der rechten Hand den Sitz des Sattels, und nunmehro steigt er gerade in die Höhe, ohne dabey den Körper vorn über zu beugen, und schwinget das rechte Bein über den Sattel. Er muss das Bein hoch genug in die Höhe heben, um nicht das Gepäck zu berühren.

In dem Sattel nimmt er gleich den gehörigen Sitz, und in diesem nähmlichen Augenblicke ergreift er noch ein Mal mit der rechten Hand das Ende der Zügel, um selbige, nachdem er die Mähnen los gelassen, gleich zu ziehen, wenn sie sich etwa im Aufsitzen

sollten verschoben haben, und auch um selbige noch ein wenig zu verkürzen, denn beym Aufsitzen müssen die Zügel nicht zu kurz gefasst werden, weil das Pferd sonst zurück treten würde. Man wird nicht selten bemerken, dass Pferde, deren Reiter hierin nicht behutsam sind, oft beym Aufsitzen steigen, und lässt der Reiter sodann die Mähne zu früh los, das heisst, bevor er völlig im Sattel sitzet, so kann ein solches Pferd sehr leicht überschlagen.

Die Positur des Obertheils des Körpers eines Reiters, ist dieselbe, die er zu Fusse beobachten muss. Den Kopf hält er gerade, die Schultern zurück, damit die Brust mehr vorkomme, den Unterleib nicht vorgebracht, sondern natürlich gerade, die Ellenbogen nahe am Leib; mit der rechten Hand, so lange er den Säbel noch nicht in derselben hält, fasst er das geflochtene Ende der Zügel, und hält selbige ein und eine halbe Hand breit über das rechte Knie. Die linke Hand muss er so nahe am Leibe halten, als möglich, und als es ihm der Husarensattel gestattet, und zwar so kurz, dass er dadurch stets sein

Pferd in völliger Gewalt habe, ohngefähr eine Hand breit vom Leibe. Sie so nahe an selbigen als auf der Manege zu halten, erlaubt der Sattelknopf des Husarensattels nicht, auch ist diess wegen der ganz kurzen Wendungen nicht thunlich, da der leichte Reiter besonders beym Scharmuziren, zuweilen sein Pferd als auf einem Teller herumdrehen muss.

Die ganze äussere Fläche der Hand muss der Reiter gerade gegen den Hals des Pferdes über halten. Er gewöhne sich von diesem Augenblick an, diese seine Hand gegen des Leibes Mitte zu halten, damit ihm selbige nicht hin und her wanke, so wie auch, dass er die Finger, durch welche der rechte Zaum liegt, fest schliesse. Nach kurzer Zeit wird ihm dieses alles zur Gewohnheit, und diese ist durchaus erforderlich, wenn man eine gerichtete Fronte haben will; denn da der Reiter beständig rechts oder links sehen muss, wie ist es ihm möglich, sein Pferd in einer geraden Direction zu führen, wenn Faust und Zügel nicht dieselbe beobachten und wankend sich hin und her bewegen.

Der Absatz des Reiters, muss etwas nie-

driger als die Spitze des Fusses seyn, und diese muss etwas einwärts nach dem Pferde zu gehalten werden, wodurch das Knie mehr anzuliegen kommt, und der Reiter mehr Schluss erhält. Man muss den Reiter gewöhnen, die Beine in dieser Gestalt nahe an das Pferd zu halten, denn würde er selbige zu weit davon abhalten, so würde er dadurch den Schluss verlieren, und sehr oft auch die Pferde seiner Nebenmänner berühren.

Die Steigbügel dürfen nicht länger aber auch nicht kürzer seyn, als dass man, wenn sich der Reiter in den Sattel hebet, eine volle Faust zwischen denselben und den Mann durchbringen könne, jedoch wohl zu verstehen, dass derselbe die Steigbügel unter dem Ballen, als wohin sie gehören, und nicht zwischen demselben und dem Absatz habe. Einige von der leichten Reiterey behaupten, dass der Reiter mehrere Kräfte anwenden kann, wenn er sich im Sattel hebet und die Steigbügel dabey zwischen dem Ballen und dem Absatz hat. Dieses ist aber ohne Grund: er kann viel leichter die Balance halten, wenn

er sich auf den Ballen hebt, und ist also freyer, seine Kräfte anwenden zu können.

Wenn dem Reiter nicht die vorhin angeführte Positur der Beine beygebracht wird, so reitet er ohne Schluss, und durch das Reiten ohne Schluss kommen am Ende so viele gedrückte Pferde in ein Regiment. Dieses stimmt nun freylich nicht mit der Art überein, die der Herr Chevalier *Folard* in seinem weitläuftigen Werke zum Reiten für den Kavalleristen vorschlägt. Er behauptet, dass derselbe so kurz zu Pferde als auf einem Stuhle sitzen soll. Wenn aber obgenannter Autor nur ein Mal versucht hätte, zwey Stunden in geschlossener Fronte mitzureiten, die Lust, seine Methode anzupreisen, wäre ihm gewiss vergangen.

Bey allen diesen Regeln muss man sich jedoch Mühe geben, dass der Rekrute frey und ungezwungen auf dem Pferde sitze, denn eine gezwungene Stellung auf dem Husarensattel würde äusserst lächerlich seyn.

Hat man die Zeit dazu, so lasse man den Rekruten eine Weile ohne Steigbügel, an der Korde traben; es ist unglaublich, was dieses

Traben für eine Veränderung bey einem Rekruten macht; er wird agiler, verlieret eher seine Bauerngestalt und bekommt ferner viel geschwinder Schluss und Gleichgewicht auf dem Pferde; und hat man ihn so weit gebracht, dass er bey diesem Traben beständig die gehörige Positur behält, so kann man sicher seyn, dass er nächstdem bey allen übrigen Bewegungen des Pferdes, selbige nie verlieren wird.

Noch wird man wohl thun, wenn man sich bey diesem Traben ohne Steigbügel eines kleinen Küssens auf dem Sattel unter der Schabracke bedienet, damit der Husarensattel nicht völlig so viel Tiefe behalte.

Lässt man den Rekruten anfänglich mit der blossen Trense reiten, welches ebenfalls sehr anzurathen ist, so lässt man ihm die Ellenbogen nicht am Leibe, sondern in die Höhe halten; auch dieses trägt nicht wenig dazu bey, ihm die Gelenke der Schultern und Arme auseinander zu bringen. Man muss ihm nur dabey zeigen, dass er bey den Wendungen, wenn er den einen Zügel verkürzet, die andere Hand etwas herunter lassen muss.

Man muss zu dem ersten Reiten des Rekruten ein frommes und schon gerittenes Pferd aussuchen, damit der Officier seine ganze Aufmerksamkeit dem Unterrichte, den der Rekrut erfordert, widmen könne.

Nach dieser Procedur lässt man den Rekruten noch eine kurze Zeit mit den Steigbügeln an der Korde traben, worauf man ihm die Stange giebt und ihn allein reiten lässt. Man lässt ihn sodann in einem Viereck oder erweiterten Kreise abwechselnd Schritt und Trab reiten, am meisten aber traben. Man muss ihn alsdann oft changiren lassen, wobey man ihm, so deutlich als möglich, die Hülfen zeiget, die er dem Pferde mit der Faust und dem Schenkel bey den Wendungen geben muss. Man macht ihm zugleich einen Begriff von der Erleichterung, wenn er den Kopf des Pferdes in die Volte bringt.

Man gewöhne ihm an, bey den Wendungen nicht die ganze Hand, nach der Seite, wohin er wenden soll, hin zu ziehn; man gewöhne ihm vielmehr an, die Hand nach der Seite hin zu drehen, und selbige zugleich nach dem Leibe vor sich zu ziehen. Man

muss suchen, ihm so viel als möglich Gefühl in der Hand beyzubringen, das heisst, dass er zwar dem Pferde die Stange fühlen lasse, jedoch ohne selbige beständig auf die Kinnladen zu drücken. Ersteres geschiehet durch gelindes Anziehen und wieder Loslassen, wodurch das Pferd immer mehr Gefühl im Maule bekommt; durch letzteres aber wird das Pferd am Ende hartmäulig.

Man zeige dem Rekruten sodann die verschiedenen Hülfen, die er seinem Pferde mit den Beinen geben muss, damit er nicht beständig seine Zuflucht zu den Sporen nehme: Z. B. lehre man ihn, dass er die entgegengesetzte Wade andrücke, wenn er sich rechts oder links wenden muss.

Wenn es durchaus nöthig ist, dass der Reiter seinem Pferde die Sporen gebe, so leide man nicht, dass er dabey die Beine aufhebe, oder auseinander strecke; er gewöhnt sich dieses an, und wird dadurch in der Fronte sehr oft die Pferde seiner Nebenmänner berühren. Ueber diess sind solche Spornstösse

auch zu heftig. Der Herr *la Guerinière* sagt, dass durch einen solchen unvermutheten Schlag das Pferd einen solchen Schrecken bekommt, dass es sich nicht besinnen kann, wofür es gestraft worden.

Bey allen diesen Hülfen muss man aber darauf sehen, dass der Reiter nicht mit d m Körper hin und her wanke, weil dieses auch die böse Folge hat, dass die Hand alsdann nicht fest ist, sondern mit dem Körper hin und her gehet. Soll der Reiter sein Pferd vorwärts gehen lassen, so giebt er ihm die Hülfe mit den Lenden, die er ein wenig nach vorn zu drückt. Soll er sein Pferd pariren, so muss er sich wieder fester in den Sattel drücken.

Bey dem Zurücktreten der Pferde lasse man den Reiter die Zügel egal an sich ziehen, und alsdann durch Wendung der Hand einen Zügel nach dem andern verkürzen, nachdem das Pferd zurück treten muss, wobey er sich fest in den Sattel drückt.

Bey dem Ansprengen im Galopp muss

der Reiter, wenn er gerade aus reitet, die Zügel ein wenig anhalten, und dabey die beyden Waden anlegen. Soll der Reiter zu gleicher Zeit sein Pferd wenden, als z. B. bey Schwenkungen, so muss er, indem er die Zügel anhält, die Hand nach der Seite drehen, nach welcher er sich wenden soll, um diesen Zügel ein wenig zu verkürzen, wobey er den auswendigen Schenkel anlegt. Kann man den Reiter dazu bringen, so wird man dadurch bewirken, dass die Pferde weniger falsch ansprengen. Dass die Schwenkungen viel geschwinder, viel gerichteter und viel geschlossener geschehen würden, wenn man den Reiter und das Pferd dahin bringen könnte, dass die Pferde nie falsch dabey galoppirten, weiss ein jeder Kavallerie-Officier, oder sollte es doch wenigstens wissen. Um aber auch dem Reiter dieses und die Folgen, die aus einem falschen Galopp entstehen können, einiger Massen begreiflich zu machen, würde man wohl thun, ihm einen Begriff von der Verschiedenheit der Tritte eines Pferdes zu machen. Er bekommt durch diese Kenntniss einen richtigern Begriff von

den Hülfen, die er dem Pferde dabey geben muss, und die er alsdann weniger falsch anbringen wird. Im Schritt und Trab folgen sich die Füsse ins Kreuz; man kann daher das Pferd dabey wenden, auf welche Seite man will; im Galopp aber hat es eine andere Bewandniss, denn die Füsse gehen zugleich, nähmlich der rechte Vorder- und der rechte Hinterfuss, und sodann wieder der linke Vorder- und der linke Hinterfuss. Wenn man nun z. B. das Pferd links und besonders kurz wenden will, und es galopiret rechts, so ist es ja natürlich, dass die Wendung nicht geschwind geschehen kann, und dass man in beständiger Gefahr stehet, das Pferd auf die linke Seite umzuwerfen. Bey dem Flankiren, wo der leichte Reiter sein Pferd oft im Galopp, auch in der Carrière, kurz wenden muss, hat er doppelte Ursache, behutsam dabey zu seyn.

So lange das Pferd egal galoppiret, muss der Reiter bey jedem Tritte, da das Pferd mit den Vorderbeinen die Erde berühret,

die Zügel etwas nachlassen, wodurch das Maul des Pferdes mehr geschonet wird.

Soll der Reiter sein Pferd in der Carrière auf der Stelle anhalten, so muss er die beyden Zügel egal auf einmal an sich ziehen, doch so, dass er dem Pferde einen Augenblick vorher die Stange etwas mehr als gewöhnlich fühlen lässt, welches dem Pferde zum Avertissement dienet, wobey er seinen eigenen Körper zurück zieht.

Eine anhaltende Traverse zu machen, wird von dem leichten Reiter nicht gefordert. Da das rechts und links Anschliessen aber, wenn der Reiter dabey sein Pferd nicht vor, noch zurück bringen darf, nichts anders ist, als traversiren, so muss er wenigstens die Hülfen kennen, die er dem Pferde dabey geben muss, weil es sodann dem Reiter und dem Pferde leichter wird. Er verkürzt den Zügel derjenigen Seite, nach welcher er sich anschliessen soll, und legt dabey den Schenkel der auswendigen Seite an.

Das Pferd hat hiebey zwey Tritte; der erste mit dem inwendigen Schenkel, oder um mich noch deutlicher auszudrücken, derjenigen Seite, wohin sich das Pferd anschliessen soll; in dem zweyten Tritte oder Tempo, folget der auswendige Schenkel, und tritt über den inwendigen vor.

Der Officier soll sich zwar alle Mühe geben, aus einem Rekruten einen dreisten und herzhaften Reiter zu machen, zugleich aber auch suchen, so viel als möglich, ihm Gefühl in der Faust und den Schenkeln beyzubringen, und dass er sein Pferd, so wenig bey dem einzelnen Reiten, als auch bey dem Exerciren, unnützer Weise bruskire oder strafe. Besonders das entsetzliche Reissen der Zügel darf man durchaus nicht leiden, weil das Pferd mit der Stange dadurch solche harte Stösse auf die Kinnladen bekommt, dass ihm das Maul in kurzer Zeit ganz verdorben und das Pferd so hartmäulig wird, dass es am Ende ganz untauglich zur Fronte ist. Man hat ohnehin genug hartmäulige Pferde in ei-

nem Regimente, die man auf keine Art vermeiden kann.

Bey den meisten Reitern, die keinen hinlänglichen Unterricht im Reiten bekommen haben, siehet man diese rüde Behandlung nur zu oft, und es ist gewöhnlich ihre erste Zuflucht, das Pferd zu strafen, wenn es nicht nach ihrem Willen gehet. Die schädliche Wirkung dieser übeln Methode wird der Reiter in der Folge bey jeder Wendung, die er mit dem Pferde machen muss, selbst empfinden, weil alsdann das Gebiss die meiste Wirkung thun muss, um die Wendung mit dem Pferde geschwind zu machen. Der Reiter würde es also gewiss unterlassen, wenn er es einsehen könnte, dass er durch ein solches Betragen, sich selbst mehr als sein Pferd bestrafet. Man hat um so viel mehr Ursache, allen dem Pferde nachtheiligen Behandlungen des Reiters zu steuern, da man ohnehin so viele rüde Bewegungen mit den Pferden in der Fronte hat, denen man nicht ausweichen kann, worunter besonders das von der Stelle in

Carrière Setzen, das Anhalten aus der Carrière auf der Stelle, und das schleunige Zurücktreten zu zählen ist.

Schliesslich will ich noch die Anmerkung machen, dass, sobald eine Remonte bey einem Regimente angekommen ist, und die Pferde den Reitern in den Escadronen zugetheilet worden, solche nie ohne die wichtigsten Ursachen wieder verwechselt werden, sondern jeder Reiter sein ihm einmal gegebenes Pferd stets behalten muss; wobey man sich gleich bemühe, demselben Lust und Liebe zu seinem Gaule beyzubringen. Viele Kavalleristen sehen dieses als eine gleichgültige Sache an, und bey vielen ist der Gebrauch, alle Frühjahre die Escadronen aufs neue zu rangiren, bey welcher Gelegenheit eine allgemeine Veränderung der Pferde vorgehet. Wenn man aber die übeln Folgen, die daraus entstehen, bedächte, so würde man behutsamer zu Werke gehen.

Um dieses einzusehen, setze man sich in die Stelle des Reiters, der sein Pferd in Acht

genommen und sich Mühe gegeben hat, es zuzureiten und sich gehorsam zu machen. Alle seine Arbeit ist verloren, und da er oft ein schlechteres bekommt, so verlieret sich natürlicher Weise seine Liebhaberey, alle Lust, sein Pferd zu pflegen, vergehet ihm; und wie wird er die gehörige Sorgfalt für dasselbe haben, da er im voraus weiss, dass alle seine angewandte Mühe nicht ihm, sondern einem andern zu Statten kommen soll. Noch ein anderes grosses Uebel, welches aus dieser Wechselung entspringet, ist, dass der Reiter nie sein Pferd, und das Pferd nie seinen Reiter recht kennen, und letzterer eben dadurch mit weniger Eifer und Bravour dienen wird.

Nach oben Gesagtem urtheile man nun unpartheyisch, welches ist besser, und dem Dienste vortheilhafter? Eine Fronte, die nicht ganz streng nach dem Wachsthum der Leute rangiret, in welcher aber der Reiter sein Pferd genau kennet, und eben dadurch Meister desselben ist, oder eine nach der Grösse der Leute, streng rangirte Fronte, an welcher sogar das Auge des grössten Pedanten seine

Lust und Freude haben kann, in welcher aber der Reiter sein Pferd, und dieses wieder seinen Reiter nicht kennet? Ich denke, diese Frage beantwortet sich von selbst, und meiner Meinung nach muss es ein unumstösslicher Grundsatz seyn, den Reiter auf dem ihm ein Mal zugetheilten Pferde leben und sterben zu lassen.

DAS ACHTE KAPITEL.

Vom Springen, Setzen und Schwimmen der Reiter zu Pferde.

Achtes Kapitel.

Von dem Springen, dem Setzen und dem Schwimmen der Pferde.

Sobald das junge Pferd nunmehro gehorsam den Willen des Reiters befolget, so lehre man es dreist über eine Barrière und einen Graben setzen. Ein Pferd springen lehren zu wollen, hat mir immer sehr lächerlich in dem Munde eines Reiters geschienen. Jedes mit gesunden und hinlänglich kraftvollen Knochen begabte Pferd kann von Natur springen, man lehre es nur gehorchen. Da zu den hohen und weiten Sprüngen Stärke in den Muskeln und Leichtigkeit gehört, so ist es natürlich, dass immer ein Pferd besser, leichter und weiter springt, als das andere. Eben so gewiss ist es auch, dass Uebung einem Pferde das höhere und weitere Springen, als es sonst gethan haben würde, beybringen kann.

Bey dem Uebersetzen über Barrièren und Gräben, hat man mehr mit dem Reiter und dessen Furchtsamkeit, als mit dem Pferde selbst zu thun. Kehrt ein Pferd bey einer solchen Gelegenheit um, oder bleibt stehen; so wird man bey näherer Untersuchung finden, dass der Gedanke, sich fester und besser zu halten, gemacht hat, dass der Reiter eben in dem Augenblicke, da das Pferd den gehörigen Satz thun sollte, die Zügel angezogen und dadurch alle Kräfte ihn zu verrichten benommen. Natürlich ist es, dass ein auf diese Weise in seinem Laufe angehaltenes Pferd entweder stehen bleibt, oder sich kurz vor der Barrière oder dem Graben umkehret. Ich habe selbst bey mancher Gelegenheit wahrgenommen, dass die Furcht solche Leute dergestalt verblendet, dass sie dem Pferde zu gleicher Zeit die Sporen in die Ribben stiessen, und dennoch die Zügel zurück zogen. Nur einige Mal diess mit einem Pferde gethan, und es wird sehr schwer halten, ihm das Umkehren abzugewöhnen.

Der Officier muss also dem Reiter, und besonders dem Rekruten, begreiflich machen,

wie er sich bey dieser Gelegenheit zu verhalten habe, und dieses ist in der That etwas sehr Leichtes und Einfaches.

Er fängt mit einem kurzen Galopp an, bey welchem er dem Pferde beständig die Faust fühlen lässt; je näher er aber dem Ort, über welchen er setzen soll, kommt, jemehr lasse er die Hand los, (wobey er das Pferd encouragiret, um es hitziger zu machen), und zwar dergestalt, dass, wenn das Pferd zu springen anfängt, es seine völlige Freyheit habe, und alle seine Kräfte anwenden könne. Sobald aber der Reiter merkt, dass das Pferd den Sprung gethan, muss er die Zügel in demselben Augenblicke wieder anhalten. Sollte er in der Carrière bey dem Pferde den geringsten Widerwillen spüren, so muss er zur rechten Zeit seine Sporen gebrauchen, und das Pferd wird alsdann schon den verlangten Satz vollenden.

Bey dem Sprunge über einen Graben muss der Reiter den Körper ein wenig vorbringen; bey dem aber über eine Barrière, sich ein wenig im Sattel heben. Beym Uebersetzen mit einer Fronte hat man dieselbe Regel zu beobachten; man muss nur darauf Acht haben, dass die hinter-

sten Glieder weit genug von den vordern zurück bleiben, damit die Leute sowohl als die Pferde zeitig genug den Ort des Uebersetzens gewahr werden können.

Die Escadron-Ställe sind gewöhnlich auf freyen Plätzen gebauet, auf diesen wird man wohl thun, Gräben zum Uebersetzen ziehen, wie auch Pfäle einrammeln zu lassen, in welche verschiedene Einschnitte gemacht werden, auf die man ein Queerholz legt, welches man sodann höher und niedriger legen kann, damit die Leute nicht stürzen können; da diess Queerholz herunter fällt, wenn die Pferde zu kurz springen, und mit den Beinen daran stossen. Auf diesen nähmlichen Plätzen lässt man noch Scheiben und Figuren stellen, auf welche die Leute im Galopp aus Pistolen schiessen, ingleichen Köpfe auf Pfählen, um die Reiter im Hauen mit dem Säbel zu üben. Alle diese Uebungen machen den leichten Reiter gewandt, und das Pferd dreist auf alles los zu gehen.

Das Schwimmen mit dem Pferde ist eine dem leichten Reiter nothwendige Sache. Dreistigkeit wird hiezu erfordert, damit er mit kaltem Blute, beständig die Last, die er durch

sich dem Pferde verursacht, erleichtere. Hiebey muss der Reiter dem Pferde die Kruppe erleichtern; er muss also, so viel wie möglich, die Knie und Waden andrücken, seinen Körper nach vorn zu bringen, mit der linken Hand, so wie er die Zügel darin hat, die Mähnen fassen, wodurch dann auch, so wie sich es gehöret, die Zügel ganz los werden.

Wenn man mit einem Regimente durch einen Fluss schwimmen muss, und man nicht gezwungen ist, mit der vollen Fronte durchzusetzen, so wird man wohl thun, mit Zügen oder doch nicht weniger als mit vieren, durchschwimmen zu lassen. Zugweise wird so viel als möglich die halbe Distance, und mit vieren die gewöhnliche Distance gehalten. Die Pferde folgen sich auf diese Art williger, und das Wasser kann nicht mit zu vieler Gewalt auf die nächstfolgenden stürzen. Geht man nicht im Angesichte des Feindes durch, so muss man vorher, ehe man in den Fluss reitet, die Sattelgurte um zwey Löcher nachlassen.

Zum Schwimmen braucht ein Pferd Vermögen, das heisst, zum langen und weiten Schwimmen. Man siehet unter den Pferden

einige, die leichter und andere die schwerer schwimmen, je nachdem die Pferde, ihrem Körper nach, schwerer oder leichter gebaut sind. Selten wird man eines finden, das gar nicht schwimmen kann. Ich habe in meinem Leben Tausende schwimmen sehen, und ich bin selbst mit meinem Regimente, auf verschiedene Art, durch ansehliche Flüsse gesetzt, aber nur zwey habe ich ersaufen sehen, weil sie gar nicht schwimmen konnten, und die keine zwanzig Schritte vom Ufer waren, da sie schon untergingen, woran jedoch ganz besondere Ursachen können Schuld gewesen seyn. Es ist ein Vergnügen, zu sehen, mit was für einer Leichtigkeit die zaporogischen, donischen, kalmuckischen, aber besonders die czerkessischen Pferde schwimmen.

Was Pferde im Schwimmen prästiren können, kann ich durch eine selbst gemachte Erfahrung beweisen, die manchem, der dieses Fach nicht kennet, unglaublich scheinen wird. Als die Campagne von 1789 gegen die Türken anging, musste ich mit meinem Regimente, auf dem Marsch zur Armee, im catarinoslawschen Gouvernemente den Dnieper

passiren. Es war im Frühjahr, zu einer Zeit, da alle Flüsse so ausgetreten waren, als sich niemand erinnern konnte. Dieser Fluss, der in seinem Ufer gewöhnlich schon in der Gegend drey hundert Faden breit ist, war auf vier Werste ausgetreten. Es waren verschiedene grosse Fahrzeuge gemacht, auf welchen man zwanzig und einige dreyssig Pferde überbringen konnte; sobald aber der geringste Wind entstand, wurden die Fahrzeuge durch den Strohm so weit herunter getrieben, dass man einen halben Tag zu thun hatte, um selbige auf der andern Seite den Strom wieder herauf zu bringen. Es waren daher auch Kavallerie-Regimenter, die acht, neun und zehn Tage zubrachten, um sich überzusetzen. Dabey waren von dem Feldmarschal, Fürsten *Potemkin*, die strengsten Befehle den Regimentern gegeben worden, ihre Märsche so sehr als möglich zu beschleunigen. Als die Reihe an mich kam überzusetzen, erkundigte ich mich, ob es nicht möglich sey, die Pferde durchschwimmen zu lassen. Es ward mir ein Lootsmann angegeben, der einige Jahre vorher donische Pferde, welche durch Kauf-

leute dahin getrieben waren, durchgeführt hatte, und ich liess ihn holen. Er bejahte es, doch mit dem Zusatze, dass das Wasser bey weitem nicht so breit gewesen wäre. Dieses schreckte mich nicht ab; ich liess sogleich aus den nächsten Dörfern, so viel ich nur konnte, Fischer mit ihren Kähnen zusammen treiben, und machte den ersten Versuch mit fünf und zwanzig Zug-Pferden. Ich bestimmte diese Zahl, weil der Lootsmann sich ausbedungen hatte, nicht weniger denn fünf und zwanzig, und nicht mehr denn funfzig, zur Zeit durchschwimmen zu lassen, und ich habe in der Folge gefunden, dass er recht hatte; denn nimmt man mehrere auf einer solchen weiten Distance; so verwickeln sie sich leicht und eins hält dann das andere auf. Nimmt man im Gegentheil weniger, so treibet sie der Strohm leicht auseinander. Der erste Versuch ging glücklich. Ich fing also gleich mit den Regiments-Pferden an, die zu vierzig und funfzig durchschwimmen mussten. Sattel, Zeug, Amunitions-Stücke, Gepäkke, Leute u. s. w. wurden durch Fahrzeuge übergebracht, und ich war so glücklich, in

anderthalb Tagen, mit dem ganzen Regimente über dieses schreckliche Wasser zu setzen.

Ohne diesen Lootsmann aber wäre es inzwischen eine unmögliche Sache gewesen. Er kannte genau die flachen Stellen, wohin er die Pferde trieb, um sie auf diesen einen Augenblick ausruhen zu lassen, ob sie gleich alsdann auch bis an den Hals im Wasser blieben, worauf sie sodann weiter getrieben wurden. Die Escadronen mussten im voraus Leute herüber schicken, die sie gleich bey ihrer Ankunft auffingen. Zu Anfange, wenn die Pferde ins Wasser getrieben wurden, ward dem Lootsmann eines der frömmsten getrenset gegeben, welches er aus seinem Kahne voraus führte, um die andern, die alsdann von Soldaten umzingelt waren, und mit Gewalt ins Wasser getrieben wurden, darnach folgend zu machen. Der Lootsmann nahm dem Pferde, welches er geführet hatte, die Trense ab, sobald er wahrnahm, dass die übrigen folgten. Die Fischer und einige Soldaten in Böten fuhren den Pferden vorn, auf den Seiten und hinten nach. Sobald die Pferde nun aber in den rechten Strohm

kamen, wurden sie von dem Wasser so weit herunter getrieben, dass sie wenigstens drey Werste, unterhalb dem Orte, der gegenüber war, heraus kamen. Sie waren folglich über fünf Werste, welches mehr als eine halbe deutsche Meile ausmacht, im Wasser gewesen, wovon sie weit über die Hälfte hatten schwimmen müssen. Bey dieser ganzen Expedition verlor ich nur ein einziges Pferd.

Wenn man die Pferde allein durch einen Fluss, der in seinen Ufern ist, schwimmen lässt, so muss man so viel als möglich einen Ort aussuchen, wo der Strohm sich nach dem gegenseitigen Ufer hinwirft. Die Zeichnung auf Tab. VI. wird es deutlicher anzeigen.

Im Jahr 1792, da ich mit einem Detaschement von drey tausend Mann, welches mir anvertrauet war, in Pohlen einrückte, liess ich ein tausend drey hundert Pferde auf diese Art durchschwimmen. Ich hatte zwey Flüsse vor mir, nähmlich den Dnieper und den Drutz, und es war im Frühjahr, da nur eben die Flüsse wieder in ihre Ufer eingetreten waren. Die Kavallerie mit Fahr-

zeugen überzusetzen, würde zu viel Zeit erfordert haben, denn es war mir anbefohlen, an dem Tage meines Einrückens, noch einen Marsch zu thun. Ich setzte mich mit der Kavallerie an das Ufer Lit. a, wo ich die Pferde Escadron-Weise einliess, bey Lit. b, kamen sie schon heraus, man sahe es ganz deutlich, dass sie der Strohm selbst dahin trieb. Es fehlte mir nicht an Böten, um zu gleicher Zeit die Leute, nebst Sattelzeug und Amunitions-Stücken, übersetzen zu können, und obgleich das Wasser an dieser Stelle wenigstens funfzig Faden breit war, so war ich doch nach zwey Stunden mit der ganzen Kavallerie auf der andern Seite, ohne ein Pferd dabey verloren zu haben. Hätte ich die Pferde mit Fahrzeugen übersetzen müssen, so würde ich wenigstens einen ganzen Tag dazu nöthig gehabt haben.

Ich halte es für nöthig noch hinzuzufügen, dass kein Feind in der Nähe war, und dass das jenseitige Dorf Slobotka, welches Rogatschew gegenüber am andern Ufer der Drutz lieget, im voraus von unsern Jägern besetzt worden war.

Es ist mir nie etwas schwereres in dieser Art vorgekommen, als der Durchgang der russischen Truppen durch den Samur-Fluss in Persien. Dieser Fluss, der in der Provinz Degistan liegt, kommt aus den Gebirgen, die in einer Kette mit den kaukasischen Gebirgen längst dem kaspischen Meere weiter durch Persien gehen, und wo die höchsten Schnee-Berge sind.

Das Wasser in diesem Flusse, so wie in vielen andern häuft sich bloss vom geschmolzenen Schnee. Je grösser die Hitze, je ansehnlicher sind diese Flüsse, folglich ist die gefährlichste Zeit zum Durchgange derselben, in den Monathen Juny, July und August, die übrigen Monathe, besonders im Winter, geht das Wasser oft den Pferden nur bis über die Knie, und man reitet ohne die geringste Beschwerde durch. Das Terrain von den Gebirgen bis an das kaspische Meer, ist durchgängig mehr oder weniger steil. Das Wasser in diesem Flusse bekommt folglich immer mehrere Gewalt, Schnelligkeit und Ungestüm so, dass man mit dem Winde das Brausen desselben auf einige Werste hören kann. Der

Grund ist durchgängig mit ziemlich grossen Steinen belegt, die der reissende Strom aus den Gebirgen fort treibt, und diese Steine sind durch das übereinander Rollen länglichrund geworden. Es war zu Ende des Monaths Juny, da wir mit der Armee über diesen Fluss setzen mussten, und in diesem Jahre war die grosse Hitze früher, als gewöhnlich, eingetreten. Der Fluss in der Gegend, wo wir über ihn gingen, mochte wohl anderthalb Werste breit seyn, hin und wieder mit Inseln besäet. Ich kam an einem Morgen mit der Kavallerie zu diesem Fluss, an eine Stelle, wo der General, der das Avant-Corps commandirte, den Tag vorher mit vieler Mühe durchgegangen war. Die Nacht über war das Wasser noch gestiegen und ich sah Wagen mit Bomben und Kanonen-Kugeln schwer beladen durch die Gewalt des Wassers mitten im Flusse umgeworfen. Es war kein Mittel an diesem Orte überzusetzen, da die reissende Gewalt des Stroms selbst das Schwimmen unmöglich machte. Es dauerte einige Stunden, ehe wir durch Hülfe eniger Einwohner einen andern Weg fanden, der uns in

Umwegen von Zickzack, um die Inseln, und die seichten Stellen zu erreichen, durch diesen Fluss brachte. Ich liess die Kavallerie mit Vieren durchgehn, nur den Vordern wurde es schwer, durch die verschiedenen reissenden Arme dieses Flusses zu kommen, den darauf folgenden wurde es schon leichter, da die Macht des Wassers durch die ersten schon gebrochen war. Drey Viertel Stunden habe ich auf diesem Durchgange zugebracht, und verschiedene Leute waren schwindlich von den Pferden gefallen. Dieser Durchgang kostete uns jedoch nur einige Pferde, die Leute, die ins Wasser gefallen waren, wurden sämmtlich gerettet. Ich glaube nicht, dass es eine Gegend giebt, in welcher man so viele reissende Flüsse findet, als in diesem Theil von Persien. Der sel. Professor *Gmelin* führt in seiner Reise-Beschreibung von diesem Lande schon an, dass er in einem Strich von 350 Wersten 250 Flüsse gefunden hat, auch nicht selten traf es sich, dass wir auf einem Marsch von 20 Wersten 15-16 Flüsse zu passiren hatten.

DAS NEUNTE KAPITEL.

Von den Pflichten eines Officiers bey dem Exerciren zu Pferde überhaupt.

Neuntes Kapitel.

Vom Exerciren zu Pferde überhaupt.

Wenn ein Rekrut so weit gebracht ist, dass er sein Pferd zu regieren weiss, und Meister desselben ist, so lasse man vier Mann zusammen reiten. Eine kleinere Fronte würde unnütz seyn, und eine grössere würde nur verhindern, genugsam auf jeden einzelnen Acht haben zu können. In dieser kleinen Fronte lehret man den Rekruten, sich rechts und links schwenken, sich rechts und links anschliessen, wie auch sich rechts und links zu richten. Anfänglich lässt man den Rekruten den zweyten oder dritten Mann seyn, und wenn er die nöthigen Begriffe auf diesen Stellen gefasst, so lässt man ihn wechselsweise, bald auf dem einen, bald auf dem andern Flügel reiten. Nach diesem nehme man ihn in einer Fronte von acht Mann, in zwey Gliedern, wobey er anfänglich im ersten, und nachdem

im zweyten Gliede reitet. Diese kleine Fronte lässet man viel gerade aus reiten, wodurch man dem Rekruten immer mehr Schluss und Richtung beybringet, und mit diesen acht Mann macht man alle Schwenkungen und Wendungen, die mit vieren gemacht werden können. Hat er nun diess begriffen, so kann man ihn schon in einer Korporalschaft, und endlich in einer ganzen Escadron mit reiten lassen. Wenn man auf diese Art mit einem Rekruten gradweise zu Werke gehet, so kann man sicher seyn, dass man bald einen geschickten und zur Fronte tüchtigen Reiter aus ihm machen wird.

Nachdem die Leute in den Escadronen einzeln exerciret worden, welches unumgänglich nöthig ist, da es unmöglich ist, dass das Ganze vollkommen seyn kann, wenn das Einzelne unvollkommen ist, und wodurch der Reiter immer mehr gewandt, geschwind, wie auch Herr seines Pferdes wird; so wird alsdann theilweise exerciret. Diese Theile, wenn in zwey Gliedern exerciret wird, müssen nicht schwächer als sechzehn oder vier und zwanzig Mann seyn, und

mit diesen werden alle Bewegungen gemacht, die ein Zug nächstdem in einer Escadron zu machen hat. Am besten aber wird man thun, wenn man die wirklichen Züge, so wie sie in den Escadronen eingetheilet sind, einzeln exerciren lässt. Diese müssen viel gerad aus reiten und schwenken, wobey das Hauptaugenmerk, so wie bey allem Exerciren, die Richtung, der Schluss und die Geschwindigkeit im Schwenken seyn muss. Nächst dem exerciret man noch mit diesem Zuge die Wendungen mit vieren, die halben Schwenkungen und das rechts und links Abbrechen mit halben Zügen.

Wenn man nachher mit ganzen Escadronen exerciret, so wird man wiederum wohl thun, zu Zeiten gliederweise gerad aus reiten zu lassen; dieses übet die Leute recht sehr in der Richtung, besonders ist es sehr heilsam für das hinterste Glied.

Bey diesem Exerciren mit ganzen Escadronen, müssen öftere Schwenkungen mit Zügen, halben Escadronen, und am Ende dann auch einige Mal mit ganzen Escadronen gemacht werden, die aber alle in der grös-

sten Carrière geschehen müssen, öfteres abbrechen und aufmarschieren, und sodann alle Bewegungen, die eine Escadron im ganzen Regimente zu machen hat. Die Escadronen müssen völlig exerciret seyn, wenn das Regiment zusammen gezogen wird, und man wird bald an der Richtung und dem Schluss, den sie in der Fronte des Regiments halten werden, den Fleiss gewahr werden, den die Officiere den Winter hindurch und im Frühjahre angewandt haben.

Wenn das ganze Regiment exerciret, findet kein einzelnes Corrigiren mehr Statt.

Sobald das Commando-Wort erwartet wird, muss die grösste Stille herrschen, niemand darf sich alsdann auf dem Pferde rühren, noch weniger reden; alles muss aufmerksam seyn, und sobald die Bewegungen angehen, muss das Auge des Officiers nach allen Seiten hin gerichtet seyn; er muss den etwanigen Fehlern, welche der Soldat begehen könnte, durch seine Aufmerksamkeit, ohne viel dabey zu lermen, zuvor zu kommen suchen. Er darf sich nicht damit begnügen, das zu wissen, was in einem Ma-

noeuvre bloss sein Zug zu thun hat, er soll vielmehr eine richtige Idee von allen den Manoeuvres haben, die mit dem ganzen Regimente gemacht werden können. Alsdann wird er nie fehlen, wenn eines oder das andere unvermuthet commandiret wird, und hiezu gehöret wirklich nicht viel, da der Manoeuvres, welche ein Kavallerie-Regiment vor dem Feind machen kann, sehr wenige, und diese wiederum sehr einfach, und folglich sehr leicht zu begreifen sind.

Diese Manoeuvres bestehen hauptsächlich:

1) In den verschiedenen Einschwenkungen zum Marsche, aus welchen wieder die Fronte formiret wird.
2) In Formirung der Colonnen.
3) In den Deployaden.
4) In den Veränderungen der Fronte.
5) In der Attake oder dem Choc.
6) In der Retirade.

1) Alle Schwenkungen müssen in der Carrière geschehen, sie mögen mit Zügen, halben oder ganzen Escadronen gemacht werden. Die Officiere, welche auf den Flügeln die Schwenkungen mit machen, müssen sich

an ein richtiges Augenmass gewöhnet haben, damit sie auch in der grössten Carrière die richtigen Distancen zu halten wissen. Bey der ersten Hälfte, sowohl in viertel als halben Schwenkungen muss derjenige, der am Flügel reitet, Feld genug geben; bey der zweyten Hälfte aber, bey welcher die Carrière noch zunehmen muss, schliesst er allmählich wieder an. Wenn derjenige, der am Flügel reitet, diese Regel versäumet, so wird die Mitte, die alsdann gepresst wird, zurück bleiben. Man höret auch gewöhnlich dabey rufen: die Mitte vor; es ist aber, wie ich eben gesagt, nicht die Mitte sondern der Flügel, der die Schwenkung macht, schuld.

Bey dem Marsche mit Zügen oder halben Escadronen, müssen die Officiere Acht haben, dass selbige gerade hinter einander bleiben. Wo Schwenkungen geschehen, müssen sie wieder Acht haben, dass sie selbige nicht eher noch weiter machen, als accurat auf dem nähmlichen Platze, auf welchem der erste Zug angefangen. Wenn ein Officier hierin fehlet, und der auf ihm folgende es ihm nachthut, so ist der Officier, der diesen

folgenden Zug anführet, ebenfalls nicht zu entschuldigen. Er soll vielmehr den Fehler seines Vordermannes dadurch wieder gut machen, dass er wieder auf dem nähmlichen Punkt, auf welchem sein Vordermann seine Schwenkung hätte machen sollen, die seinige mache, wodurch alsdann der fehlende Zug gezwungen wird, in seine gehörige Direction zu treten. Diese Schwenkungen, besonders mit Zügen, müssen geschwind geschehen, weil sonst die hintersten aufgehalten werden, und die vordersten zu weit vorkommen, wodurch alsdann die gehörigen Distancen verloren gehen, und der Regiments-Commandeur oft mit Formirung der Fronte warten muss, bis ein jeder seine gehörige Distance wieder genommen.

Bey Formirung der Fronte müssen die Anführer der Züge darauf Acht haben, dass bey dem Einschwenken die Züge nicht vorprellen; dieser Fehler lässt sich nicht geschwind redressiren, da die Pferde sodann wieder zurück treten müssen, und die Richtung der ganzen Fronte kann durch einen Zug dadurch gehindert werden. Auch wird man

wohl thun, die ganze Fronte viel gerad aus marschieren zu lassen; nichts trägt so viel zur Richtung in einem Regimente bey, als dieses.

2) Ich komme zur Formirung der Colonnen. Diese sind im Grunde nur Einschwenkungen, mit dem Unterschiede, dass die Eingeschwenkten, anstatt Distancen zu halten, so viel als möglich aufrücken. Diese werden von den Flügeln oder dem Centro gemacht. Die obliquen Linien, deren man sich jetzt allgemein dabey bedienet, geben der Formirung der Colonnen ungleich mehr Geschwindigkeit.

Wenn eine Colonne dem Feinde schon näher kommt, oder dem Orte, auf welchem man deployiren soll, so muss selbige so viel als möglich geschlossen seyn. Die Theile bekommen weniger zu jagen, da ihre Distancen kürzer sind, die Deployaden geschehn geschwinder und mit mehrerer Ordnung.

3) Was die Deployaden betrifft, so ist dieses ein Manoeuvre, welches die Kavallerie oft nahe und im Angesicht des Feindes machen muss. Sehr oft ist Kavallerie über den Haufen geworfen worden, weil sie nicht

geschwind genug zu deployiren wusste. Ich rathe daher einem jeden Regiments-Commandeur, lieber eine kürzere Zeit zu exerciren, und dagegen alle Manoeuvres geschwind und besonders alle Schwenkungen in der grössten Carrière zu machen. Man setzt die Pferde dadurch in Athem, und ein Regiment läuft sodann nicht Gefahr, wenn es vor den Feind deployiren soll, zu spät fertig zu werden.

Hiezu wird nun die grösste Aufmerksamkeit, und ein sehr richtiges Augenmass der Officiere erfordert, damit ein jeder in der grössten Geschwindigkeit seine gehörige und richtige Distance zu nehmen wisse. Ein Fehler bey diesem Manoeuvre könnte die übelsten Folgen haben. Zu wenig Distance presset die Leute in der Fronte und ziehet Unordnungen nach sich. Zu viel Distance macht Lücken. Die Fronte ist alsdann nicht geschlossen, und kann folglich nicht mit der gehörigen Wirkung einbrechen oder einhauen.

4) Die Veränderungen der Fronte werden zwar auf verschiedene Arten gemacht, allein, wenn wir nur die annehmen, welche

die geschwindesten sind, und die folglich vor dem Feinde im erforderlichen Falle gemacht werden können, und bey welchen die Pferde am wenigsten zu jagen bekommen, so sind derer auch nicht viele. Alle diese Manoeuvres müssen so einfach als möglich seyn. Die zu sehr complicirten werden nahe vor dem Feinde sehr leicht nachtheilige Unordnungen nach sich ziehen, und diejenigen, die sich die Köpfe damit zerbrechen, solche verwickelte Manoeuvres für ein Kavallerie-Regiment zu erfinden, würden besser thun, dieses ihr Talent in den Touren eines Contretanzes auszukramen. Diejenigen, die da sagen: man übt wenigstens die Leute durch solche Manoeuvres, irren sich, denn ein jedes Manoeuvre, welches man nicht im Ernste machen kann, wird unnütz, und man verlieret mit ihm eine kostbare Zeit, die man zur Uebung der nützlichen Bewegungen anwenden kann, und diese kann man wirklich nicht genug exerciren, und da solche verwickelte Manoeuvres selten geschlossen und gerichtet gemacht werden, so könnte man sogar behaupten, dass sie für den Soldaten schädlich sind.

Viele Kavalleristen sind der Meinung, dass die Veränderungen der Fronte durchaus mit vieren gemacht werden müssen. Ich will z. B. eine Schwenkung mit einem ganzen Regimente von 6 Escadronen auf dem Centro annehmen, so wird man diese Veränderung der Fronte, mit halben Escadronen ungleich geschwinder, und zwar auf folgende Art machen: Die zweyte Hälfte des Regiments, folglich die vierte, fünfte und sechste Escadron machen mit vieren Rechtsum, worauf das ganze Regiment mit halben Escadronen eine Viertelschwenkung Links macht; auf das Commando - Wort Marsch schwenket sich gleich die zweyte Hälfte der dritten, und die erste Hälfte der vierten Escadron auf ihren Plätzen ein; die folgenden halben Escadronen jagen dicht an der Linie der Fronte her, die erste Hälfte hinter und die zweyte Hälfte vor der Linie, und schwenken gleich auf ihre Plätze ein; und so wie eine Escadron der zweyten Hälfte eingeschwenkt hat, lässt der Commandeur davon gleich wieder mit vieren herstellen. Diese Veränderung der Fronte geschiehet in der grössten Geschwindigkeit, und kein Mann be-

kommt einen Schritt mehr zu reiten, als unumgänglich nöthig ist; dahingegen, wenn man es mit vieren machen wollte, es ungleich länger dauern würde, indem bey jeder Einschwenkung von vieren, die hintersten immer etwas aufgehalten werden.

Will man auf dem Centro eine Viertel-Schwenkung machen, so macht man selbige mit halben Escadronen ebenfalls ungleich geschwinder, als mit vieren. Wenn die zweyte Hälfte des Regiments mit vieren Rechtsum gemacht, so machen die zweyte Hälfte der dritten, und die erste Hälfte der vierten Escadron, auf das Commando-Wort; — Mit halben Escadrons links schwenkt euch! — ihre Viertel-Schwenkung, wodurch sie ihre gehörige Richtung schon eingenommen. Die übrigen halben Escadrons aber machen eine Achtelschwenkung, und auf das Commando-Wort: — Marsch! — jagt eine jede halbe Escadron, gerade auf ihren Platz und schliesst sich gehörig an. Die Richtung wird den Escadrons hiebey sehr leicht, da die beyden halben Escadrons des Centri, gleich bey der ersten Schwenkung,

die gehörige Direction angeben. Nur müssen die Anführer der halben Escadronen ihr besonderes Augenmerk darauf haben, dass bey dem Anschliessen ihr rechter Flügel nicht vorprelle.

Wer würde es wohl unternehmen wollen, auch diese Veränderung der Fronte, mit mehrerer Ordnung und geschwinder mit vieren zu machen.

Soll ein Regiment eine schräge Direction nehmen, und dass sich die Schwenkung z. E. auf der zweyten oder fünften Escadron machen soll, so lässt man diese Escadrons erst ihre Direction nehmen, auf welcher sich die übrigen Escadronen sodann formiren. Diese Veränderung der Fronte mit vieren machen zu wollen, wird wohl niemanden einfallen.

Man würde also Unrecht haben, der Meinung vieler Kavalleristen beyzustimmen, die da behaupten wollen, dass man alle Veränderungen der Fronte durchaus mit vieren machen müsse.

5) Die Attake oder der Choc ist noch zu bemerken. Da dieses Manoeuvre im Grunde das einzige entscheidende der Kavallerie ist, so wird wohl kein Officier die Wichtigkeit

davon verkennen, und er muss seine Aufmerksamkeit dabey, wo möglich, noch verdoppeln. Der Ausschlag dieses Manoeuvres hat so oft das Glück und Unglück ganzer Armeen ausgemacht.

Die Seele bey dem Choc ist der Schluss, die Richtung und die gehörige Distance zur Carrière. Eine Fronte, die dieses nicht zu halten und zu beobachten weiss, kann man nur dreist gegen einen Feind, dessen Kavallerie geschlossen und gerichtet attakiret, mit einem Schwarm Fliegen vergleichen.

Man war eine Zeit lang in dem ungegründeten Argwohn, dass die leichte Kavallerie gegen die schwere gar keinen Choc aushalten könne. Man ist aber ganz davon zurück gekommen, seit dem man eingesehen, dass nicht die Grösse der Pferde, sondern die Stärke, die ich meiner Fronte durch Schluss und Richtung, und gehörige Distance, die ich meiner Carrière gebe, den Ausschlag giebt. Mit einer solchen Fronte, die alles dieses beobachtet, kann man sicher seyn, dass ein leichtes Kavallerie - Regiment ein schweres, welches nicht so geschlossen, nicht

so gerichtet ist, nicht so in gehöriger Distance attakiret, immer über den Haufen werfen werde. Es ist mathematisch berechnet, dass, wenn man zwey ungleiche Körper zusammen wirft, von welchen man dem kleinern mehr Geschwindigkeit gegeben, dass dieser dadurch die überlegene Kraft bekommt, den grössern über den Haufen zu werfen. Die Carrière darf daher nicht eher als zwey hundert Schritt vom Feinde angefangen werden. Bis dahin muss die Fronte in einem starken Trabe gehen. Alsdann werden die Pferde in dem Augenblick des Chocs, im völligen Athem und bey völligen Kräften seyn.

Bey Attaken der Kavallerie auf Infanterie muss der Anführer nur den rechten Augenblick in Acht zu nehmen wissen. Hält die Infanterie nicht die gehörige Contenance, und lässt sich auf einer gewissen Entfernung ihr Feuer ablocken; so wird die Kavallerie selbige fast ohne Verlust über den Haufen werfen. Wo möglich muss die Kavallerie diese Attake in zwey Linien machen, damit wenn die Infanterie auch Contenance hält, und ihr Feuer nicht eher giebt, als bis die Kavallerie nahe vor

ihrer Fronte ist, die zweyte Linie ihr nicht die Zeit gebe, sich wieder formiren zu können; denn die Leute und besonders die Pferde, welche in der ersten Linie blessiret und erschossen werden, fallen alsdann gewiss in die Fronte der Infanterie und sprengen selbige auseinander.

Die Bataille bey Minden, im Jahr 1759, im siebenjährigen Kriege, hat hievon ein überzeugendes Beyspiel gegeben, da die hanöversche Garde zu Fuss und ein Theil des Regiments *von Hardenberg*, von der französischen Gensd'armerie attakiret wurde. Die Bravour dieser Kavallerie, und die Contenance (Zeichen der wahren Bravour) jener Infanterie, können allen Kavallerien und Infanterien, zum nachzuahmenden Exempel dienen. Die Kavallerie machte auf einer kurzen Entfernung vor der Infanterie Halt, in der Hoffnung, ihr das Feuer abzulocken, da diese sich aber nicht irre machen liess, fing die Kavallerie ihre Attake von der Stelle an. Die Infanterie liess sie bis vor ihre Fronte kommen, und gab ihr alsdann, kaum auf funfzehn Schritt, eine General-Decharge der zwey hintersten Glie-

der, wobey wenig Kugeln fehl gingen. Die Kavallerie, welche zwar die Infanterie überritt, ward durch dieses entsetzliche Feuer ganz auseinander gesprenget. Die blessirten und todt geschossenen Menschen und Pferde fielen inzwischen alle in die Infanterie-Fronte, und trieben sie ebenfalls so sehr auseinander, dass die Leute Bataillon-Weise in einem Zirkel um die Fahnen zu stehen kamen.

Hätte die Kavallerie in diesem Augenblikke eine zweyte Linie oder Reserve gehabt, so würde sich die Infanterie gewiss nicht wieder haben formiren können, bis ihr etwa Kavallerie zum Succurs wäre zugeschickt worden. Da die Kavallerie aber ihre Leute zusammen suchen musste, um sich wieder zu formiren, so fand die Infanterie die ihr nöthige Zeit auch dazu.

Die Kavallerie muss also die tapferste Infanterie über den Haufen werfen, und ist der Erfolg alsdann nicht so, wie er seyn soll, so sind gewiss die Massregeln oder die Dispositiones, die der Anführer versäumt hat, im Grunde nur Schuld daran.

Dass die Kavallerie in Attaken gegen

Infanterie oft wenig Gefahr ausgesetzt ist, wenn sie selbige nur mit Entschlossenheit angreift, kann ich durch eine selbst gemachte Erfahrung darthun. Im Jahr 1794 den 10 August N. St. in der zweyten Affaire bey Wilna in Lithauen, einer der blutigsten in dieser Campagne, commandirte ich die Kavallerie des russischen Corps, die aus einem Chevaux - legers - einem Karabinier - einem Dragoner - Regiment zusammen 20 Escadrons, und drey Kosaken - Regimentern bestand. Unser ganzes Corps, welches 13000 Mann stark war, war gezwungen, in einer Colonne zu marschieren. Auf einer kurzen Entfernung gegen das Centrum der feindlichen Fronte, kamen wir aus einem Walde, auf einen Platz, der zu wenig Raum hatte, das ganze Corps in Schlachtordnung deployiren zu lassen.

Ich folgte mit der Kavallerie auf die Avant-Garde, die unter Cammando des General-Majors, Fürsten *Zizianow*, aus fünf Bataillon Infanterie bestand. Diese und die Kavallerie waren kaum aus dem Defilée, als der Ausgang desselben gestockt war. Um mehr Platz für die übrigen Truppen zu ge-

winnen, musste ich neben der Avant-Garde, die in einer Colonne blieb, vorrücken und links deployiren: inzwischen blieb doch zu wenig Platz, die übrigen Truppen aus dem Defilée vorrücken zu lassen; denn der Feind hatte Nachricht von unsrer Ankunft und stand bereits in Schlachtordnung. Ich befand mich mit der Kavallerie gegen das Centrum der feindlichen Fronte, diese bestand aus Infanterie und hatte drey aufgeworfene Batterien mit 20 Kanonen vor sich, welche auf unsere Kavallerie gerichtet wurden und zu feuern anfingen. Die Distance war so kurz, dass wenig Kugeln fehl schlugen.

In dieser äusserst gefährlichen Lage wandte ich mich an unsern commandirenden General, mit dem Vorschlage: ohne weiteren Zeit-Verlust, mit unserer Avant-Garde und unsrer Kavallerie das Centrum des Feindes anzugreifen und er ward angenommen. Ich hatte in der Geschwindigkeit, zwischen mir und dem Feinde das Terrain recognoscirt und fand, dass der Feind ohngefähr auf 60 Schritte vor seiner Fronte, einen Ravin mit ziemlich steilen Ufern vor sich hatte, von ohngefähr 80 Schritt

Breite, von 20 Faden Höhe. Die feindliche Kavallerie stand am rechten Flügel in einer Niedrigung und hatte ihren rechten Flügel an den Wilia Fluss gelehnt; gegen diese schickte ich gleich die drey Kosaken-Regimenter, die einem Schwarm gleich, gegen selbige sich in Carrière setzen mussten. Dieses that ich, um die feindliche Kavallerie abzuhalten, mich während meines Durchganges durch den Ravin zu beunruhigen, liess aber zugleich die drey Kavallerie-Regimenter von der Stelle in Carrière über die kurze Ebne bis an das Ufer des Ravins setzen, um der feindlichen Kanonade, der ich nunmehr auf einen Kartätschen-Schuss kam, weniger ausgesetzt zu seyn.

Dem Karabinier-Regimente hatte ich befohlen, mir während meines Durchganges durch den Ravin die linke Flanke zu decken, und nächst dem zur Reserve zu dienen. Das Ufer, welches ich nunmehr herunter musste, war so steil, dass die Fronte nicht geschlossen bleiben konnte, ich musste deshalb in dem Ravin einen Augenblick Halt machen, um selbige wieder herzustellen, nähmlich die

des Isumschen Chevaux-legers-Regiments, denn die andern beyden Kavallerie-Regimenter hatten mehr Hindernisse gefunden, um zugleich in dem Ravin eintreffen zu können, und da eben die Tête der Colonne der fünf Bataillons Infanterie auch eintraf, so setzte ich mich vor das eben genannte Chevaux-legers-Regiment, und ritt nunmehro das andere Ufer herauf. Kaum hatten wir die Höhe erreicht, als wir von der feindlichen Infanterie eine Decharge bekamen, die uns nicht mehr als 27 Mann und einige 40 Pferde kostete.

In demselben Augenblicke setzten wir uns aber auch in Carrière. Das dritte lithauisch-Polnische Infanterie-Regiment, welches für eins ihrer besten gehalten wurde, und sich gerade gegen uns über befand, wurde zuerst geworfen. Von dem ganzen Regimente wurden nur zwey blessirte Officiere und 18 Mann zu Gefangnen gemacht, alle übrige wurden nieder gehauen und fünf Kanonen erobert. Unserer Infanterie ward es jetzt leichter, die feindliche Infanterie, gegen welche sie aus dem Ravin anrückte, ebenfalls zum Weichen zu bringen, und auf diese Art wurde in

einem Augenblick, durch einen entschlossenen Angriff der Kavallerie das Centrum der feindlichen Fronte geworfen, in Unordnung gebracht und der Sieg gesichert; denn der Feind, der jetzt unser ganzes Corps gegen seine geworfene Mitte anrücken sahe, musste sich schleunig zurück ziehen, um nicht seine beyden Flügel von einander abgeschnitten zu sehn, und da selbiger nur zwey Wege zum Rückzuge hatte, geschahe diese Retirade in grosser Unordnung.

Der General, welcher die feindliche Kavallerie des rechten Flügels commandirte, liess selbige, da er die geworfene Infanterie fliehen sah, mit Zügen links abbrechen, und formirte sie wieder auf einer gewissen Entfernung, zwischen der Stadt und dem geworfenen Centrum, da unser Chevaux-legers-Regiment eben in ein feindliches Jäger-Bataillon der zweyten Linie einhauete. Ich konnte nicht anders urtheilen, als dass diese Bewegung des Feindes in der Absicht geschah, unsere Kavallerie, die mit ihrer Infanterie in einem Gemetzel fortging, vom weiteren Vorrücken abzuhalten, und da unser Chevaux-

legers-Regiment, zu welchem der grösste Theil der drey Kosaken-Regimenter gestossen war, nicht hatte geschlossen bleiben können, so führte ich das Dragoner-Regiment mehr links, um der feindlichen Kavallerie die Flanke zu gewinnen, wenn sie etwa hätte vorrücken wollen; da sie aber stehen blieb, ward sie bald von ihrer eignen Infanterie in Unordnung gebracht und gleich darauf von unserer Kavallerie geworfen.

Diese Affaire kostete dem Feinde einen Verlust von mehr als 4000 Mann und 9 Kanonen. Bey dieser Gelegenheit hat mich die Erfahrung noch mehr überzeuget, dass, wenn die Kavallerie so glücklich gewesen, den Feind zu werfen und in Unordnung zu bringen, ein Theil davon nur immer dreist mit ihm gehen kann. Der Feind kann sich so leicht nicht wieder setzen und bringt gewöhnlich die Truppen, die diesem fliehenden Theil zu Hülfe eilen, mit in Unordnung. Es verstehet sich jedoch, dass man den Umständen nach eine stärkere oder schwächere Reserve wohlgeschlossen im Trabe folgen lässt, auf welche sich die

Nachsetzenden im Fall der Noth repliiren können.

Die Kavallerie hat sich auch sehr oft bey diesen Attaken, mit vielem Nutzen der schrägen oder obliquen Linie bedienet, weil ein Flügel alsdann weniger dem Feuer ausgesetzt bleibet.

6) Ich rede noch von der Retirade. Dieses Manoeuvre muss die Kavallerie zu Zeiten sehr nahe vor dem Feinde machen.

Die beste von allen denen, welche man machen kann, ist die en Echec. Ich habe einigen grossen Retiraden mit beygewohnet, die mit ganzen Regimentern gemacht wurden, und wobey der Feind beständig im Respect gehalten wurde.

Diese Art sich zu retiriren, ist im Kleinen, wenn es ein Regiment allein trifft, sich vor dem Feinde zurück ziehen zu müssen, auch am meisten zu empfehlen, und zwar besonders mit halben Escadronen, wobey man wohl thut, sich der Flanqueurs zu bedienen. Der Feind wird durch selbige aufgehalten, und man gewinnet Zeit, seine Fronte zu formiren,

wenn es ihm etwa einfallen sollte, einen Choc zu wagen.

Muss die Kavallerie gegen Infanterie retiriren, so kann man sich dieser nähmlichen Retirade, jedoch ohne Flanqueurs und ohne alles Schiessen, bedienen, denn das Schiessgewehr der Kavallerie ist nicht dazu eingerichtet, dass sich selbige damit gegen Infanterie einlassen könne. Ich sage dieses um deswillen, weil ich habe Retiraden (jedoch nur beym Exerciren, da sie im Ernst nicht anzuwenden sind) machen sehen, bey welchen gliederweise aus dem Karabiner gefeuert wurde. Gegen Kavallerie ist dieses wohl nicht thunlich, denn diese würde bald in einer solchen Fronte sitzen.

Friedrich der Zweyte sagt in seinen Oeuvres posthumes, dass ehedem die östreichische Kavallerie in der Attake aus Karabinern geschossen, dass sie zwar dadurch einige Leute getödtet, aber dahingegen eben durch dieses Feuern sehr oft wäre über den Haufen geworfen worden. Der leichte Kavallerist kann seinen Karabiner nur zu Fusse und auf Vedetten, seine Pistolen beym Charmutziren, in der

geschlossenen Fronte aber nichts, als den Säbel brauchen.

Die Erfahrung hat mich durch zwey Fälle, in denen ich mich befunden, von der Wahrheit dessen, was ich vorhin gesagt, dass die Kavallerie bey dem Choc nie schiessen muss, noch mehr überzeuget, und zwar in dem kleinen Kriege im Jahr 1792 gegen die Pohlen. Der erste Fall ereignete sich den 1. Junius. A. St. in der Affaire unter mir, da der russische General-Lieutenant, Graf *Mellin*, den polnischen General-Lieutenant *Juditsky* schlug. Ich commandirte bey dieser Gelegenheit das zweyte Treffen. Drey Escadrons von meinem Regimente machten den linken Flügel der ersten Linie, und drey Escadrons den linken Flügel der zweyten Linie aus. Da das feindliche Corps anfing durch die Stadt zu defiliren, und wir selbigem mit starken Schritten folgten, wurden wir ohngefähr tausend fünf hundert Schritt von unserer linken Flanke, etwa tausend Mann feindliche Kavallerie, und zwey Bataillone Infanterie in einer Linie gewahr. Die Infanterie hatte ihren rechten Flügel an ein dikkes Gebüsch gelehnet, und die Kavallerie

ihren linken Flügel an einen Wald; das Terrain vor ihrer Fronte war etwas abfallend, und auf drey hundert Schritt war ein kleiner sumpfiger Bach.

Der General - Lieutenant Graf *Mellin* schickte den drey Escadronen meines Regiments der ersten Linie den Befehl, jene Kavallerie zu attakiren, und mir den Befehl, selbige mit den übrigen drey Escadronen der zweyten Linie zu unterstützen. Ich gab dem nächsten Infanterie-Bataillon die Ordre, mit ihren Kanonen meinem Regimente zur Unterstützung zu folgen, und eilte nun den ersten Escadronen nach, die aber wenigstens schon sieben hundert Schritte voraus waren.

Um durch den kleinen Bach zu kommen, musste sich die Fronte an verschiedenen Orten brechen. Der Major, Fürst *Rateow*, der jene drey Escadronen commandirte, liess selbige in der grössten Geschwindigkeit wieder schliessen, und fing nunmehro von der Stelle die Carrière an. Die polnische Kavallerie war ihm schon im Schritte entgegen gegangen, blieb in diesem Schritt und gab, da sie nur noch zwanzig Schritt von ihm war, eine

Decharge aus den Karabinern. Wer nur etwas den Kavallerie - Dienst kennet, wird die Folgen schon voraus sehen. Die feindliche Kavallerie ward über den Haufen geworfen, viele wurden von den Pferden gehauen, noch mehrere verwundet, dreyssig Gefangene gemacht, und verschiedene kleine Fahnen, die ihre National-Kavallerie führet, erbeutet. Ihre Uebermacht war zu gross, als dass sie der Major hätte weit verfolgen können. In diesem Augenblicke kam ich mit den übrigen drey Escadronen dazu. Kaum hatte ich das Regiment formiret, so bekam meine linke Flanke eine Decharge von den zwey Bataillonen feindlicher Infanterie, die sich schon in das dicke Gebüsch gezogen hatten, und die gleich darauf ihren Rückzug auf das geschwindeste fortsetzten. Da ich jetzt eine Schwenkung mit dem ganzen Regimente machen musste, so gewannen sie noch mehrere Zeit, und ich konnte nicht mehr als vierzehn Mann von ihnen gefangen nehmen.

Die Kavallerie hielt nachher nicht mehr Stich, und da diese letzte Affaire schon bey Sonnenuntergang angegangen war, so verhinderte

mich die Nacht, sie weiter als fünf Werste zu verfolgen.

In dieser ganzen Affaire hatte ich nicht mehr als verschiedene erschossene Pferde, einen todten und neun verwundete Soldaten; wovon noch zwey an ihren Wunden starben.

Der zweyte Fall ist eben so überzeugend und lehrreich, dass die Kavallerie bey dem Choc nie schiessen darf.

Den 23. Junius A. St. in derselben Campagne, trafen wir, unter Commando des General-Lieutenants, Baron *Fersen*, ein feindliches Corps vor dem Städtchen Selva an. Nach wenigen Kanonenschüssen zog sich der Feind durch die Stadt. Nun eilten ihnen zwey Regimenter leichte Reiter nach. Ich machte mit dem Meinen die Tête der Colonne, und ging mit einer Viertel Escadron in der grössten Carrière durch den Ort. Auf der andern Seite fand ich die feindliche Kavallerie, acht hundert bis tausend Mann stark, in zwey Linien vor mir, wovon die erste nicht mehr denn hundert und funfzig Schritt von uns entfernt war, die mir wieder im Schritte entgegen kam. (Eine Kavallerie, die beym Choc feuern will,

kann auch wohl nicht gut als nach dem Feuer, die Carrière anfangen.) Ich war noch in Zügen; wie würde es mir ergangen seyn, wenn der Feind gleich, mit dem Säbel in der Faust, die Carrière von der Stelle angefangen hätte? Ich gestehe es auch, dass ich diesen Augenblick als den bedenklichsten ansahe, in welchem ich mich in vier mitgemachten Kriegen befunden; allein Dank sey es der Maxime, die die polnische Kavallerie angenommen hatte, bey dem Choc zu schiessen; denn sie gab mir Zeit, die erste Escadron und drey Züge von der zweyten zu formiren, und zugleich in der grössten Geschwindigkeit so weit rechts zu nehmen, dass mein rechter Flügel mit ihrem linken Flügel eine ègale Direction bekam, wodurch ich den Weg, auf welchem der übrige Theil des Regiments heraus rückte, offen behielt. Jetzt war die feindliche Fronte nicht mehr als vierzig Schritt von mir, und blieb mit angeschlagenen Karabinern noch beständig im Schritte. Ich sahe, dass keine Zeit mehr zu verlieren war, und ging ihnen daher mit meinen sieben Zügen von der Stelle in Carrière entgegen. Auf zwanzig

Schritte bekam ich ihre Salve. Recht deutlich sahe ich, dass ihre Reiter in dem Augenblick, da sie losdrückten, die Zügel ihrer Pferde auch zurück zogen. Ich warf bey dieser Gelegenheit mit zwey hundert Mann gegen fünf hundert über den Haufen, verschiedene wurden vom Pferde gehauen, viele verwundet und einige zu Gefangnen gemacht. Bey dieser Gelegenheit hatte ich nur sechs Blessirte und einen kleinen Verlust an Pferden.

Diese Affaire machte besonders den beyden Herrn Majoren, Fürst *Rateow* und *von Godowitsky*, Ehre, die durch ihre Unerschrokkenheit und Bravour das meiste zu der geschwinden Formirung dieser beyden Escadronen beygetragen hatten.

Schliesslich will ich hier noch die Bemerkung machen, dass die Nothwendigkeit des vielen Exercirens so gross ist, dass man Reiter und Pferd in einer beständigen Uebung halten muss. Wir kennen die Wirkungen davon in den ältern und neuern Zeiten, und was Armeen prästiren können, bey welchen die Truppen in einer beständigen Uebung erhalten werden. Auch sind diese Uebungen

in der Kavallerie doppelt nöthig, da man in selbiger mit Menschen und Pferden zugleich zu thun hat. Eine Kavallerie, die wenig exerciret wird, verliegt sich, sie wird unbehülflich, sie verliert die durchaus nöthige Geschwindigkeit, die sie in Ausführung der Manoeuvres besitzen soll, die Pferde werden schwerer, träge und schwächer und es fehlet ihnen nachher in Affairen an dem nöthigen Athem.

DAS ZEHNTE KAPITEL.

Von den Pflichten eines Officiers auf Märschen.

Zehntes Kapitel.

Von den Pflichten eines Officiers auf Märschen.

Das Regiment mag mit halben Escadronen, Zügen oder zu vieren marschieren, so müssen die Officiere beständig darauf sehen, dass ein jeder Theil seine gehörige Distance behält; selbst der Regiments-Commandeur muss sein Augenmerk darauf haben. Wenn von allen Theilen die gehörigen Distancen in Acht genommen werden, so kann die Tête in ihrem gewöhnlichen Schritte bleiben, und die hintersten werden nie zu jagen bekommen. Geschiehet dieses aber nicht, und es bleiben z. E. Züge zu weit zurück, so hat dieses einen Einfluss bis auf den letzten Zug. Um die Distancen alsdann wieder zu bekommen, muss am Ende gejaget werden, und wenn dieses auf einem Marsch oft wiederholet wird, so

kann man sich vorstellen, was die Pferde der letzten Escadronen dabey leiden müssen.

Die Tête muss immer in einem égalen Schritt gehen, worauf derjenige, der die Colonne führet, Acht haben muss. Bey engen Durchgängen muss die Tête, sobald sie durch ist, den Schritt verkleinern, um den hintersten Zeit zu lassen, ohne vieles Jagen ihre Distancen zu erhalten. Hier kann ich unmöglich umhin, wieder ein Wort von denen zu sagen, die sich auch bey solchen Gelegenheiten, zuweilen vor Kavallerie-Colonnen befinden, und keine Idèe von Führung derselben haben. Es ist keine Schande, eine Sache, die man nicht erlernet, nicht zu wissen, aber den Schein des Wissens anzunehmen, und dadurch Schaden zu thun, ist mehr als Schande.

Derjenige, der eine Kavallerie-Colonne von mehreren Regimentern führet, muss unaufhörlich seine Augen zurück werfen. Sobald er jagen siehet, und die Tête ist in dem nähmlichen Schritte geblieben, muss er gleich zurück schicken, um Rechenschaft von der Ursache zu erfragen, und aufs neue den

schärfsten Befehl geben, dass ein jeder seine gehörigen Distancen in Acht nehme; findet er aber, dass das Terrain daran Schuld ist, so muss er gleich den Schritt verkleinern. Passiret die Colonne ein Defilée, so muss er selbst auf einer Anhöhe halten bleiben, bis die letzten durch sind, und auf diese Art muss er selbst eine unaufhörliche Aufmerksamkeit auf die Führung seiner Colonne anwenden. Will er aber mit zerstreuten Gedanken, die nur einem Spatzierreiter erlaubt sind, vor selbiger herreiten, oder hat er wirklich keinen Begriff von der Führung einer Kavallerie-Colonne, so sey Gott den armen Escadronen gnädig, die das Ende einer solchen Colonne ausmachen, und besondes wenn selbige aus mehrern Regimentern bestehet. Solche Führer aber mögen ja nicht glauben, dass es meine Meinung sey, dass die Kavallerie beständig müsse geschonet werden. Man greife sie an, wenn es der Dienst erfordert und wo es nöthig ist, aber man benehme den Pferden nicht unnützer Weise die Kräfte, die zum wirklichen und reellen Dienste ihnen so nöthig sind —

Doch genug von dieser unangenehmen Materie. Ich kehre in diesem Augenblick mit Vergnügen zu meiner Unterredung mit dem Cornette zurück, für welchen ich eigentlich schreibe.

Der Officier muss nie von seinem Zuge reiten; er muss nicht leiden, dass Leute auf den Pferden schlafen, weil alsdann die Last des Reiters, der bey jedem Tritte von einer Seite zur andern geworfen wird, dem Pferde unerträglich wird; es wird zuletzt matt, auch oft und gemeiniglich gedrückt. Wenn der Marsch weit ist, und es wird ein Halt von einigen Stunden gemacht, so muss der Officier befehlen, dass die Leute die Gurte der Sättel etwas nachlassen; er trägt dabey Sorge, dass selbige, vor dem Signale zum Aufsitzen, schon wieder angezogen sind. Wäre der Halt aber nur auf eine kurze Zeit, so müssen die Officiere, ein jeder seinen Zug, genau nachsehen, ob die Sättel recht liegen, ob die Gurte nicht nachgelassen, oder das Gepäck sich verschoben hat, und was er verschoben daran findet, muss er gleich in seiner Gegenwart wieder in Ord-

nung bringen lassen. Wenn ein Regiment vom Marsche ins Lager rücket, müssen die Officiere darnach sehen, dass die Leute gleich wieder die Gurte nachlassen, und so bald abgesattelt wird, dass den Pferden die Stelle, auf welcher der Sattel gelegen, und die gewöhnlich noch nass ist, abgerieben, und gleich die Decke darauf geleget werde, weil es dem Pferde äusserst ungesund ist, wenn der auf dem Rücken bleibende Schweiss kalt wird, und sich wieder einziehet. Der Officier muss dabey genau nachsehen, ob keine gedrückten Pferde da sind, damit diesen gleich zu Hülfe gekommen werde. Sehr oft finden sich kleine Geschwülste auf dem Rücken, die bloss von der Hitze herkommen, und die man gleich mit Auflegung eines Rasen vertreiben kann. Lässt man aber ein Pferd damit gehen, und es wird den andern Tag wieder gesattelt, so wird es auf dieser Stelle gewiss gedrückt und alsdann bleibt ein solches Pferd oft Monathe lang unbrauchbar. Diese Vorsicht müssen die Officiere auch nehmen, wenn die Pferde von der Weide zum Marsch in die Linie geführet werden. Da

sich die Pferde auf der Weide viel wälzen, so setzt sich leicht Sand oder andere Unreinigkeit zwischen die Haare; wird alsdann der Sattel darauf gelegt, und das Pferd fängt an zu schwitzen, so entstehen auch davon Geschwülste, und das Pferd wird, wenn der Marsch weit ist, gedrückt. Wenn alsdann auch nicht Zeit wäre, das ganze Pferd zu reinigen; so muss doch wenigstens die Stelle des Rückens, auf welche der Sattel zu liegen kommt, vorhero wohl abgerieben werden.

DAS EILFTE KAPITEL.

Vom Charmutziren.

Eilftes Kapitel.

Vom Charmutziren.

Im Charmutziren muss der leichte Reiter auch wohl geübet seyn. Es werden dazu in den Escadronen, wenn man gegen den Feind zieht, die bekanntesten Leute ausgesuchet. Diese müssen eine Zeit lang gedienet haben, und dreiste Reiter seyn. Hiezu gehöret besonders, dass der Reiter sein Pferd auf allen Seiten geschwind zu wenden wisse. Der Reiter muss also sein Pferd genau kennen und Meister davon seyn. Es wird ein jeder dabey wieder einsehen, wie schädlich es ist, dem Reiter oft ohne Noth, bloss um des Rangirens willen, sein Pferd zu verwechseln. Denn kann sich der Reiter nicht auf sein Pferd verlassen, so wird er sich schon hüten, seinem Gegner nahe zu kommen.

Die allgemeinen Regeln, die man zum Charmuziren geben könnte, wären ohngefähr diese:

1) Dass sich die Flanqueurs so weit auseinander ziehen müssen, dass sie die ganze Fronte des Regiments decken.

2) Dass die Leute nie Haufen-weise zusammen halten müssen.

3) Dass diejenigen, die ihre Pistolen abgefeuert haben, nicht halten bleiben, um selbige wieder zu laden, sondern ihre Pferde in beständiger Bewegung erhalten. Diese zweyte und dritte Regel ist besonders gegen einen Feind zu beobachten nöthig, der gut vom Pferde schiesst, als z. B. gegen die Türken.

Nie muss man leiden, dass der Flanqueur in die Luft schiesse, denn dieses heisst, unnütz Pulver verschwenden, und zeigt Feigheit an, wovon man nicht einmal den Schatten bey einem Soldaten leiden muss.

Wenn der Flanqueur seine Pistole abfeuern will, so muss er einen Gegner haben. Gegen diesen setzt er sein Pferd gerade in

Carrière, und feuert seine Pistole auf selbigen ab, sobald er ihm nahe genug ist; in dem nähmlichen Augenblick kehret er sein Pferd wieder um, und muss sich alsdann wohl umsehen, ob er nicht verfolget wird, und wenn dieses wäre, so ergreift er gleich den Säbel oder seine zweyte Pistole, und wenn ihm sein Gegner nahe ist, so kehret er sein Pferd kurz und geschwind wieder um, und sucht seinem Gegner eine Seite, wo möglich die linke, abzugewinnen, da es ihm alsdann leicht seyn wird, seinen Feind vom Pferde zu hauen oder zu schiessen.

Bey Deployaden, wenn selbige nahe vor dem Feinde geschehen, bedienet man sich auch zuweilen der Flanqueurs. Wenn selbige gefordert werden und das Regiment ist noch in der Colonne, so bleiben die Flanqueurs vor selbiger geschlossen, und machen bloss die Avant-Garde; sobald das Regiment anfängt zu deployiren, so ziehen sich die Flanqueurs mit selbigem auseinander, und decken die ganze Fronte des Regiments.

Den Flanqueurs muss anbefohlen werden, wohl auf die Signale Acht zu haben, die

beym Regimente gegeben werden. Wird Appel geblasen und man ist nicht sehr nahe vor dem Feind, so jagen selbige in der grössten Geschwindigkeit durch die Intervalle der Escadrone, ein jeder auf seinen Platz. Wäre die feindliche Fronte aber nahe, so müssen die Flanqueurs aus der Mitte nach beyden Flügeln zu jagen, und von hinten ihre Escadrone gewinnen.

Zur rechten Zeit Appel blasen zu lassen, wird sich der Regiments-Commandeur schon selbst angelegen seyn lassen, denn wären die Fronten nicht weit mehr auseinander, und der Feind zöge auf einmal seine Flanqueurs zurück, so wäre es wohl ein Zeichen, dass er an einen Choc denke, und in diesem Falle würde es gefährlich seyn, die Flanqueurs vor der Fronte zu haben.

DAS ZWÖLFTE KAPITEL.

Von den Vorposten, Convoyen und Escorten, bey Recognoscirungen.

Zwölftes Kapitel.

Von den Vorposten, Convoyen und Escorten bey Recognoscirungen.

Die Pflichten eines auf Vorposten stehenden Officiers sind in allen Diensten durch Vorschriften fest gesetzt. Ein Subaltern-Officier erhält jedes Mal, wenn er detachiret wird, die nöthigen Verhaltungsbefehle, oder er bekömmt dieselben von dem, den er ablöset, welchem sie vor seiner Abschickung mitgetheilet wurden. Der von Ehre und Lust zum Dienste beseelte Officier wird aber, hier sowohl als überall, suchen, seine eigenen Kenntnisse zu erweitern, und bey einem Vorposten kann er oft zeigen, dass er sich welche erworben. Diess kann z. B. geschehen, wenn er in der Geschwindigkeit mit einer kleinen Truppe zur Besetzung eines Postens detachiret wird, wo er seine eigne Disposition

machen muss, und nach den Umständen und der Lage des Ortes, dieselben auf der Stelle, nach eigener Beurtheilung, zu machen gezwungen ist. Jeder junge Officier muss es sich also zur Schuldigkeit rechnen, bey Zeiten die einmal angenommenen Grundregeln zu erlernen, und sie seinem Gedächtniss wohl einzuschärfen. Dreyerley zu beobachten, sey ihm besonders angelegen.

1) Für sein Commando, so klein es auch seyn mag, einen vortheilhaften Posten zu suchen; 2) seine Vedetten nach Regeln auszusetzen; und 3) die gehörige Vorsicht zu brauchen, dass er des Nachts nicht vom Feinde überfallen werden könne. Diess letzte ist für die ganze Armee von der grössten Wichtigkeit, und gereicht dem Officier, der sich so überrumpeln lässt, zu einer nicht geringen Unehre. Ich werde suchen diese drey Punkte etwas mehr auseinander zu setzen.

Was den ersten anbetrifft, so muss er eine solche Situation wählen, dass er weder vom Feinde gesehen, noch weniger aber durch ihn abgeschnitten werden kann. Ist es dem Feinde unmöglich, ihn zu sehen, so bleibt

derselbe in der Ungewissheit von der Stärke des Vorpostens, und kann auch, im Fall ihm die Lust ankäme, einen nächtlichen Ueberfall zu wagen, keine gewisse Direction nehmen, wenn er auch gleich eine Vedette aufgehoben hätte. Ein solches Commando, wenn es abgeschnitten wird, ist immer verloren, und kann nicht einmal den Hauptposten von des Feindes Annäherung benachrichtigen. In vielen Armeen, wenn sie dem Feinde nahe sind, stösst die neue Feldwache zu der alten, und erwartet vereint den Anbruch des Tages, worauf die Ablösung geschieht. Der neu ankommende Officier muss jedes Mal zur Ablösung der Vedetten mitreiten, damit er ganz genau die Oerter ihrer Placirung wisse. Diess setzt wieder gewisse General-Regeln voraus, die jedem Officiere durchaus bekannt seyn müssen. Er muss nähmlich am Tage seine Vedetten so stellen, dass sie ein gewisses Allignement halten. Diess ist von einer ebenen Gegend zu verstehen, wo die Vedetten nicht weiter aus einander gesetzt werden, als dass sie sich sehen können. In einer coupirten Gegend aber müssen dieselben so

postirt werden, dass sie weder abgeschnitten, noch umgangen werden können, das heisst, dass zwischen den Vedetten keine Oerter übrig bleiben, wodurch sich etwas schleichen könne, ohne von den Vedetten gesehen zu werden, und solche Oerter müssen des Nachts gut besetzt werden, als z. B. Büsche, Gehölze, Niedrungen u. s. w.

Sobald die Dunkelheit eingetreten, müssen andere und verdoppelte Massregeln ergriffen werden. Stehet man dem Feinde so nahe, dass er die Plätze der Vedetten wahrnehmen kann, so muss beym Anbruch der Dunkelheit der Officier dieselben verändern, und des Nachts besonders sie so nahe zusammen ziehen, dass unbemerkt nichts passiren kann. Am Tage müssen die Vedetten, so viel als möglich, auf Anhöhen stehen, damit sie desto weiter um sich sehen können, des Nachts aber unter den Anhöhen, denn wenn die Nacht noch so dunkel ist, so kann die Vedette, sobald jemand die Anhöhe erreicht hat, selbigen immer gewahr werden, ohne selbst erkannt zu werden. Würden die Vedetten aber des Nachts auf Anhöhen stehen; so würde der Feind, der

sich ihnen nähern wollte, diesen Vortheil auf seiner Seite haben.

Allein nie muss sich der Officier bloss auf sie verlassen, denn ohnerachtet er alle vorgeschriebenen Regeln beobachtet, und seine Vedetten-Posten nicht dem geringsten Tadel unterworfen sind, so ist doch nichts Leichteres und nichts Gewöhnlichers, als Vedetten aufzuheben. Der siebenjährige Krieg liefert uns hiervon verschiedene Beyspiele, als: bey Hochkirch, bey dem Ueberfall bey Fulde, bey dem Entsatz von Braunschweig u. s. w. Gegen solche Zufälle kann man sich nicht besser sichern, als durch Patrouillen, die man in des Feindes Nähe so oft gehen lassen muss, dass, wenn die eine zurück kommt, die andere schon wieder abgeht.

Folgende Art ist noch für jede grosse Feldwache besonders zu empfehlen: Der Befehlshaber derselben muss genau wissen, wie viel Zeit die Patrouille braucht, um die ganze Runde zu gehen. Wir wollen z. B. eine Stunde annehmen. Wenn nun des Nachts das Patrouilliren angeht, so wird die erste Patrouille ausgeschickt, um, von der Rechten zur Linken,

die Runde zu verrichten. Eine halbe Stunde nach dem Abgang der ersten geht eine zweyte, von der Linken zur Rechten, und so wie die eine zurück kommt, geht wieder eine neue aus, die sich mit der vorhergegangnen immer kreuzen muss. Auf diese Art muss der Feind, selbst nach einer aufgehobenen Vedette, auf eine dieser vervielfältigten Patrouillen stossen. Man kann dem Officiere der Vorposten die möglichste Attention auf jede Kleinigkeit nicht genug anpreisen, welche er beym Anbruche des Tages verdoppeln, und die ganze Feldwache zu Pferde sitzen lassen muss. *Friedrich der Zweyte*, König von Preussen, sagt in seiner geheimen Instruction an die Officiere seiner Armee:

„Sollten die Feldwachen, wegen Mangel „an Leuten, die Vedetten, besonders in Ge„birgen, wo es viele Thäler giebt, weitläuf„tig stellen müssen, oder die Nacht finster „und stürmisch seyn, so müssen die Vedet„ten wechselsweise rechts und links zu ein„ander reiten, doch so, dass immer eine auf „dem Platz stehen bleibt, damit nichts durch„schleiche. Bey solchen Gelegenheiten müs-

„sen beständig Patrouillen gehen, und die „Leute der Feldwache beständig in Bewe- „gung seyn.

Vorerwähnte königliche Instruction, die die Hand eines Meisters in jeder Art der Kriegeskunst entworfen, rathe ich jedem Officier, mit Aufmerksamkeit zu lesen und sich eigen zu machen. Die Werke des Herrn *Grandmaison*, vom kleinen Kriege, und auch der Partisan des Herrn *Gency* können einem Officier richtige Begriffe vom Dienste der leichten Truppen beybringen, da obgedachte Schrifftsteller diese Materie weitläuftig und gründlich abgehandelt haben.

Wie wenig man sich bloss auf die Vedetten, ja selbst auf die Feldwachten verlassen kann, wenn nicht das beständige Patrouille Reiten dabey beobachtet wird, darzu kann ich ein Beyspiel anführen.

Zu Anfang der Campagne von 1794 in Pohlen, hatte ich verschiedene Corps in Litthauen gegen mich, die ich zu beobachten hatte, um sie von dem Eindringen in unsere Grenze abzuhalten. Die Distanz, die mir anvertraut war, war gross, weshalb ich mit

meinem Corps in beständiger Bewegung seyn musste. Ein Polnisches Corps von ohngefähr, 2000 und einigen hundert Mann, hatte bey dem Städtchen Ochsmen, sieben Meilen von Wilna, Posto gefasst; es war unbeweglich stehen geblieben, da ich auf fünf Meilen vor selbigem vorbey ging, um ein ansehnliches Corps, welches sich unsern Grenzen genähert hatte, anzugreifen. Nach einigen Tagen kam ich nach einer glücklichen Affaire wieder zurück. Ich war überzeugt, dass ohnerachtet der vortheilhaften Position des Feindes, derselbe meinen Angriff dennoch nicht würde abgewartet haben, um so viel weniger, da ich ihm an Stärke und besonders an Artillerie überlegen war; nur ein Ueberfall war das einzige Mittel ihm beyzukommen. Dieses gelang mir, das ganze Corps ward aufgerieben, und der Feind konnte diesen Verlust bloss dem Mangel der Patrouillen zuschreiben.

Ich kam an einem Abend bey dem Städtchen Trabe an, fünf Meilen von Oschmen, wo das vorhin angeführte feindliche Corps stand. Ich liess bey ersterem Orte das Lager beziehen und blieb daselbst bis den andern

Nachmittag um drey Uhr. Den Vorposten hatte ich den Befehl gegeben, alle diejenigen, die von der Seite des Feindes kommen, oder dahin gehen würden, nicht zurück zu weisen. Den andern Nachmittag um drey Uhr setzte ich mich wieder in Marsch, gerade gegen den Feind. Meine Avant-Garde hatte den nähmlichen Befehl, der den Vorposten bey Trabe gegeben war. Um sieben Uhr Abends hatte ich zwey Meilen zurückgelegt, und kam bey dem Städtchen Olschan an; hier ward mir durch die Kosaken der Avant-Garde ein Bedienter zu Pferde gebracht, der in seinem Schrecken eingestanden hatte, dass ihn sein Herr, ein Edelmann, auf Anliegen des feindlichen Generals geschickt hätte, um Nachricht von uns einzuziehn. Ich stellte mich, als ob ich diesen Menschen für besoffen hielt, und ihm nicht glaubte, und befahl, ihn zurück reiten zu lassen; in seiner Gegenwart hatte ich auf einer Anhöhe ein Lager abstecken lassen; nachdem dieser Bediente aber fort war, und die Truppen eine Stunde ausgeruhet hatten, brach ich mit meinem Corps wieder auf, und nahm nunmehro alle Behutsamkeit, dass der Feind von meinem

Marsch keine weitere Nachricht bekommen konnte. Funfzig Kosaken mussten in einer gewissen Entfernung vor der Avant-Garde reiten, die, wenn sie Dörfer auf dem Wege vor sich fanden, sich von weitem schon in Carrière setzen, durch selbige jagen und auf der andern Seite alle Zu- und Ausgänge besetzen mussten, ohne sich jedoch bis zur Ankunft der Avant-Garde auf Anhöhen sehen zu lassen. Sobald die Nacht eingetreten war, mussten diese 50 Kosaken drey Mann auf 50 Schritte vor sich her reiten lassen. Der Befehl war gegeben, die grösste Stille zu beobachten, und unter keinem Vorwande, bey keiner Gelegenheit einen Schuss zu thun. Den drey vordersten Kosaken war angewiesen, sobald sie angerufen oder auf etwas stossen würden, bloss einen Laut von sich zu geben, und auf diesen Laut sollten sich sämmtliche 50 Kosaken vor der Avant-Garde in Carrière setzen und auf diese Art eine Werste weit auf dem grossen Wege fortjagen, sodann Halt machen und die Ankunft der Avant-Garde erwarten. Die Nacht war äusserst dunkel und der Weg ging meistens durch Wälder und Gebüsche, welches alles

bey dieser Unternehmung mir sehr zu Statten kam. Eine Meile vor dem feindlichen Lager fanden wir das erste Kavallerie-Piket von 20 Mann, bey einem Wirtshause. Die Vedetten, die nahe vor demselben standen, hatten kaum angerufen, da sie von den drey ersten Kosaken überritten und das ganze Piket durch die Carrière der 50 Kosaken von ihrem Corps abgeschnitten wurden. Drey Mann wurden zu Gefangenen gemacht, die übrigen entkamen zu Fusse, durch Hülfe der Dunkelheit und der Gebüsche. Von den Gefangenen erfuhr ich, dass sich auf eine halbe Meile von da wieder ein Piket befände, es ward mir noch leichter, dieses auf dieselbe Art zu überrumpeln. Der Marsch ward in der grössten Stille fortgesetzt, bis wir endlich, da wir uns noch im Walde befanden, feindliche Schildwachten ganz nahe rufen hörten. Ich liess hierauf Halt machen, um die ganze Colonne geschlossen zusammen zu haben, und schickte unterdessen einen Jäger-Officier nebst einigen Jägern mit dem Befehl, sich dem Rufen dieser Schildwachten zu nähern, und wo möglich eine davon zu greifen. Der Officier kam aber

bald mit der Nachricht zurück, dass der Wald gleich zu Ende, der Feind ganz nahe und bey dem Lager-Feuer zu sehen sey. Ich ritt hierauf selbst aus dem Walde, und fand zwischen selbigem und des Feindes Fronte eine Ebene von ohngefähr 800 Schritten. Die ganze feindliche Fronte war durch den Fluss Oschmenka, hinter welchem sie ganz nahe war, gedeckt, und das Städtchen Oschmen lag auf der andern Seite, an welche der feindliche linke Flügel stiess. Auf dem Flusse befanden sich zwey neue breite Brücken, wovon die eine nahe unter dem Städtchen, und die Andere eine halbe Werste davon oberwärts lag. Der Feind, der da wusste, dass ich den Abend vorher drey Meilen von ihm ein Lager bezogen hatte, konnte nicht anders glauben, als dass ich die Nacht daselbst zubringen würde; inzwischen war sein ganzes Lager doch wachsam, sie hatten viele Feuer angelegt, um welche ihre Infanterie mit den Gewehren lag, und die Kavallerie hatte gesattelt und gezäumet. Ich konnte dieses alles bey ihrem Feuer sehr deutlich sehen, ob es gleich noch äusserst dunkel war.

Ich liess hierauf das ganze Corps aus dem Walde rücken und formirte selbiges in der Ebne in zwey Colonnen, von welchen die Kavallerie die Tête machte. Einer jeden Colonne hatte ich einen der Juden gegeben, die ich zu Wegweisern mitgenommen hatte, und die selbige gerade auf die Brücken zuführen mussten. Der Kavallerie hatte ich den Befehl gegeben, so viel als möglich den Schritt der Pferde zu verkürzen, damit die Infanterie hinter ihr geschlossen bleiben könne, und dann noch keinen Schuss zu thun; der erste Schuss aber, der von Seiten des Feindes fallen würde, solle das Signal seyn, auf welches sich die Kavallerie in Carrière setzen, über die Brücken jagen, auf der andern Seite die Escadronen formiren, und sodann auch gleich Escadron-Weise in den Feind einhauen solle. Die Colonnen näherten sich in der grössten Stille den Brücken, bis endlich zwey feindliche Schildwachten, die auf der Brücke gegen der rechten Colonne standen, das Treten der Pferde hörten und nach dreymaligem Anrufen feuerten, worauf die Kavallerie in Carrière über beyde

Brücken ging und auch gleich Escadron-weise in den Feind einhieb. — Die Infanterie, die nicht weit zurück geblieben war, rückte in starken Schritten an, und formirte sich auf der andern Seite des Flusses, konnte aber an der Affaire selbst keinen Theil nehmen, da die Kavallerie sie allein endigte, und in diesem Augenblick fing es auch eben an zu tagen. Ueber 600 Mann wurden nieder gehauen, ohngefähr so viel Gefangene gemacht, und alles, was zum Corps gehörte, Equipage und Vorräthe, genommen. Hätte sich der Feind nicht bloss auf seine Vorposten verlassen, und während der Nacht nur auf dem grossen Wege beständig Patrouillen gehen lassen, dieser Unfall hätte ihm nicht begegnen können. Stehet man in einer gewissen Entfernung vom Feinde, so werden gewöhnlich auf den Wegen, auf welchen der Feind herkommen kann, von den grossen Feldwachten alle Nächte Parthien ausgeschickt, um eine Stunde vor Anbruch des Tages die Gegend zu erreichen, wo sie Nachricht vom Feinde einziehen können, oft bis zu solchen Oertern, wohin der Feind auch gewöhnlich seine Pa-

trouillen vorschickt, welches man sehr leicht erfährt.

Die Abschickung dieser Parthien geschiehet, um frühzeitig Nachricht zu haben, ob der Feind in seiner Stellung geblieben, ob er nicht zurück gegangen, oder vielleicht gar im Anmarsch sey, welches letztere gewöhnlich vor Tages-Anbruch geschiehet.

Diese Parthien müssen nicht stark seyn und sollte man auch Ursache haben, zwanzig Mann auszuschicken, so wird der commandirende Officier derselben doch wohl thun, auf dem Hinwege den grössten Theil seines Commandos auf gewissen Punkten stehen zu lassen, um sich auf diese im Fall der Noth repliiren zu können, mit drey oder höchstens vier Mann aber, so weit als nöthig selbst vorzugehen. Mit dieser wenigen Mannschaft kann er sich leichter anschleichen, er kann nicht so leicht entdecket werden, und sein Rückweg wird ihm leichter. Dass man hiezu die best berittenen Reiter aussuchen muss, verstehet sich. Diese Parthien aber anzuführen, und solche Aufträge gehörig auszurichten, dazu gehöret wieder ein erfahrener

und vernünftiger Officier. Seine Bestimmung ist oft wichtig, und auf seinen gründlichen und geschwinden Bericht vom Feinde kann der commandirende General oft schleunig die nöthigsten Verfügungen treffen. Der Officier muss die Regeln, die bey einer solchen Gelegenheit zu beobachten sind, kennen. Z. B. wenn er nur den Auftrag hat, eine gewisse Gegend abzureiten, um sicher zu seyn, dass bis dahin sich nichts vom Feinde befindet; so muss er so viel als möglich die Dörfer vermeiden, selbige umreiten, wenn es sich thun lässt, oder wenn die Nächte sehr dunkel sind, mit seiner wenigen Mannschaft, einzeln in der grössten Stille durchreiten, sich eben so auf seinem Rückwege verhalten. Auf diese Art können lange in einer Gegend des Nachts Parthien gehen, ohne dass es den Einwohnern bekannt wird. Der Feind wird alsdann auch nicht so leicht Nachricht davon haben, und diese Parthien können alle Nächte mit mehrerer Sicherheit ihre Distancen abreiten.

Muss der Officier durch Wälder, in welchen er befürchten kann, Partheyen des Feindes zu begegnen, so lässt er zwey Mann, nicht

sehr entfernt einzeln vor sich her reiten. Dass die grösste Stille hiebey herrschen und die nähmliche Behutsamkeit dabey beobachtet werden muss, die man bey nächtlichen Ueberfällen beobachtet, wird ein jeder Officier einsehen. Z. B. dass die Leute nicht unnütz noch weniger laut mit einander reden, dass sie keinen Toback rauchen, — denn nicht allein das Feuer in der Pfeife, das Feuer-Anschlagen sogar kann auf eine ziemliche Entfernung gesehen werden, — dass keine Pferde, die wiehern, noch Hell-Schimmel mit genommen werden u. s. w.

Zuweilen muss der Officier bis zu einem gewissen Orte reiten, der zwischen den beyden Armeen gelegen, um bey den Einwohnern Nachricht vom Feinde einzuziehn, welches wieder grosse Behutsamkeit erfordert, weil es dem Feinde nicht unbekannt bleiben kann, wenn eine solche Parthie oft hintereinander nach einem Orte kommt. Das Eintreffen solcher Parthien in solche Oerter muss folglich nicht beständig zur nähmlichen Stunde geschehen, vielmehr einmal kurz nach eingetretener Nacht, dann wieder vor Tages An-

bruch, oder mitten in der Nacht; der Officier wird hiebey noch wohl thun, bey dem ersten Hause Halt zu machen, den Wirth heraus kommen zu lassen, und diesen in den Ort voraus zu schicken, gleich hinter ihm aber einen Reiter folgen lassen, und hinter diesem in einer kurzen Entfernung selbst reiten; in dem Orte muss sich der Officier nicht lange aufhalten, und kann er umhin nicht selbst in den Ort zu reiten und denjenigen heraus kommen zu lassen, mit dem er zu sprechen hat so ist es besser, er setzt sich und sein kleines Commando weniger Gefahr aus.

Ist der Feind nahe und Ursach zu vermuthen, dass ihm auf dem Wege aufgelauert wird, so muss der Officier noch grössere Vorsichts - Massregeln brauchen, er muss, sobald er sich solchen Gegenden nähert, beständig ein oder zwey Mann einzeln vor sich her reiten lassen, und diese müssen alle Oerter, wo sich kleine Parthien versteckt halten können, vorher wohl untersuchen. Ich weiss ein Beyspiel, dass eine Parthie sich unter einer hohen Brücke versteckt gehalten, über welche es bekannt war, dass die Feinde

alle Nächte eine Patrouille schickten, nachdem diese herüber geritten war, prellten jene in einer grössern Anzahl vor; einleuchtend ist es, dass sich fast keiner rettete. Ein Officier, der mit einer solchen Parthie ausgeschickt wird, muss suchen, so viel als möglich, Kenntnisse von der Gegend zu bekommen, die er durchzureiten hat, von den verschiedenen Wegen, Gehölzen, Flüssen, Morästen u. s. w., damit, wenn es dem Feinde auch gelingt, ihm mit seinen Leuten den geraden Rückweg abzuschneiden, er durch Umwege dennoch dem Feinde entwischen und zu seinem Posten zurück kommen könne.

Der Officier wird noch wohl thun, bey einer solchen Gelegenheit seinen Leuten im voraus anzubefehlen, dass sie auseinander sprengen und über die Felder verschiedene Wege zu erreichen suchen, in der Dunkelheit wird es gewiss, wenn auch nicht allen, doch einem oder dem andern gelingen, seinen Posten zu erreichen, um dem commandirenden Officier desselben, von dem, was vorgefallen, Nachricht geben zu können.

Der Commandant einer jeden grossen

Feldwache, der eine solche Parthie ausgeschickt hat, muss selbiger vor Tages Anbruch eine zweyte entgegen schicken, um zu verhüten, — wenn die erste von dem Feinde, der im Anmarsch ist, gefangen worden, — überfallen zu werden, und er dennoch frühzeitig genug von des Feindes Annäherung Nachricht haben könne. Dass in einem feindlichen Lande ein jeder Officier, bey allen vorkommenden Gelegenheiten, seine Behutsamkeit, wo möglich, noch vermehren muss, brauche ich wohl nicht noch anzuführen.

Ein auf der Feldwache ankommender Officier muss sich die Gegend genau bekannt machen. Er muss die Namen aller Oerter, die er sehen kann, wissen. Ihm darf nicht unbekannt seyn, wo die etwanigen Wege herkommen und hingehen; die vorliegenden Gehölze oder Büsche, Fusssteige sogar, muss er untersuchen. Die Stellen, wo ein in der Nähe liegender Fluss durchwadet werden kann, erfordern seine Aufmerksamkeit, der mit einem Worte nichts entwischen soll, was seine Sicherheit einiger Massen stören könnte. Mit einer durch nichts zu hintergehenden Behut-

samkeit muss der Officier mit allem, was von Seiten des Feindes kommt, umgehen, besonders aber in den Fällen, wenn unter verschiedenem Vorwande, wie es bisweilen geschieht, ein Officier nebst einem Trompeter, oder auch nur der Letzte allein mit Briefen oder Commissionen abgeschickt wird. Diese müssen vor den Vedetten angehalten werden, und der Officier muss alsdann zu ihnen reiten, um ihnen die Papiere abzunehmen, oder um die Ursache ihrer Ankunft zu fragen, sie aber in keinem Falle zu seinem Posten führen. Sollte er wegen der Antwort sie nicht so lange vor den Vedetten halten lassen können, so muss er ihnen die Augen verbinden, und sie durch Umwege in ein nahes Haus oder Dorf führen lassen, auch nicht eher als bis sie daselbst angelangt, ihren Augen das Band, das sie schliesst, entziehen. Sollte weder ein Haus noch ein Dorf nahe seyn, so lasse er den Abgeschickten in ein Gehölz führen, wo derselbe nicht weit um sich sehen kann.

Wie behutsam sich bey solchen Gelegenheiten ein Officier benehmen muss, will ich durch ein Exempel beleuchten. Ein General,

der leichte Truppen commandirte, hat mir folgenden Fall selbst erzählet: Der Feind, dem er entgegen gesetzt war, bekam Lust, einen von einem ansehnlichen Detachement ausgestellten Vorposten zu attakiren. Er fand einen Vorwand, an den Befehlshaber des Hauptpostens zu schreiben, und sandte mit diesem Briefe einen Officier an denjenigen, der den Vorposten selbst befehligte, mit beygefügter Bitte: sein Schreiben so schnell als möglich an seinen Chef zu befördern, und um die schleunigste Antwort zu ersuchen. Der abgeschickte Officier aber hatte geheime Befehle, wohl nach der Uhr zu sehen, wie lange diese Antwort ausbleiben würde. Nach dieser Zeit beurtheilte er, wie viel Zeit man brauche, diesem Vorposten Succurs vom Haupt-Commando zu schicken, und nach gemachter Ausrechnung, attakirte er den andern Tag, obenbemeldeten Vorposten.

Noch muss der Officier auf den Vorposten besonders aufmerksam und auf seiner Hut seyn: 1) wenn die Nächte sehr dunkel sind, und 2) wenn das Wetter sehr stürmisch und regnig ist; denn alle diese Fälle erleichtern

recht sehr die Ueberfälle, Aufhebungen der Vedetten und Patrouillen.

Im Jahr 1789, da der Fürst *Potemkin* die Expedition nach Palanka und Akerman machte, welche Festungen er, wie bekannt, gleich bey seiner Annäherung einnahm, liess er mich mit meinem Regimente und zwey tausend Kosaken vor der Festung Bender, theils um die Vorposten eines Corps, welches unter Commando des General-Lieutenants, Grafen *de Balmain*, acht Werste von der Stadt stand, zu halten, als auch die Parthien, die nach oder aus dieser Festung gehen würden, zurück zu halten. Der Fürst wünschte einige Türken aus Bender bekommen zu können, da man bisher nur wenige Bauern aus der Vorstadt fest genommen, die einige Nachricht von dem Zustande der Garnison geben konnten. Das Wetter ward gleich nach meinem übernommenen Commando sehr regnig und stürmisch, ich nutzte diese Zeit und hob ihnen ohne Mühe des Morgens früh, unter den Wällen der Stadt, zwey Patrouillen auf, die ich schon zu meinem Hauptposten geführet hatte, ehe die Garnison einmal Nachricht davon erhielt.

Einem Officier, der nicht die gehörige Geschicklichkeit in Aussetzung der Vorposten hat, dem wird man auch schwerlich die Führung einer Convoye, oder Bedeckung der Generale, bey Recognoscirungen, anvertrauen können. Beyde Fälle erfordern grosse Behutsamkeit und Gegenwart des Geistes. Bey ersteren muss der ganze Transport gedeckt seyn, eine Avant-Garde, Arrier-Garde und Seitenbedeckung haben. Der commandirende Officier marschiert mit dem Haupt-Commando auf der Seite, wo er die Ankunft des Feindes erwarten kann. Beym Durchgange durch Defiléen, wenn ihn selbige in seinem Marsch aufhalten, muss er gleich eine vortheilhafte Stellung wählen, auf welcher er den Transport deckt. Die Avant-Garde lässt während des Marsches erst durch einzelne Leute alle Anhöhen, die vor ihr sind, besteigen, die Seiten-Patrouillen müssen ein gleiches mit den Anhöhen thun, die auf den Seiten liegen. Die Arrier-Garde, wenn sie eine Anhöhe verlässt, muss auf selbiger eine doppelte Vedette zurücklassen, die nach einer gewissen Distance, oder wenn die Arrier-Garde eine zweyte An-

höhe erreicht hat, von weitem folget. Alle Gehölze, Büsche, Ravins, Dörfer u. s. w. müssen sorgfältig durchsucht werden, damit der Feind nicht die Convoye auf der einen oder der andern Seite unvermuthet angreifen könne, ohne gleich Widerstand zu finden. Es müssen mit einem Worte alle mögliche Vorsichts-Massregeln genommen werden, damit der commandirende Officier frühzeitig genug von der Ankunft des Feindes benachrichtiget sey, um bey Zeiten seine nöthigen Dispositionen machen zu können, und ihn zurück zu schlagen. Von diesen Dispositionen lässt sich nicht gut etwas bestimmen, da sich selbige nach der Stärke des Commando, nach der Stärke des Feindes, und nach der Verschiedenheit des Locale richten müssen. In dem Transport selbst muss die grösste Ordnung herrschen. Die Wagen müssen dicht auf einander folgen. Wenn einem oder dem andern etwas zerbricht, so muss dieser gleich aus der Tête geschaft, und nahe am Wege, in der grössten Geschwindigkeit repariret werden, damit nicht der ganze Transport dadurch aufgehalten werde. Würde eine solche Convoye

attakiret, so muss schon im voraus eine hinlängliche Anzahl Leute bestimmt seyn, die bey den Wagen bleiben und einzeln längs der File vertheilet seyn müssen; diese müssen darauf Acht haben, dass in der Zeit, da die Bedeckung mit dem Feinde Hand gemein ist, die Bauern oder Fuhrknechte kein Geschrey anfangen, welches gewöhnlich durch die ganze File die grösste Furcht verbreitet, noch weniger, dass sie ihre Wagen verlassen und davon laufen dürfen, welches letztere besonders, bey der schwersten Strafe, verboten werden muss; ferner, dass es den Soldaten anbefohlen sey, auf diejenigen zu feuern, die sich von ihren Wagen entfernen würden, denn da die Furcht sich dieser Leute leicht bemeistert, so kann man nicht behutsam genug seyn, in einem solchen Augenblicke die Ordnung in dem Transport selbst zu erhalten. Ich habe solch einen Allarm in Transporten erlebt, bey welchen der commandirende Officier nicht genugsam Leute mit den gehörigen Instructionen längs der File vertheilet hatte; der Feind hätte gewiss die Verwüstung in selbiger nicht anrichten können, die das

panische Schrecken der Fuhrknechte zu wege gebracht hatte.

Wenn es dem Officier gelungen, den Feind zurück zu schlagen, so muss er noch diese Regel dabey beobachten, bey einer solchen Gelegenheit, denselben nicht mit zu vieler Hitze zu verfolgen, damit er sich nicht zu weit von dem Transport entferne, oder wohl gar in einen Hinterhalt gelockt werde.

Ein solcher Officier muss noch die grösste Sorgfalt tragen, damit, wenn er auch wirklich mit einer feindlichen Parthie Hand gemein wird, in dieser Zeit dennoch nicht die Convoy unnütz angehalten werde; sie muss vielmehr in ihrem gewöhnlichen Gange bleiben; denn nicht selten werden vom Feinde kleine Parthien leichter Truppen voraus geschickt, um die Convoy aufzuhalten, damit ein stärkeres Commando Zeit gewinne, anzurücken.

Bey Recognoscirungen der Generale hat sich der Officier, der die Escorte commandiret, auch in vielen Stücken eben so, wie auf den Vorposten zu verhalten. Oft müssen erst die

feindlichen Vorposten zurück getrieben werden, wobey man sich mit dem Feind in kein Plenkern einlassen muss, wodurch derselbe nur Zeit gewinnen würde, Verstärkung zu bekommen, ehe der General seine Recognoscirung geendigt hat. Man muss deshalb gleich mit einem solchen Ungestüm auf die feindlichen Vorposten fallen, dass ihnen nur die Zeit übrig bleibt, davon jagen zu können. In dem nähmlichen Augenblick müssen gleich alle Anhöhen mit doppelten Vedetten versehen werden, damit, wenn sie etwas vom Feinde gewahr werden, und einer davon mit der Meldung zurück reiten muss, dennoch einer auf dem Posten bleibe. Büsche und Gehölze müssen den Augenblick durchsucht und besetzt seyn. Hohle Wege, besonders wenn deren verschiedene vorwärts liegen, durch welche der Feind ankommen könnte, müssen sogleich besetzt werden. Die Vedetten in selbigen müssen so weit als möglich vorprellen; sie müssen dabey den Befehl haben, dass diejenigen, die etwas vom Feinde ankommen sehen, ihre Pistolen in die Luft

schiessen. Der commandirende Officier selbst bleibt auf einer Anhöhe halten, von welcher er, wo möglich, das Ganze übersehen kann. Sobald ein solcher Schuss gefallen, so wird er bald an dem Rauche, der sodann aus dem hohlen Wege in die Luft steigt, gewahr werden, durch welchen Weg der Feind hervor dringt, da es ihm alsdann leicht wird, den Rückweg des Generals zu decken.

Wenn ein Officier alles das, was ich über die unumgänglich nöthigen Kenntnisse des Dienstes der leichten Truppen angeführet habe, recht ermessen und überlegen will, so wird er selbst eingestehen müssen, dass er diesem Dienste seine ganze Aufmerksamkeit widmen muss, und gleich von seinen ersten Dienst-Jahren an keine Gelegenheit vorbey lassen darf, so wohl durch Theorie als Praxis die Geschicklichkeit zu erlangen, die solche vorgeschriebene Fälle erfordern, durch welche Geschicklichkeit er in einer Armee sich bald bekannt und brauchbar macht. Seinen Fleiss wird er bald belohnet sehen, da der Ruf, den er sich durch aus-

gezeichnete Dienste erwirbt, ihm den Weg zu einem geschwinden Glücke bahnet, und wie sollten nicht die vielen Beyspiele, die wir hiervon in allen grossen Armeen haben, jeden jungen Officier der leichten Truppen aufmuntern?

DAS DREYZEHNTE KAPITEL.

Von der Fouragirung.

Dreyzehntes Kapitel.

Von der Fouragirung.

Die Fouragirung erfordert, so wie alle andere Sachen, auch ihre besonderen Kenntnisse und Grundsätze, nach welchen man handeln muss. Dieser ziemlich wichtige Theil der Militär-Wissenschaft verlangt, dass der, ihn zu verrichten, commandirte Officier die Art und Weise kenne, wie fouragiret wird, wie die Fouragir-Bunde gebunden und aufs Pferd gelegt werden müssen, und mit einem Worte, alles, was bey einer solchen Expedition zu observiren ist.

Das Fouragiren geschiehet auf zweyerley Art: 1) mit gesattelten und 2) mit ungesattelten Pferden. Jede dieser Arten erfordert ihre besondern Bunde. Nachdem ich noch von der Fouragirung ein Wort gasagt haben

werde, will ich eine genaue Beschreibung des Fouragir-Bundes für ein ungesatteltes Pferd ausführlicher entwerfen.

In einigen Armeen ist die Art, ohne Sattel zu fouragiren, ganz unbekannt, und doch hat selbige in vielem Betracht, wenn es nur die Umstände erlauben, ihr einleuchtendes Gute. Geschehen die Fouragirungen weit vom Lager und müssen sie oft wiederholet werden, so ist diess ein Verderb der Pferde, die dadurch leicht herunter kommen, welches folglich den Kavallerie-Regimentern schädlich und verderblich ist. Diesem Uebel abzuhelfen, muss man also suchen, jedes Mal, wenn fouragirt wird, die Quantität der Fourage zu vergrössern. Diess aber kann nur mit ungesattelten Pferden bewerkstelliget werden, welchen fünf Pud oder zwey hundert Pfund mehr, als gesattelten aufgeladen werden können. Einem gesattelten Pferde kann man nicht mehr, als sieben Pud oder zwey hundert achtzig Pfund Fourage auflegen, wenn man das Sattelzeug nicht ganz ruiniren will; einem ungesattelten Pferde aber kann zwölf Pud oder vier hundert achtzig Pfund aufgepackt werden,

das Pud zu vierzig Pfund gerechnet. Die von einem Regimente ausgeschickten Fourageurs sollen eigentlich auf drey Tage Fourage mitbringen, diese Berechnung kann aber nur bey trockner Fourage Statt finden, die an ihrem Gewichte nicht verlieret, folglich kann hier nur von solchen Fouragirungen die Rede seyn, die aus den Dörfern geschehen. Denn ein Pferd unserer leichten Kavallerie, wenn es keinen Hafer bekommt, braucht wenigstens vierzig Pfund Fütterung, auf vier und zwanzig Stunden, welche Art von Fourage man auch annehmen wollte; da man aber gegen den Feind, in keinem Falle, gern mehr als das dritte Pferd ausschickt, so kommt diess nöthige Futter auf drey Tage, auch selbst bey trockener Fourage, nicht heraus. Bey der Fouragirung ohne Sattel aber bringt ein Pferd Fourage, die an ihrem Gewichte nicht verlieret, für drey andere, und zwar auf vier Tage mit sich. Bey den Fouragirungen der grünen Fourage im freyen Felde bleibt das Gewicht für beyde Art Bunde das nähmliche. Da diese Art Fourage aber, sobald selbige ins Lager kommt, auseinander

gebunden, und zum Trocknen dünn ausgestreut werden muss, (man erinnere sich hier dessen, was ich über diese Materie, vorher im zweyten Kapitel, gesagt, da ich von dem Verluste der Pferde unter Otschakow geredet,) so verlieret dieses grüne Futter, besonders wenn die Hitze im Sommer heftig ist, wieder ein Ansehnliches an seinem Gewichte, und das Pferd zugleich in der ihm zugestandenen Portion. Ich habe mit fouragirtem Grase, bey grosser Hitze, den Versuch gemacht. Ich liess nähmlich des Morgens um zehn Uhr verschiedene Haufen zu achtzig Pfund abwiegen, und da ich selbige des Abends um sechs Uhr abermals wiegen liess, so fand ich, dass von diesen achtzig Pfunden funfzig eingetrocknet waren. Man siehet hieraus, wie leicht man sich in seiner Berechnung des blossen grünen Futters für die Pferde irren kann.

Bey den Fouragirungen im freyen Felde also muss man wenigstens achtzig bis neunzig Pfund grüne Fourage für jedes Pferd auf vier und zwanzig Stunden rechnen. Auch habe ich mich in meinen mitgemachten Cam-

pagnen in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, mit gesattelten Pferden, täglich das dritte Pferd, zum Fouragiren auszuschicken. Mit ungesattelten Pferden also würde man nur um den andern Tag, das dritte Pferd auszuschicken nöthig haben.

Die grüne Fourage, mit welcher man in Krieges-Zeiten meistens gezwungen ist, die Pferde zu füttern, ist so sehr unterschieden, dass es wirklich schwer fällt in Betracht der Quantität, die nöthig ist, etwas Gewisses bestimmen zu können.

Man wird mir bey der Fouragirung ohne Sattel vielleicht den scheinbaren Einwurf machen: der Fouragirer selbst müsse gewafnet und in beständigem Wehrstande seyn. Ohne jemanden meine Meinung aufdringen zu wollen, so erlaube man mir wenigstens, dieselbe hier zu entwerfen.

Wenn ich nahe vor dem Feinde, oder auf den Flügeln der Armee, fouragiren soll, und mich eines unvermutheten schleunigen Angriffes gewärtigen muss, so werde ich natürlicher Weise, meiner Sicherheit halber, stets gesattelt und gewafnet fouragiren; weil

im Nothfall man die Leute zusammen ziehn und zur Escorte stossen lassen soll. Allein der Tag ist nichts desto weniger verloren, und ich werde nur eine kleine Beute an Fourage davon tragen, und sollte es mir auch glücken, die ganze Fourage heim zu bringen, so haben doch Sattel und Zeug sehr gelitten, und ich habe immer nur zwey hundert achtzig Pfund auf jeden Gaul legen können.

Wenn ich aber hinter der Fronte meiner Armee, in Gegenden, wo ich so leicht den Angriff des Feindes nicht zu befürchten habe, fouragiren soll, so werde ich stets die Art, ohne Sattel zu fouragiren, der andern vorziehen, und dagegen die Escorte lieber etwas verstärken.

Zu diesem füge man noch zu, dass es sehr schwer fällt, wenn die Fouragirer einmal zum Fouragiren auseinander gelassen worden, selbige zusammen zu ziehen und in Reihen und Glieder zu stellen, wenn besonders die Distance, welche abfouragirt werden soll, etwas gross und weitläuftig ist. Ich habe in meinem Leben vielen Fouragirungen beygewohnt, aber nie gesehen, dass die Foura-

geurs selbst, wenn sie einmal zum Fouragiren auseinander gelassen waren, Hand gemein geworden. Die Ursache davon zu finden, ist nicht schwer. Die Fourage wird wohl niemand gern verlassen, bevor ihn nicht die aller grösste Noth dazu zwinget, und alsdann erst die Fourageurs zu versammeln, und in Reihen und Glieder zu stellen, ist viel zu spät. Die Sache ist alsdann schon zwischen dem Feinde und der Escorte entschieden. Ueber diess wird ja niemand, bey grossen Fouragirungen, in coupirten Ländern, so lange warten, bis der letzte Fouragirer fertig ist, um den ganzen Transport auf einmal abzufertigen. Man schickt vielmehr die ersten, die aufgeladen haben, fort, damit sie bey dem Durchgang der Defilèen, keinen Aufenhalt verursachen. Aus diesem erhellet, dass man auf die Fouragirer selbst sehr wenig rechnen kann, da man sie nicht lange beysammen hat.

Die Fouragirungen ohne Sattel habe ich besonders im siebenjährigen Kriege, bey der englischen Kavallerie gesehen. Die Pferde der schweren Reiterey dieser Nation sind

wohl die stärksten, die man finden kann, auch kann ich versichern, dass ich bey ihnen Fouragir-Bunde gesehen, die auf sechs hundert Pfund oder funfzehn Pud wogen; dennoch waren die Pferde unverdorben, welches auch nicht zu befürchten ist, wenn man nur die gehörige Vorsicht dabey braucht.

Ueber die Bedeckung der Fourageurs etwas zu sagen, ist hier unnöthig, da selbige bey grossen Fouragirungen, wenn selbige nicht weit vom Feinde geschehen, gewöhnlich durch einen General commandirt wird, und einem Officier dabey weiter nichts obliegt, als die empfangnen Ordres pünktlich zu befolgen; und wird es den Regimentern erlaubt, für sich zum Fouragiren auszuschikken, so geschiehet dieses nur in solchen Gegenden, wo man vom Feinde nichts zu befürchten hat, als z. B. hinter der Armee.

Da es sich aber nicht selten trifft, dass bey grossen Fouragirungen Officiere aus der Escorte mit kleinen Commandos rechts und links geschickt werden, um die Chaine zu ziehn, so will ich nur dieses dabey anführen, dass der Officier sich bey dieser Gelegenheit

in Aussetzung seiner Vedetten eben so zu verhalten habe, als auf einer Feldwache vor dem Lager.

In Ländern, in welchen es viele Steppen giebt, und die folglich nicht sehr bebauet sind, sind die Fouragirungen nicht schwer zu verrichten, sie werden aber desto schwerer in bevölkerten Gegenden, in welchen das Land mehr beackert wird, und hier muss ein Officier, dem man eine solche Expedition überträgt, durchaus Praktik haben, besonders in dem Falle, wenn selbiger voraus geschickt wird, die Gegenden und die nöthige Quantität Fourage zu recognosciren; er muss deshalb daran gewöhnt seyn, um bestimmen zu können, auf wie viel Pferde und auf wie viel Tage die Gegend, die er gesehen, ohngefähr trägt, denn ein grosser Unterschied in seiner Berechnung könnte von bösen Folgen seyn.

Ein Officier, der von einem Regimente zu einer solchen Recognoscirung ausgeschickt wird, kann sich bey dieser Gelegenheit recht sehr durch einen Versuch helfen, wenn er die Zeit dazu hat. Die Leute, die er bey sich hat, müssen eine Sense mit sich nehmen, nun lässt er in der Geschwindigkeit auf dem

Felde, welches er hinlänglich zu einer Fouragirung für sein Regiment glaubt, so viel Fourage abmähen, als zu einem Fouragir-Bunde nöthig ist, dieser abgemähte Platz wird sodann mit Schritten abgemessen und er kann nun seinen Ueberschlag leichter machen, wenn er hernach auch nicht das ganze Feld mit Schritten abzumessen im Stande wäre.

Er muss ferner die verschiedene grüne Fütterung kennen, die man den Pferden geben kann. In Ländern, in welchen es wenig Gras giebt, muss man viel die Felder angreifen, es muss ihm deshalb bekannt seyn, dass das Roggengras die Pferde zu sehr purgirt, und dass ein Pferd, welches man lange damit füttern wollte, am Ende geschwächt werden und ganz herunter kommen müsste. Ich habe gesehen, dass der harte Hafer, den man Pferden bey diesem Futter gegeben, ganz unverdauet von ihnen wieder abging; das Gerstengras greift die Pferde weniger an, und das Hafergras ist von diesen dreyen das beste und vorzüglichste.

Zu den Fouragirungen mit gesattelten Pferden gehören zwey Fouragir-Bunde. Diese

Art zu fouragiren ist zu bekannt, als dass ich nöthig hätte, eine weitläuftige Beschreibung davon zu machen. Ich will nur das Wichtigste, welches dabey zu beobachten ist, berühren, nähmlich, dass man den Soldaten zu einem richtigen Augenmasse gewöhnen muss, damit die Bunde egal schwer werden, denn alsdann werden selbige in ihrer gehörigen Lage bleiben, im entgegengesetzten Falle aber wird die schwerere Seite sich natürlicher Weise beständig herunter ziehn, der Reiter muss alsdann anhalten, um selbige wieder aufzuziehn, welches in der File Aufenthalt verursacht, und da die Fouragir-Linie den Sattel berühret, so leidet dieser durch das hin und her Ziehn recht sehr, über diess muss das Pferd auch am Ende dadurch gedrückt werden. Dass die oberste Oehse der Linie so gebunden seyn muss, dass der Reiter selbige im Gehen des Pferdes gleich los binden kann, wodurch die Fourage auf der Stelle aus der Linie fallen muss, ist ebenfalls bekannt.

Ein Fouragir-Bund für ein Pferd ohne Sattel bestehet in einem einzigen Bunde. Die

Fouragir-Linie muss um vier Klafter länger seyn, als die, für ein Fouragir-Bund auf einem gesattelten Pferde, sie muss folglich funfzehn Klafter halten (S. Tab. VII. und VIII.)

Die Linie wird auf dem Platz, auf welchem der Reiter den Fouragir-Bund binden will, schlangen Weise gelegt, wie auf Tab. VII. Fig. 1. Lit. a zu sehen ist. Die Breite dieser Schlangen-Figur muss eine und eine halbe Arschine und ohngefähr drey Arschinen Länge halten, denn der ganze Bund darf nicht länger als drey ein Viertel Arschine seyn. Auf diesen Theil der geschlängelten Linie wird die in den Bund gehörige Quantität grüne Fourage gelegt, und zwar eine halbe Arschine auf beyden Seiten über die Linie, das Ueberflüssige ziehet sich nächstdem mit der Linie wieder ein. Hiebey hat der Reiter besonders zu beobachten, dass er die Fourage ganz ègal auseinander lege, und dass er selbige, so viel als möglich, im Legen nieder drücke, welches ihm alsdann das Binden sehr erleichtert. Hierauf schlägt er das Ende b. über das Fouragir-Bund und ziehet selbiges

durch die Bügung 1. und so verfähret er weiter mit diesem Ende der Linie, die er jedes Mal über das Fouragir-Bund schlägt, um selbige durch die Bügungen 2. 3. 4. 5. und 6. zu ziehn, durch diese letzte jedoch ziehet er die Linie zwey Mal, damit sie daselbst fest halte. Mit dem Ende der Linie c. verfähret er eben so, die er desgleichen jedes Mal über das Fouragir-Bund schlägt, um selbige durch die Bügungen 11. 10. 9. 8. und 7. zu ziehn, woselbst er diese Linie wieder zwey Mal durchzieht, so wie mit dem Ende b. bey 6. geschehen. Der Reiter muss jedes Mal, wenn er die Linie über das Fouragir-Bund schlägt, sich selbst queer darüber legen, theils um die Fourage stärker zusammen ziehn zu können, theils aber auch, dass sich die unterste Linie, das heisst, der numerirte Theil nicht verziehen könne.

Nunmehro schlägt er die beyden Enden der Linie übereinander, so dass sie sich recht in die Mitte des Fouragir-Bundes kreuzen, und so verfährt er weiter mit diesen Enden, durch die queer über gehenden Stricke, mit dem Ende b. von 7. bis 11. und mit dem

Ende c. von 6. bis 1. in der Direction, wie es die Knoten Fig. 2. Lit. d. e. anzeigen. An den Enden des Fouragir-Bundes ziehet er die Linie, durch die queer über gehenden Stricke, zwey Mal ohngefähr eine Viertel Arschine von einander, um die heraus stehende Fourage einzuziehn und zu befestigen, worauf er das Bund umkehret, und die Linie, so weit sie noch reichet, auch auf dieser Seite, durch die queer über gehenden Stricke, nach der Mitte zu durchzieht, worauf er selbige durch eine Oehse befestiget. Auf dieser Seite, recht in der Mitte des Fouragir-Bundes, folglich an der Stelle, die auf Fig. 1. zwischen dem Seile 7. 5. und 6. auf welcher das mittelste a gezeichnet, zu bemerken ist, und über welche kein Strick gehen darf, macht er eine Höhlung, wobey er die Fourage auf beyden Seiten der Höhlung fest einstopfet, damit die nächsten Stricke nicht nachgeben können.

Nunmehro wäre das Fouragir-Bund fertig, und diese Arbeit kann ein Mann ohne Beschwerde verrichten, da aber in der Zeit, wo fouragirt wird, ein Mann drey Pferde

halten muss, so müssen die Leute zu drey und drey Mann eingetheilt seyn, um allem Aufenthalt und allen Unordnungen vorzubeugen, folglich haben zwey Mann drey Fouragir-Bunde zu machen. Zu dem Auflegen des Fouragir-Bundes auf die Pferde gehören zwey Mann. Das Fouragir-Bund wird an dem einen Ende in die Höhe gerichtet, welches ein Mann so lange hält, bis der zweyte das Pferd herbey geholet, auf welchem die Pferdedecke mit einem Gurt befestiget seyn muss, und welche sodann dicht an das Fouragir-Bund gestellet wird und zwar auf die Seite, auf welcher in der Mitte des Fouragir-Bundes die Höhlung gemacht ist, worauf das Bund über das Pferd gelegt wird, so dass der Rücken des Pferdes recht in die Höhlung komme, zugleich müssen die beyden Faden des Fouragir-Bundes fest an dem Pferde herunter gezogen werden, wodurch das Bund fester zu liegen kommt und der Rücken des Pferdes mehr in die Höhlung eindringt.

Das Aufsteigen des Reiters auf das Pferd geschiehet von hinten, indem er das Ende des Schweifes durch einen Knoten zusammen

bindet, worauf er mit dem Fuss zwischen die Haare tritt, und auf diese Art aufs Pferd steiget. Da aber der Schweif des Pferdes sehr dabey leidet, wenn die Haare bey dem Knoten Schlagen nicht ganz ègal gezogen werden, welches in der Geschwindigkeit, mit welcher dieses alles geschehen muss, oft versäumet wird; so thut man besser, wenn man befiehlet, dass sich die Reiter zu zwey und zwey Mann aufs Pferd helfen, der Dritte aber muss schon vermöge des zusammen gebundenen Schweifes aufsteigen, wozu man das Pferd, welches am ruhigsten stehet, aussuchet.

Der Reiter setzt sich sodann oben auf das Fouragir-Bund, und wenn er findet, dass das eine Ende des Bundes schwerer als das andere ist, so setzt er sich mehr auf die leichtere Seite, damit die ganze Last, in ein völliges Gleichgewicht zu liegen komme.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Von den nothwendigen Kenntnissen eines Officiers, der zum Einkauf der Pferde gebraucht wird.

Zweytes Kapitel.

Von den Stutereyen des russischen Reiches und der angrenzenden Länder.

Drittes Kapitel.

Von der Formirung des leichten Reiters zu Fusse.

Viertes Kapitel.

Von der Wartung und Pflege der Pferde.

Fünftes Kapitel.

Von der Ausarbeitung der Pferde.

Sechstes Kapitel.

Vom Satteln und Packen.

Siebentes Kapitel.

Von der Formirung des leichten Reiters zu Pferde.

Achtes Kapitel.

Vom Springen und Schwimmen der Reiter zu Pferde.

Neuntes Kapitel.

Von den Pflichten eines Officiers bey dem Exerciren überhaupt.

Zehntes Kapitel.

Von den Pflichten eines Officiers auf Märschen.

Eilftes Kapitel.

Vom Scharmutziren.

Zwölftes Kapitel.

Von den Pflichten eines Officiers auf Vorposten, bey den Convoien und Recognoscirungen.

Dreyzehntes Kapitel.

Vom Fouragiren.

Verzeichniss der Kupferstiche.

Ein Pferd mit den Benennungen seiner Theile Tab. 1.
Ein Huf -- 2.
Desgleichen -- 3.
Ein Kinnbacken -- 4.
Ein Skelet von einem Pferde -- 5.
Der Plan eines Flusses -- 6.
Ein Fouragier - Bund -- 7.
Desgleichen -- 8.

STADTBIBLIOTHEK * AUGSBURG *

Tab. I.

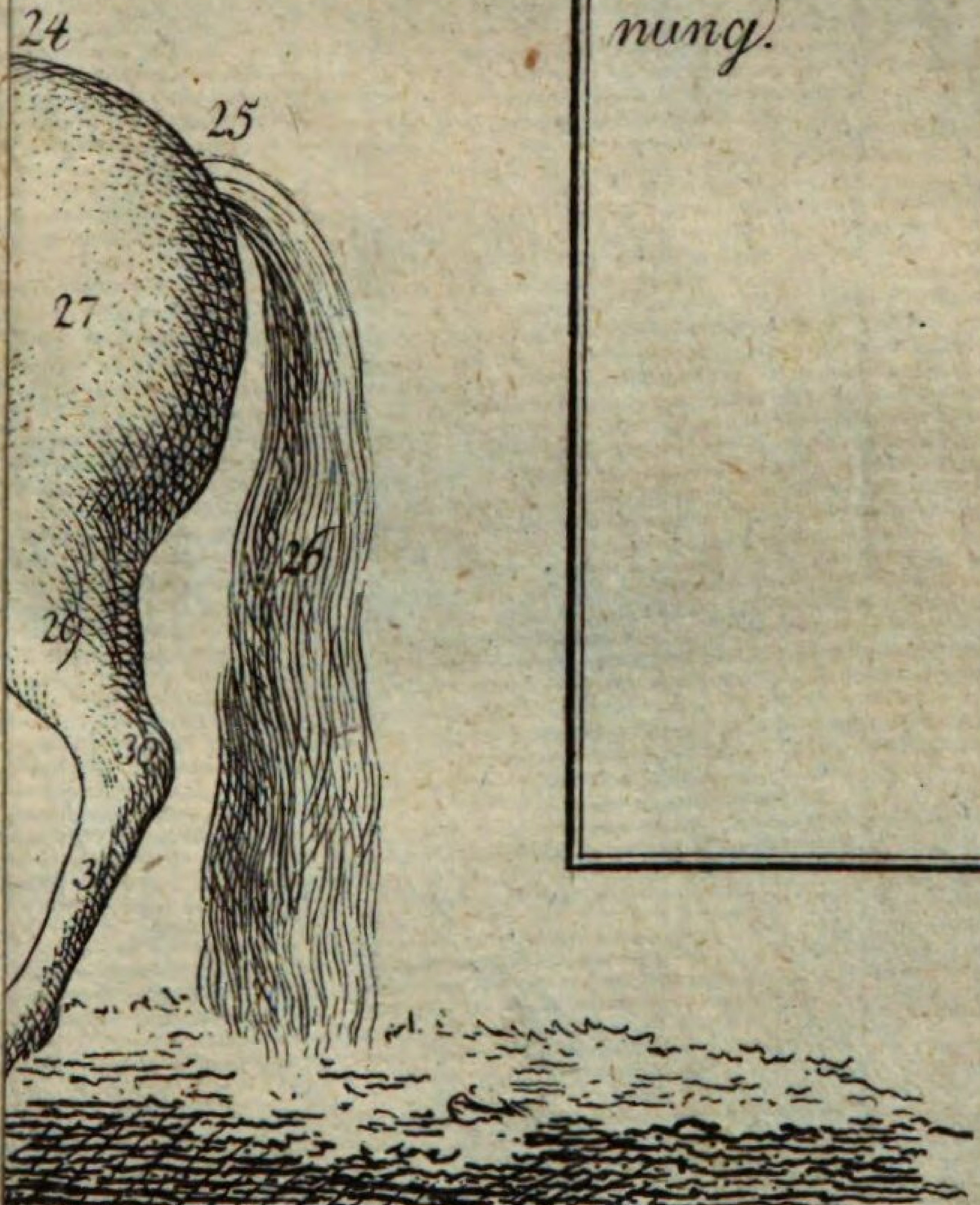
zum Leib gehören.

der Rücken 21.
die Ribben 22.
die Flanken 23.

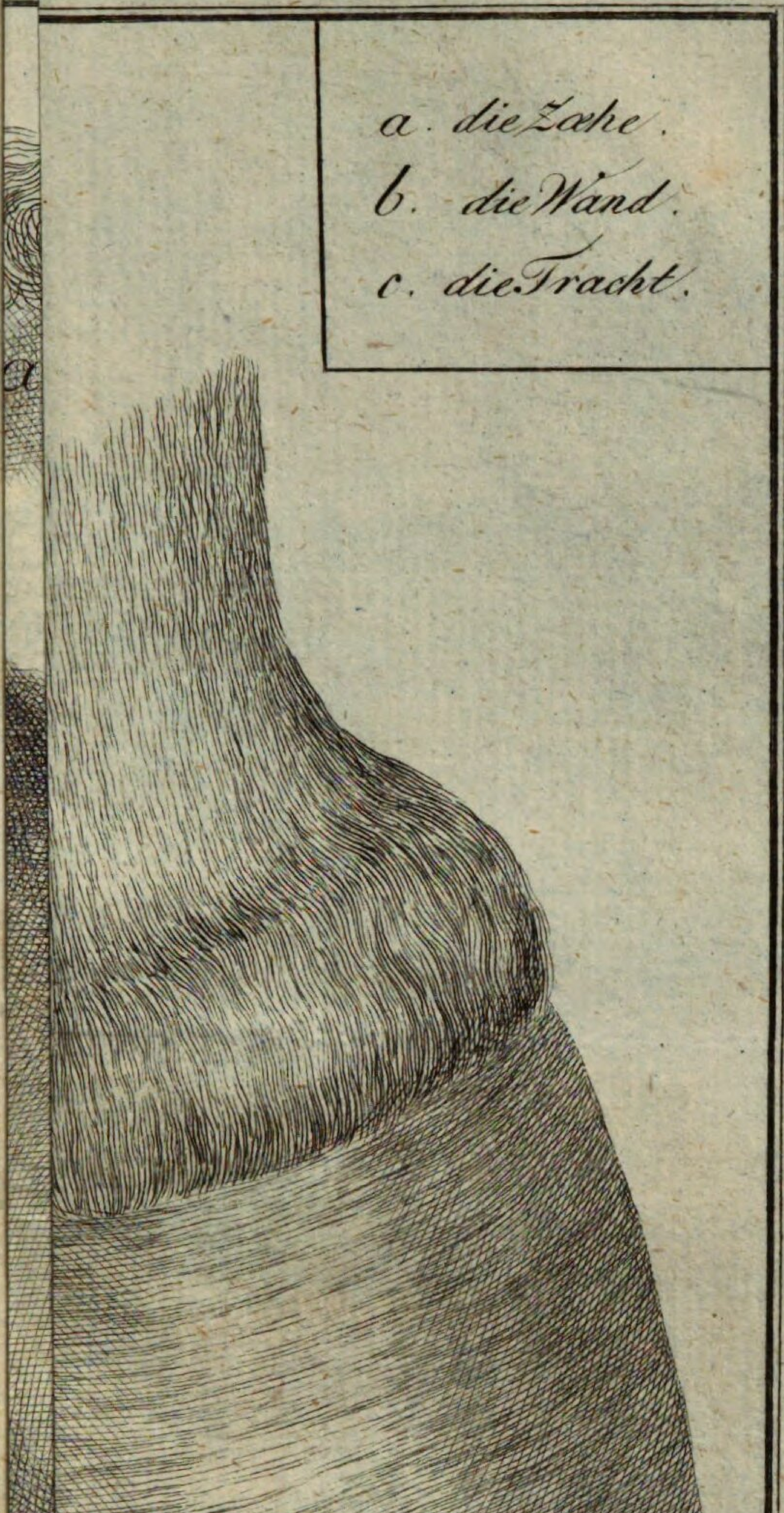
zur Hinterhand gehören

das Kreutz 24.
die Rübe 25.
der Schweif 26.
die Backen 27.
die Hanken . . . 28.
der Schenkel . . . 29.
das Knie 30.
das Schienbein . 31.

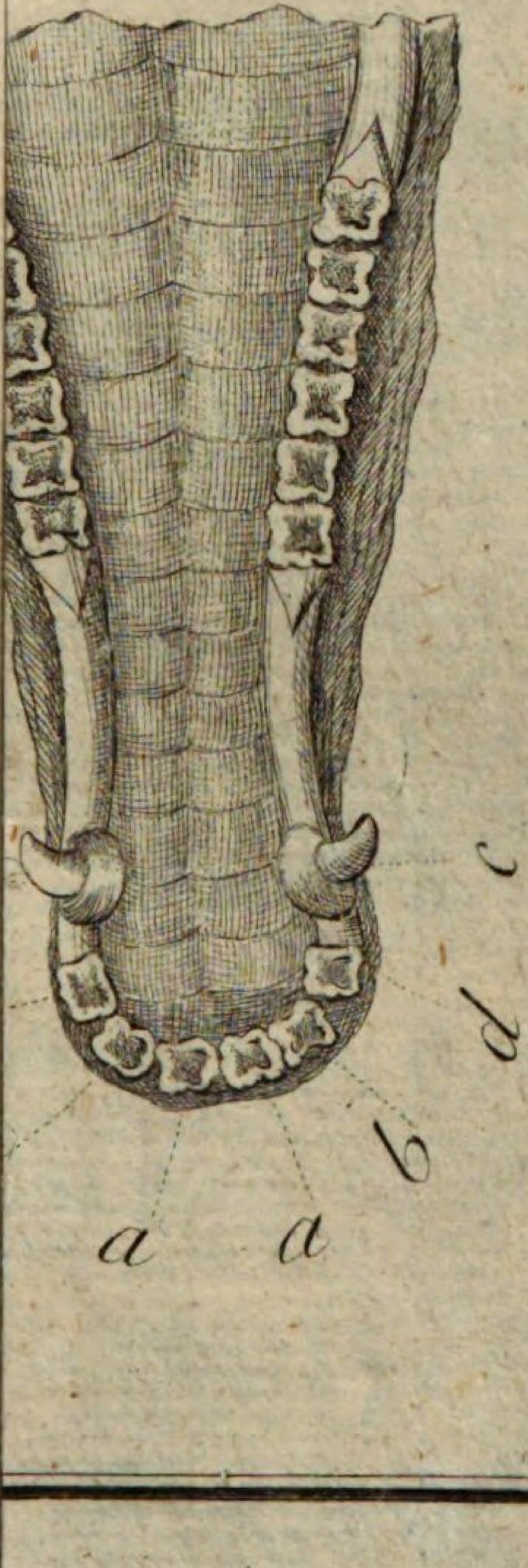
die übrigen Theile ha„ben mit denen der Vor„derbeine gleiche Benen„nung.



Tab. II.

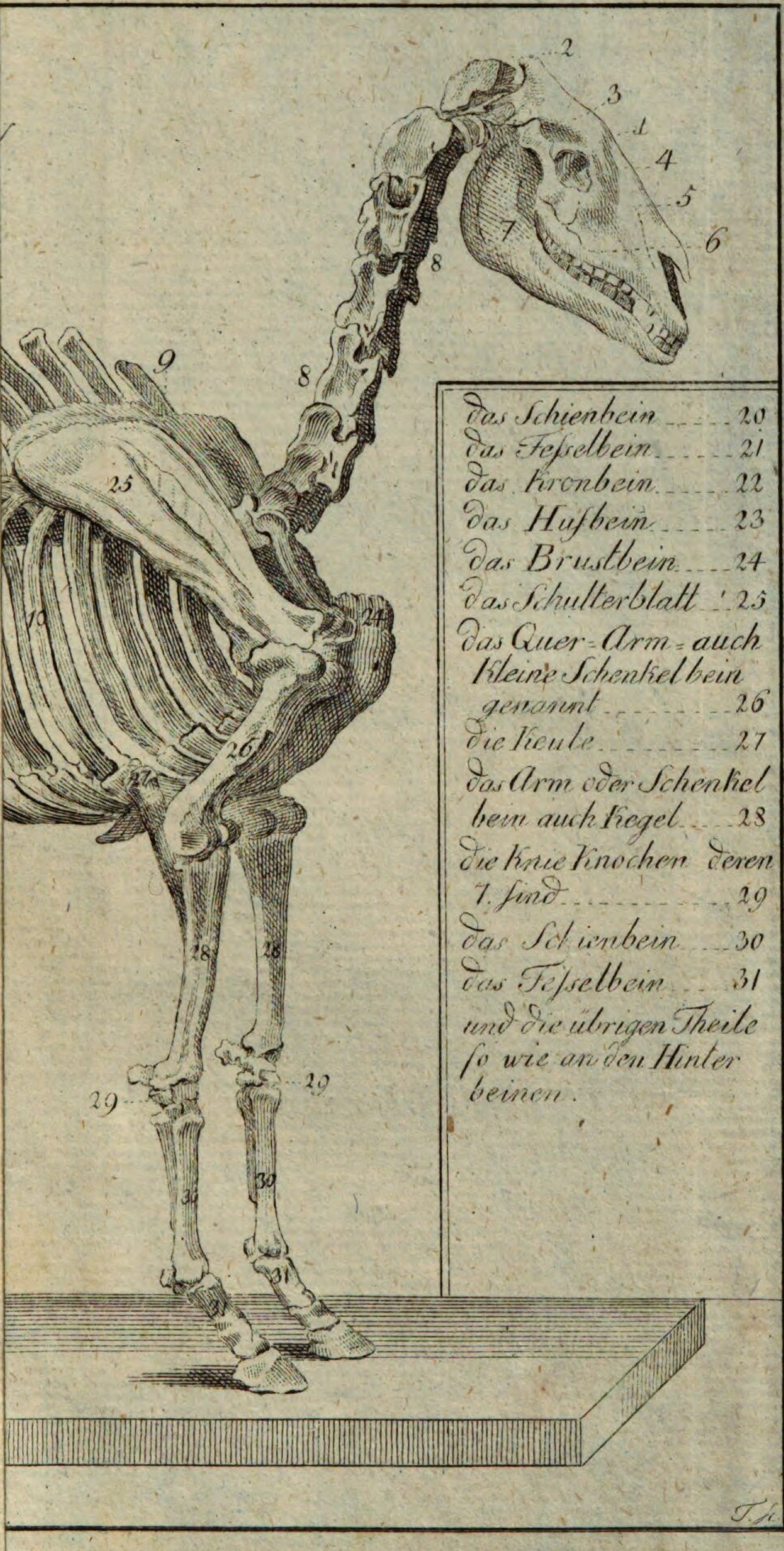


Tab. IV.

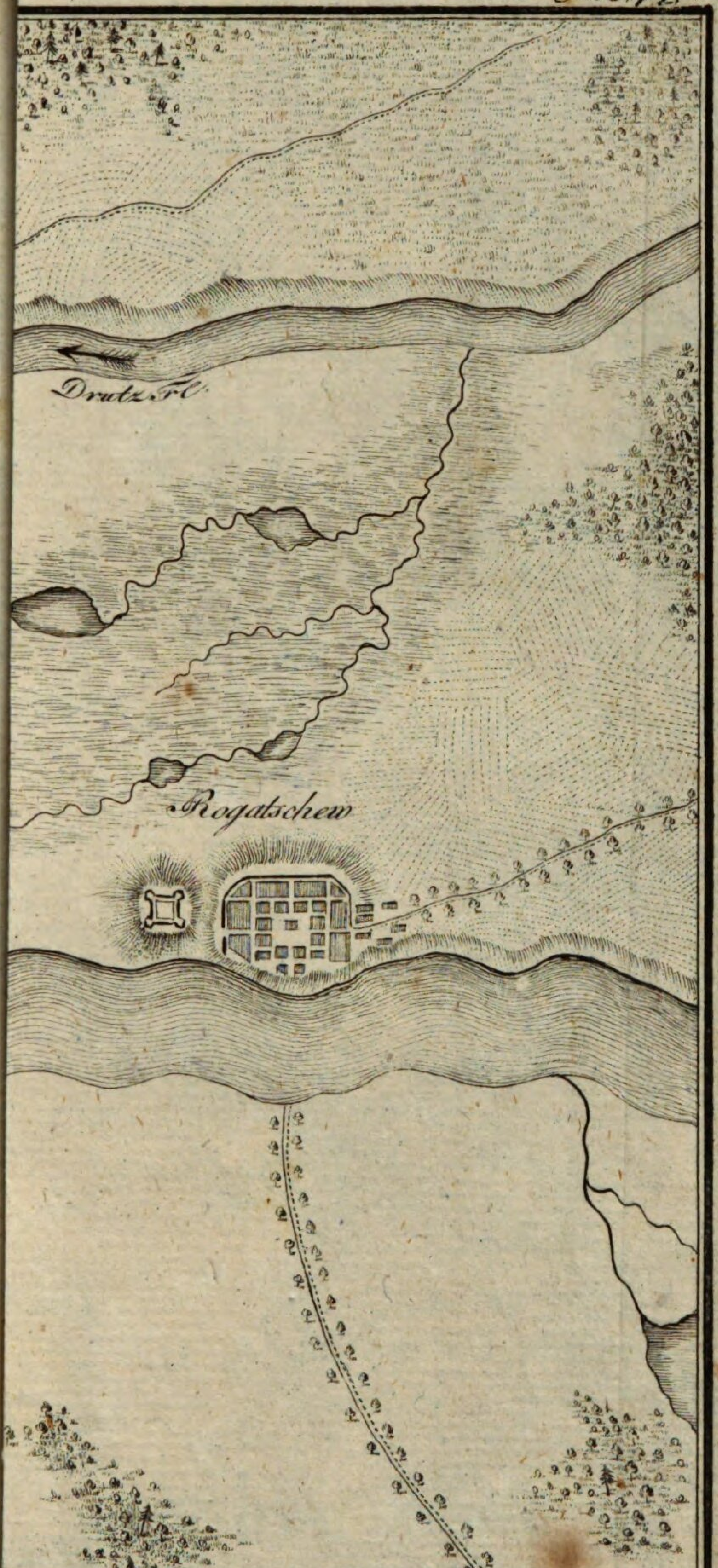


Pet. sculp. Leip.

Tab. V.

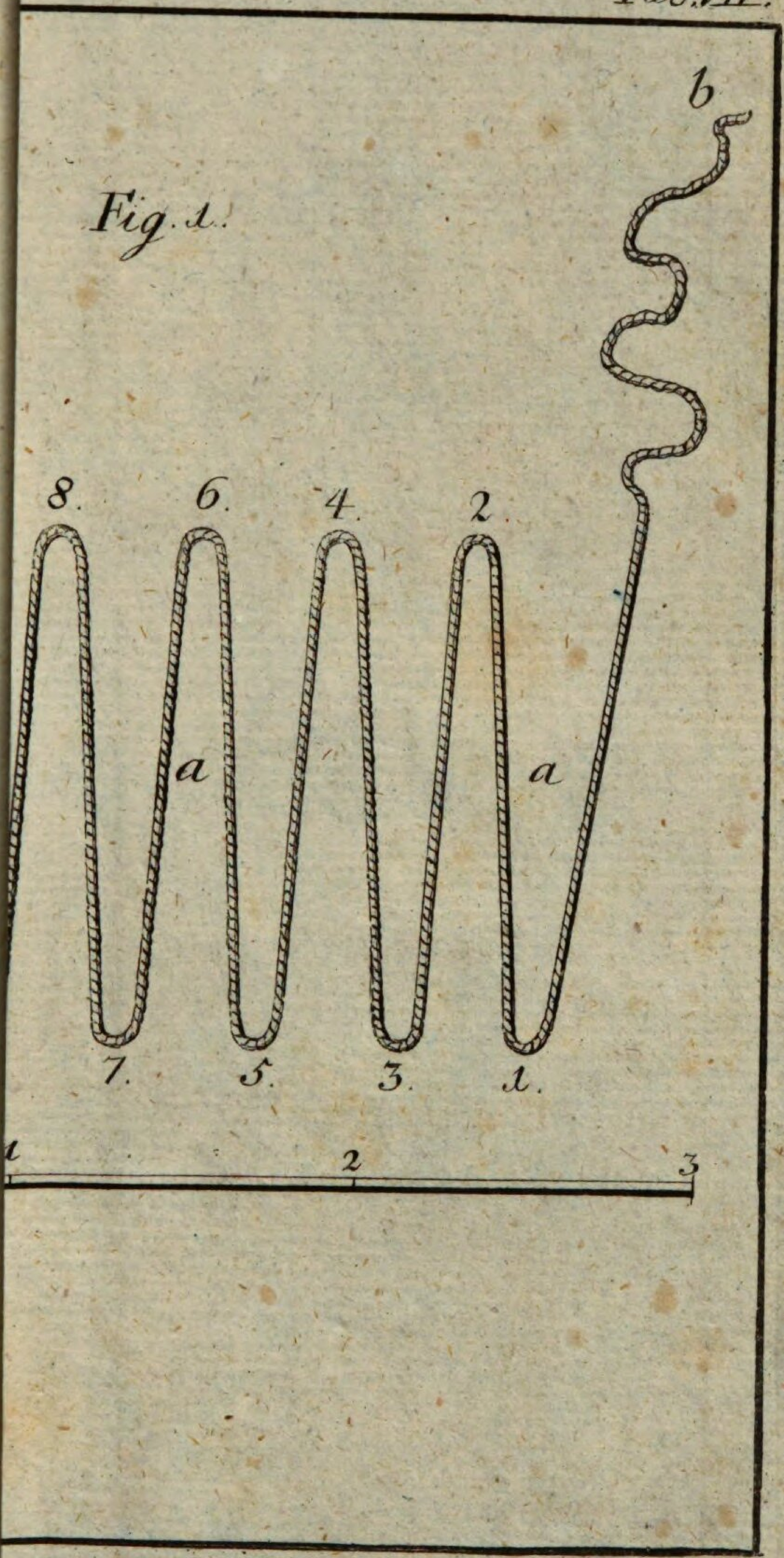

das Schienbein 20
das Fesselbein 21
das Kronbein 22
das Hufbein 23
das Brustbein 24
das Schulterblatt .. 25
das Quer-Arm- auch
Kleine Schenkel bein
genannt 26
die Keule 27
das Arm oder Schenkel
bein auch Kegel 28
die Knie Knochen deren
7. sind 29
das Schienbein 30
das Fesselbein 31
und die übrigen Theile
so wie an den Hinter
beinen.
T. H.

Tab. VI.



Petermann sculpt. Lips. 1794.

Tab. VII.



Tab: VIII.

Fig: 2.

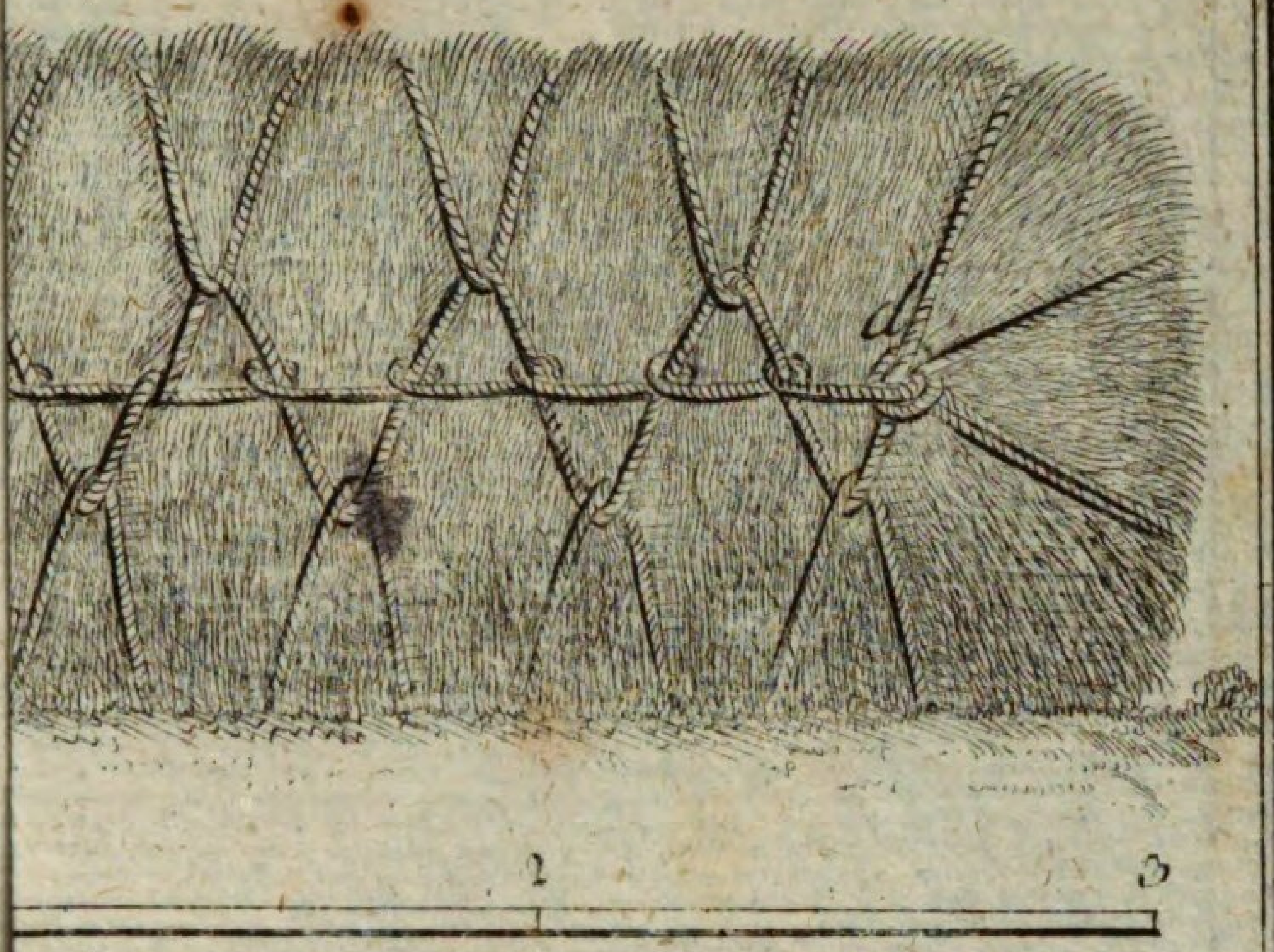
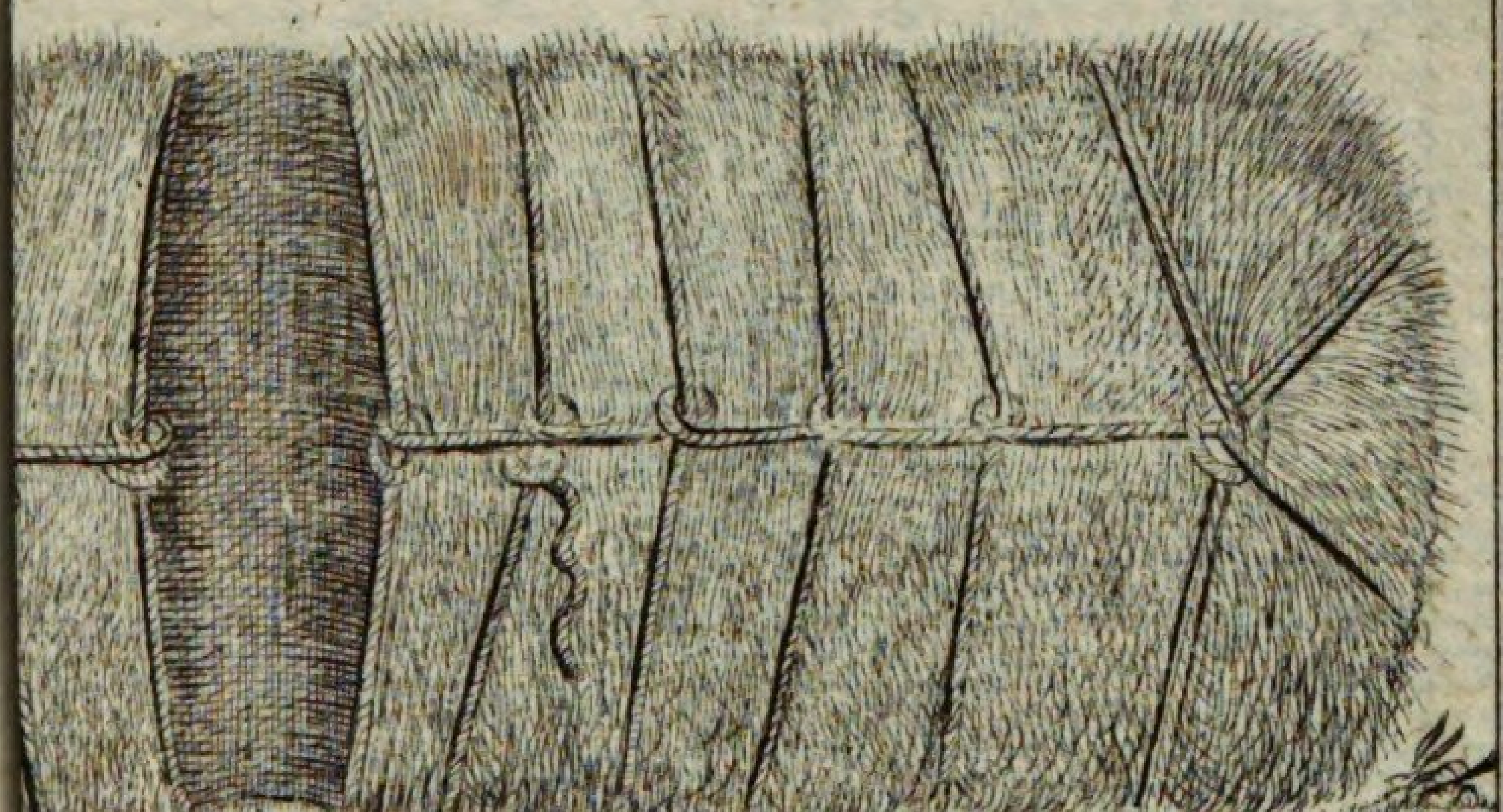


Fig: 3.



Seite die auf d[illegible] Pferde Rücken komt.

Pet. st. Lips

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Stw.

Bennigsen

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MIDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bennigsen, Levin August Theophil <<von>>,

Gedanken über einige dem Officier der leichten Cavalerie nothwendige Kenntnisse des Kriegsdienstes und der Pferde

Wilna 1805

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Stw 567
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11281903-6